

David Livingstone

Gustav Plieninger




Digitized by Google

Werner Kohler



David Livingstone.

David Livingstone.

Ein Lebensbild des großen Entdeckers und Missionars,

für die

deutsche Lesewelt, besonders die reifere Jugend

nach den Quellen dargestellt

von

Dr. Gustav Plieninger.

Mit Livingstones Porträt, 43 in den Text gedruckten Illustrationen, 6 Farbdruckbildern und einer Karte.

Stuttgart.
Druck und Verlag von Gebrüder Kröner.
1885.

Vorwort.

„An dem natürlichen und gar an dem christlichen Moralgesetze gemessen,“ sagt Dr. Warneck im Ausland 1882, „wird mancher große Mann sehr klein; während man dem, was er that, seine Bewunderung nicht zu versagen vermag, kann man dem, was er war, keineswegs immer in gleicher Weise seine Achtung zollen. In David Livingstone lernen wir dagegen einen Mann kennen, der gleich groß war durch das, was er that, und durch das, was er war, — der unter den Forschungsreisenden aller Zeiten dasteht als ein König und mit Paulus sagen könnte: ‚Ich habe mehr gearbeitet als sie alle.‘“

Obgleich nun jeder Gebildete von ihm, dem berühmten Entdecker und kühnen Bahnbrecher christlicher Civilisation in Afrika, schon das eine oder andere gehört oder gelesen hat, so dürften doch bis jetzt nicht viele imstande gewesen sein, ein lebendiges und zusammenhängendes Bild von den Thaten und Schicksalen des großen Schotten zu gewinnen, der durch seine dreißigjährigen zum Teil ans Wunderbare grenzenden Reisen und überraschenden Entdeckungen die allgemeine Aufmerksamkeit auf den dunkeln Erdteil gelenkt und zu den vielen jetzt im Gange befindlichen wissenschaftlichen, philanthropischen und kommerziellen Unternehmungen in Afrika den Hauptanstoß gegeben hat. Zwar ist vor einigen Jahren von Dr. W. G. Blaikie in Edinburgh eine (von O. Denk verdeutschte) Biographie Livingstones erschienen, welche aus ungedruckten Tagbüchern und Briefen wertvolle Mitteilungen enthält, die geeignet sind, auf seine durch fast unüberwindliche Schwierigkeiten sich hindurchringende Jugend, sein schönes Familienleben und seinen bewunderungswürdigen Charakter ein helleres Licht zu werfen. Aber abgesehen von anderem erklärt es der Verfasser gleich in seiner Vorrede für unnötig, bei Ereignissen zu verweilen, die in den gedruckten Reiseberichten beschrieben seien, außer wo der Zusammenhang es erfordere, und so werden sehr interessante und spannende Scenen aus

Livingstones Reiseleben nur kurz angedeutet oder ganz weggelassen, in der Voraussetzung, daß die betreffenden Reisewerke dem Leser schon bekannt oder doch leicht zugänglich seien. Diese Voraussetzung, welche vielen englischen Lesern gegenüber ganz berechtigt sein mag, trifft bei dem deutschen Lesepublikum entfernt nicht zu, da nur ein sehr kleiner Teil desselben in der Lage sein wird, sich mit den drei umfangreichen Livingstoneschen Reisewerken näher bekannt zu machen. Nicht unwillkommen dürfte daher eine für die Bedürfnisse der deutschen Lesewelt berechnete Biographie Livingstones sein, welche mit Benützung aller vorhandenen Quellen, statt auf die Reisewerke nur zu verweisen, das allgemein Interessante daraus, und zwar hervorragende Scenen mit den ihnen Farbe und Leben verleihenden einzelnen Zügen, in ihre Schilderung aufnimmt.

Insbesondere hoffe ich auch der heranwachsenden Jugend in den nachfolgenden Blättern eine anziehende und bildende Lektüre zu bieten; führen sie ja den Leser über Land und Meer in vorher unbekannte, von keines Europäers Fuß betretene Regionen mit ihren großartigen Naturbildern, ihrer eigenartigen Menschen-, Tier- und Pflanzenwelt, Regionen, deren Erforschung mit zahllosen Gefahren und unsäglichen Anstrengungen, Beschwerden und Entbehrungen verbunden war. Den Mittelpunkt aber, an den die Beschreibung alles dessen sich knüpft, bildet die hohe Gestalt des Mannes, der nicht nur durch seine seltene geistige Begabung und seine glänzenden Leistungen für die Wissenschaft, seinen Heldenmut in Gefahren und seine eiserne Ausdauer im Kampfe mit Schwierigkeiten aller Art unsere Bewunderung erregt, sondern auch durch seine innige Frömmigkeit, makellose Sittenreinheit und selbstvergessende, unermüdliche Menschenliebe unser ganzes Herz gewinnt. Und mit diesen Eigenschaften des Geistes und Gemüts sehen wir bei ihm eine Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit vereinigt, welche auch unter den Ehrenbezeugungen, womit er überhäuft wurde, sich stets gleich blieb und es ihm zur Regel machte, nichts zu lesen, was zu seinem Lobe geschrieben war. Er war ein Christ und ein Mann, beides im höchsten Sinne, und mit keinem besseren Wunsche kann ich dieses Vorwort schließen, als daß sein edles Bild viele, namentlich auch aus den Kreisen der Jugend, zu freudiger Nacheiferung erwecken möchte.

Stuttgart, im März 1885.

Dr. Gustav Plieninger.

Inhalt.

Erstes Buch.

Zweites Buch.

Drittes Buch.



Livingstones Abschied von seinem Vater.

Erstes Buch.

1. Jugend und Vorbereitungszeit.

1813—1840.

Die Heimat. — In der Wollspinnerei. — Die Entscheidung. — Auf der Universität Glasgow. — Prüfung und Probezeit. — Medizinische Studien in London. — Der Abschied.

David Livingstone wurde am 19. März 1813 in dem ungefähr drei Stunden von Glasgow, an den Ufern des Clyde gelegenen Dorfe Blantyre geboren. Sein Vater, Neil Livingstone, der das Geschäft eines Theehändlers betrieb, war ein Mann von herzlicher Frömmigkeit und untadelhaftem Wandel. Er las gern, besonders religiöse Bücher, interessierte sich lebhaft für das Missionswesen, und auf seinen Geschäftsreisen durch die Ortschaften der Umgegend bemühte er sich zugleich, kleine religiöse Schriften zu verbreiten. Seine Gattin Agnes, geb. Hunter, war eine zarte, kleine Frau mit ungewöhnlich schönen Augen, die sich auf ihren Sohn David vererbten. Sie teilte die religiöse Richtung ihres Mannes, lag mit Eifer ihren häuslichen Pflichten ob, war eine äußerst liebevolle, sorgsame Mutter und belebte durch ihr heiteres Wesen das bescheidene Heim. Diese ehrwürdigen Eltern durften fünf ihrer Kinder, drei Söhne und zwei Töchter groß ziehen, und unter denselben war David der Liebling der Familie.

Den ersten Unterricht empfing Livingstone in der Dorfschule. In seinem neunten Lebensjahre schenkte ihm der Lehrer der Sonntagsschule ein Neues Testament, weil er den 119. Psalm mit seinen 176 Versen an zwei auf einander folgenden Abenden hatte auswendig hersagen können. Als er zehn Jahre alt war, schickten ihn seine unbemittelten Eltern in die in

Blantyre befindliche Baumwollspinnerei, wo er als Anstückler und später als Spinner verwendet wurde. Von einem Teile seines ersten Wochenlohnes kaufte er sich eine kleine Grammatik der lateinischen Sprache, deren Erlernung er in einer Abendklasse von acht bis zehn Uhr oblag. Obgleich er morgens 6 Uhr wieder in der Fabrik sein und dort, mit Ausnahme der zum Frühstück und Mittagessen nötigen Zeit, bis abends 8 Uhr arbeiten mußte, setzte er doch nach der Abendschule sein Sprachstudium bis Mitternacht oder später fort, wenn nicht die Mutter ihm seine Bücher geradezu wegnahm und ihn zu Bette schickte. Mittels dieses ausdauernden Fleißes gelang es ihm, sich mit manchem Klassiker bekannt zu machen, und er brachte es so weit, daß er in seinem sechzehnten Jahre den Virgil und Horaz mit gutem Verständnisse lesen konnte. Auch alle anderen ihm zugänglichen Bücher, Romane ausgenommen, las er begierig, mit besonderer Vorliebe aber wissenschaftliche Schriften und Reisebeschreibungen. In der Fabrik legte er ein Buch auf die eine Seite der Maschine, so daß er, während er bei der Arbeit stand, darin lesen konnte. Die Wartung des Räderwerks aber erforderte bei der damals noch viel unvollkommeneren Einrichtung der Spinnmaschine große Anstrengung, und die längste Pause, die er zum Lesen benützen konnte, dauerte kürzer als eine Minute. Eine seiner Lieblingsschriften war ein Kräuterbuch, und er beschränkte sich nicht darauf, in demselben zu lesen, sondern er durchstreifte mit seinen Brüdern die Umgegend nach allen Richtungen, um die in dem Buche beschriebenen Pflanzen zu suchen.

Bei der frommen Erziehung, welche Livingstone zu teil wurde, hatte er die Sündhaftigkeit der menschlichen Natur und die Pflicht, dagegen anzukämpfen, nie bezweifelt; lange jedoch vermochte er die durch Christum verkündigte vergebende und seligmachende göttliche Gnade sich nicht persönlich anzueignen. Als er aber endlich den Mut dazu fand, erwachte in ihm die innigste, dankbare Liebe zu seinem Gott und Heiland, gefolgt von dem Entschlusse, ihm sein ganzes Leben zu weihen. Er war damals zwanzig Jahre alt, und seine neue Gemütsrichtung offenbarte sich zunächst darin, daß er, was er von seinem Erwerbe nicht zu seinem Lebensunterhalte bedurfte, für die Missionssache bestimmte, beseelt von dem Wunsche der Verbreitung des Evangeliums unter allen, denen es noch unbekannt war. Bald aber ging er noch einen Schritt weiter. Schmerzliche Klagen des Missionars Gützlaff in China über den Mangel an tüchtigen Sendboten brachten Livingstone zu dem Entschlusse, selbst Missionar zu werden, und seine Eltern waren damit vollkommen einverstanden.

Nun galt es, sich für die erwählte schwierige Laufbahn vorzubereiten, und Livingstone hoffte dies ohne fremde Hilfe bewerkstelligen zu können. Mit dem, was er sommers von seinem Wochenlohn absparte, wollte er winters seine Studienkosten decken. Dies wäre ihm nicht schwer gefallen, wenn er nur Theologie studiert hätte; da er aber in der Arzneiwissenschaft ein sehr wichtiges Förderungsmittel für seinen künftigen Beruf erkannte, so wollte er auch Medizin studieren, und um dies zu ermöglichen, war er

entschlossen, sich jede Art von Entbehrung aufzuerlegen. Im Spätherbste des Jahres 1836 begleitete ihn sein Vater nach Glasgow, aber alle Wohnungen, die sie dort in Augenschein nahmen, waren ihnen zu teuer. Endlich, nachdem sie den ganzen Tag gesucht hatten, fanden sie ein Stübchen zu zwei Schillingen wöchentlich. Dieses bezog Livingstone, vertauschte es jedoch bald, da seine Wirtin sich an dem von ihm mitgebrachten Thee und Zucker vergriff, mit einem Zimmer zu zwei ein halb Schillingen, wo er sich ganz behaglich fühlte. An Kollegiengeldern mußte er zwölf Pfund bezahlen.

Am Ende des Semesters, im April 1837, kehrte Livingstone nach Hause zurück und arbeitete wieder den ganzen Tag in der Spinnerei. Die für das zweite Semester nötige Summe konnte er nicht ganz zusammenbringen und mußte, was ihm noch dazu fehlte, von seinem älteren Bruder borgen. In diesen zwei Semestern studierte er die griechische Sprache, Theologie und besonders Medizin. Mit anderen Studenten besuchte er gerne einen jungen medizinischen Assistenten, Namens James Young, in dessen Zimmer sich eine Hobelbank, eine Drechselscheibe und andere Handwerksgerätschaften befanden. Livingstone interessierte sich für die Drechselbank und eignete sich im Gebrauche der Werkzeuge eine Geschicklichkeit an, die ihm in Afrika sehr zu statten kam. Young erwarb sich später als Chemiker einen großen Namen, besonders durch die Reinigung des Petroleums; Livingstone pflegte zu sagen, derselbe habe für einen Bruchteil der durch den früheren rauchigen Stoff verursachten Kosten die Häuser mit einem hellen, weißen Lichte versehen, und benannte nach ihm einen Fluß, in welchem er eine der Nilquellen vermutete.

Während seines zweiten Semesters in Glasgow richtete Livingstone ein Schreiben an die Londoner Missionsgesellschaft, worin er ihr seine Dienste anbot und seine Auffassung der Aufgabe eines Missionars auseinandersetzte. Sein Anerbieten wurde angenommen und er selbst im September 1838 nach London berufen, um sich einer Prüfung zu unterziehen. Nachdem er diese bestanden hatte, wurde er nach Chipping Ongow in der Grafschaft Essex zu dem Pfarrer Richard Cecil geschickt, um bei diesem eine dreimonatliche Probezeit durchzumachen. Im Hause desselben empfing er Kost und Unterricht in der lateinischen und griechischen Sprache, sowie in der Theologie, in der Stadt teilte er seine Wohnung mit einem andern Missionszöglinge, Joseph Moore, den er in London kennen gelernt hatte. Die beiden jungen Männer begannen miteinander die hebräische Sprache zu erlernen, machten täglich gemeinsame Spaziergänge und schlossen bald einen so innigen Freundschaftsbund, daß Livingstones Eltern sie mit David und Jonathan verglichen.

An einem Sonntag Abende sollte Livingstone in einem benachbarten Orte eine Predigt halten, die er selbst verfaßt und Cecil korrigiert hatte. Er bestieg die Kanzel und las bedächtig den Text; als er nun aber seinen Vortrag beginnen wollte, wurde es dunkel vor seinen Augen und die ganze auswendig gelernte Predigt entschwand seinem Gedächtnisse. Da sagte er: „Freunde, ich habe alles vergessen, was ich zu sagen hatte!“ und verließ

eilends Kanzel und Kirche. Als dieser Vorfall und der Umstand, daß er die Gebete, die er, abwechselnd mit anderen Zöglingen, bei den Hausandachten und an den Wochentagen in der Kirche frei aus dem Herzen sprach, stockend vortrug, nach London berichtet wurden, fehlte nicht viel, daß die Missionsgesellschaft ihn für untüchtig erklärt hätte. Auf den Antrag eines Mitglieds aber wurde ihm eine fernere Probezeit von einigen Monaten bewilligt, und nachdem diese befriedigender als die erste abgelaufen war, kehrte er nach London zurück, um auf der dortigen Universität seiner weiteren Ausbildung obzuliegen.

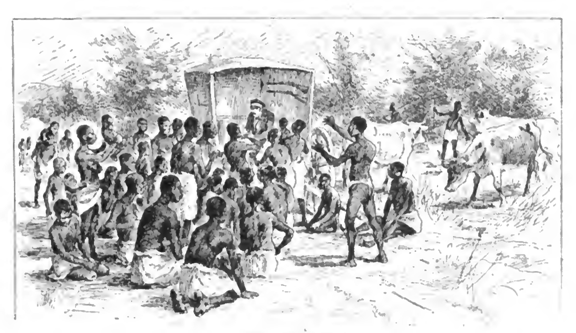
Ganz besonders widmete er sich in London medizinischen Studien, wobei er sich der Leitung Dr. Risdon Bennetts, Präsidenten des Königlichen Kollegiums der Aerzte, überließ. Dieser war überrascht von dem reichen Wissen, das sich Livingstone von den Gegenständen, welche die Grundlage der medizinischen Wissenschaft bilden, bereits angeeignet hatte; dagegen war er mit dem praktischen Teile der Medizin noch wenig vertraut, hatte auch bis jetzt keine Gelegenheit gehabt, die Natur der Krankheiten zu studieren und hegte den lebhaften Wunsch, diesem Mangel sobald als möglich abzuhelfen. Dr. Bennett führte ihn daher in ein Hospital ein, wo er Vorträge über medizinische Praxis hielt und gewährte ihm nicht bloß den Zutritt zu den letzteren, sondern sorgte auch dafür, daß er an der ärztlichen Behandlung der Kranken thätigen Anteil nehmen durfte; ebenso bewirkte er seine Zulassung in eine Augenklinik. So sammelte sich Livingstone allmählich schöne Kenntnisse in der Medizin und Chirurgie, und als er später von Afrika aus dem ihm zum Freunde gewordenen Dr. Bennett schrieb, welche Mittel er, von einem Löwen schwer verwundet, zu seiner Heilung angewendet habe, bewunderten Bennett und seine ärztlichen Freunde den dabei von ihm bewiesenen Scharfsinn und Mut.

Eine Leberkrankheit, welche Livingstone in London befiel, ließ einen schlimmen Ausgang befürchten, und als das einzige Mittel zu seiner Wiederherstellung erschien die Rückkehr in seine Heimat. Als sein Freund Moore ihn zum Dampfboot geleitete, konnte er vor Schwäche kaum an Bord kommen, und jener schied mit Thränen von ihm, als von einem, der nur noch wenige Tage zu leben habe. Aber die Reise und der Besuch im Elternhause hatten eine wunderbar günstige Wirkung, und schon nach kurzer Zeit erfreute sich Livingstone wieder seiner früheren Gesundheit und konnte nach London zurückkehren.

Durch das, was er in London aus dem Munde des in Südafrika stationierten Missionars Moffat gehört hatte, war in ihm der Wunsch erregt worden, auch dahin gesandt zu werden, und die Missionsgesellschaft hatte sich damit einverstanden erklärt. Da man aber glaubte, daß der Besitz eines Doktordiploms ihm von Nutzen sein könnte, begab er sich, ehe er seine Reise nach Afrika antrat, im November 1840 nach Glasgow und erhielt dort den Grad eines Lizentiaten der Medizin und Chirurgie. Für seine Familie in Blantyre blieb ihm nur eine einzige Nacht übrig und da

gab es noch so viel zu besprechen, daß er vorschlug, die ganze Nacht aufzubleiben, wovon aber seine Mutter nichts wissen wollte. Am andern Morgen, es war der 17. November, stand die Familie um fünf Uhr auf. Die Mutter bereitete den Kaffee; Livingstone las den 121. und 135. Psalm und betete; dann erfolgte ein ergreifender Abschied von der Mutter und den Geschwistern. Sein Vater begleitete ihn nach Glasgow, von wo aus ihn das Dampfboot nach Liverpool bringen sollte, und auf dem Landungsplatze in Glasgow sahen Vater und Sohn auf Erden einander zum letztenmal.

War Livingstone von jeher der Liebling seiner Familie gewesen, so hatte er sich während seines Aufenthaltes zu Glasgow und London auch in weiteren Kreisen viel Liebe erworben. Zwar war sein Gesicht keineswegs einnehmend, und in seiner Sprache machte sich eine gewisse Rauheit bemerklich, aber die Selbstlosigkeit und Reinheit seines Charakters, sein schlichtes, freimütiges und bei aller Entschiedenheit doch bescheidenes und freundliches Wesen gewann ihm die Herzen aller, die ihn kennen lernten; ja, nicht wenige wurden durch ein nicht zu beschreibendes Etwas, das ihn umgab, von ihm ganz bezaubert. Die bewundernswürdige Geisteskraft, Willensstärke und Ausdauer jedoch, die er später in Afrika entfaltete, übertrafen alle Erwartungen.



Livingstone heilt Kranke.

2. Die ersten sieben Jahre in Afrika.

1841–1848.

Ankunft in Kuruman. — Reisen ins Innere. — Der weiße Arzt. — Die Kunst, Regen zu machen. — Unter den Krallen eines Löwen. — Verlobung und Heirat. — Die drei ersten Stationen. — Der Häuptling Setschele. — Eine schwere Prüfungszeit. — Religionsbegriffe der Betschuanen.

Nachdem Livingstone am 20. November 1840 in der Kirche in der Albionsstraße zu London zum Missionar eingesegnet worden war, schiffte er sich am 8. Dezember nach dem Kaplande ein, kam nach dreimonatlicher Fahrt in der Kapstadt an und begab sich dann nach der Algoa-Bai. Von da reiste er mit Ochsengespann landeinwärts nach der etwa 140 Meilen*) von der Kapstadt entfernten Missionsstation Kuruman im Betschuanenlande, wo er am 31. Juli 1841 anlangte. Die Station machte auf ihn einen angenehmen Eindruck: Die Missionsgebäude waren aus Stein erbaut und die von einem Bache bewässerten Gärten mit Fruchtbäumen, Weinstöcken, europäischen Gemüse- und Getreidearten bepflanzt. Dies war der gewöhnliche Wohnort des damals noch in London befindlichen Moffat, dessen vieljähriges Wirken unter den Eingeborenen schöne Früchte getragen hatte. Livingstone wünschte aber noch über diese äußerste Station seiner Gesellschaft hinaus weiter nach Norden vorzudringen, wo die Bevölkerung dichter war, und dort als Pionier des Christentums und der Civilisation eine neue Ansiedelung zu gründen. Er reiste daher, um einen hiezu geeigneten Ort ausfindig zu machen und Land und Leute kennen zu lernen, in Begleitung eines anderen Missionars in das Bakuena-Land und wurde dort von dem Häuptling Setschele in Schokuane freundlich aufgenommen. Da ihn aber der Erfolg

*) Unter den Meilen sind stets deutsche Meilen zu verstehen.

dieser Reise nicht befriedigte, so trat er am 10. Februar 1842 eine zweite Reise in das Innere an und nahm dazu nur vier Eingeborene mit, welche die Zugochsen und den Wagen zu besorgen hatten. Er kehrte nach einem sechs Meilen südlich von Schokuane gelegenen Dorfe, Namens Lepelole, zurück. Dort widmete er sich, abgeschnitten von allem Umgang mit Europäern, ein halbes Jahr der Erlernung der Landessprache, und der Einblick, den er da in die Sitten, Denkweise und Gesetze dieses Betschuanenstammes, der Bakuena, gewann, wurde ihm für den Verkehr mit ihnen von unberechenbarem Werte. Von Lepelole aus reiste er weiter nordwärts, um die Bakaa, Bamangwato und die Makalaka zu besuchen, welche zwischen dem 22° und 23° südlicher Breite wohnen, und indem er die Bakaa-Berge an ihrer Nordseite umging, war er, ohne es zu wissen, nur noch zehn Tagreisen von dem Ngami-See, den er später entdeckte, entfernt.

Von den Eingeborenen wurde Livingstone auf seiner Reise mit großer Achtung behandelt; manche fürchteten sich vor ihm, und als er eines Tags sich einem Dorfe näherte, wo nicht lange vorher ein weißer Händler mit seinem Gefährten ermordet worden war, entfloh die ganze Einwohnerschaft bis auf wenige Personen und konnte nur mit Mühe zur Rückkehr bewogen werden. Fast überall hörten die Leute willig und aufmerksam an, was er ihnen von göttlichen Dingen sagte; er stieß aber zuweilen auf die seltsamsten Vorstellungen. Ein Häuptling bat ihn, ihm statt seines sündhaften Herzens durch eine Arznei ein reines Herz zu verschaffen, und bei einem anderen Stamme waren die Begriffe vom höchsten Wesen so verschwommen, daß man einen Häuptling und zu seinem Schrecken auch Livingstone als Gott anredete, was diesem Veranlassung gab, mit Ernst und Liebe auf den wahren Gott, den Schöpfer Himmels und der Erde, hinzuweisen. Nicht wenig wurde Livingstones Ansehen durch seine ärztlichen Kenntnisse unterstützt. Manchmal war sein Wagen von Kranken und Leidenden ganz umringt, oder drängten sie sich in seiner Wohnung, und vielen konnte er Hilfe bringen. Pünktlich beobachteten sie seine Vorschriften, und bei Operationen saßen Männer und Weiber still und unbeweglich; nur bei länger dauernden Kuren wurden sie ungeduldig. Sein Ruf erscholl weit und breit, und man schrieb ihm übernatürliche Kräfte zu. Doktor und Regenmacher ist bei diesem Volke ein und dieselbe Person; dies veranlaßte Livingstone zu der Erklärung, er könne ebenfalls Regen machen, zwar nicht durch Zauberei, wie die eingeborenen Aerzte, aber durch Ableitung eines Flusses zur Bewässerung. Dieser Gedanke wurde beifällig aufgenommen und alsbald zur Ausführung gebracht; auch des Häuptlings eigener Leibarzt arbeitete wacker mit und lachte herzlich über den Einfall des Fremden, der auf diese Art Regen machen könne.

Da Livingstones Zugochsen erkrankten, mußte man einen Teil der Reise zu Fuß zurücklegen. Bei dieser Gelegenheit hörte er einige seiner Begleiter, die erst kürzlich zu ihm gestoßen waren und nicht wußten, daß er etwas von ihrer Sprache verstehe, von seinem Aussehen und seiner

körperlichen Leistungsfähigkeit reden. „Er ist nicht stark," sagten sie, „er ist ganz schmächtig und scheint nur stark, weil er sich in diese Säcke (Beinkleider) steckt, er wird bald ermüdet sein!" — „Dies," sagt Livingstone, „reizte mein Hochlandsblut, und ich erhielt sie, meiner Ermüdung nicht achtend, mehrere Tage im schnellsten Schritte, bis ich sie richtigere Urteile über mich als Fußgänger aussprechen hörte."

Sein Kommen und Verweilen an einem Orte lernten die Eingeborenen als eine Gunst betrachten, und wenn sie auf seine Absichten nicht eingehen wollten, war die wirksamste Drohung, daß er sie verlassen werde, was er denn betreffenden Falls auch that. Noch ehe er ein Jahr im Lande war, verstand er es vortrefflich, die Einwohner auf die richtige Art zu behandeln. Sein offenes Wesen, sein furchtloses Auftreten und Beweise seiner Herzensgüte wirkten von Anfang an mächtig auf die Gemüter, und die einfache, heitere Weise, in der er mit den Eingeborenen fast wie mit großen Kindern verkehrte, machte sie zutraulich gegen ihn. Bleibend aber wurde sein Einfluß auf sie dadurch, daß er stets die Gesetze der Gerechtigkeit, Menschenfreundlichkeit und guten Sitte beobachtete; denn das beste Mittel, auf andere dauernden Einfluß zu gewinnen, ist, wie er zu sagen pflegte, Beharren im Gutesthun.

Auf der Rückreise nach Kuruman wählte Livingstone im Gebiete der Bakatla das schöne Thal von Mabotsa für eine neue Missionsstation aus, deren Gründung auch wirklich zustande kam. Als er nämlich im Juni 1843 nach Kuruman zurückkam, fand er ein Schreiben der Londoner Missionsdirektoren vor, worin ihm die Erlaubnis zur Anlegung einer Station in den oberen Ländern erteilt wurde. Nachdem er einen Amtsbruder gefunden hatte, der sich bereit erklärte, ihn zu begleiten und mit ihm die neue Ansiedelung in Angriff zu nehmen, brachen beide zu Anfang Augusts auf und erreichten nach vierzehntägiger Reise Mabotsa. Hier fragten sie vor allem den Häuptling, ob er ihre Niederlassung auf seinem Gebiete wünsche. Dieser und seine Leute, welchen die Perlenschnüre, Flinten und andere Dinge, von denen sie stets einen reichen Vorrat bei Europäern voraussetzten, in die Augen stachen, hießen die zwei Missionare herzlich willkommen. Hierauf kaufte Livingstone in dem entzückend schönen, in einem Amphitheater von Bergen liegenden Thale den nötigen Grund und Boden an. Sodann ging es an die Erbauung einer 15 m breiten und $5^1/_2$ m hohen Hütte, wobei ihnen die Bakatla wenig halfen, um so mehr aber der eingeborene Missionsgehilfe Mebalwe, den sie aus Kuruman mitgebracht hatten. Dieser Ort war zum Mittelpunkte ihrer Thätigkeit bestimmt, die sich namentlich auch auf ein Dutzend ringsumher liegender, unschwer zu erreichender Dörfer richten sollte.

Während seines Aufenthalts in Mabotsa fand ein Vorfall statt, der Livingstone in eine schreckliche Lage und die äußerste Lebensgefahr brachte. Die Bakatla von dem Dorfe Mabotsa wurden nämlich von Löwen sehr belästigt, welche nachts in die Viehhürden sprangen und ihre Kühe zerrissen,

ja sogar am hellen Tage die Herden anfielen. Dies war etwas so Ungewöhnliches, daß die Leute meinten, sie seien durch Zauberei eines benachbarten Stammes in die Gewalt der Löwen gegeben. Einmal zogen sie zwar gegen diese aus; da sie aber im Vergleich mit den Betschuanen im allgemeinen ein ziemlich furchtsames Völkchen sind, so kehrten sie zurück, ohne einen getötet zu haben.

Nun ist es bekannt, daß, wenn von einem Trupp Löwen einer getötet wird, die anderen dem Winke folgen und die Gegend verlassen. Als daher die Herden wieder angefallen wurden, brach Livingstone mit den Leuten auf, um sie zur Tötung wenigstens eines dieser Raubgesellen zu ermutigen. Sie fanden die Löwen auf einem mit Bäumen bestandenen kleinen Hügel; um diesen bildeten die Leute einen Kreis, der sich allmählich verengte, so daß sie ziemlich nahe aneinander den Hügel hinanstiegen. Livingstone befand sich mit Mebalwe unten im Thale und sah auf einem Felsstück innerhalb des Kreises einen Löwen sitzen. Noch ehe er zum Schusse kam, feuerte Mebalwe; die Kugel traf aber nur den Felsen, auf dem der Löwe saß. Dieser biß in die getroffene Stelle, wie ein Hund in einen Stock oder Stein, der nach ihm geworfen wird; dann sprang er auf, brach durch den sich vor ihm öffnenden Kreis und entkam unverletzt. Die Leute wagten nicht, ihn anzugreifen, vielleicht infolge des Glaubens an Verzauberung.

Als der Kreis sich wieder geschlossen hatte, sahen Livingstone und sein Begleiter zwei andere Löwen, mochten aber nicht schießen, aus Besorgnis, die den Kreis bildenden Männer zu treffen, und die letzteren ließen auch diese zwei Thiere durchbrechen. Würden die Bakatla nach der Landessitte verfahren sein, so hätten sie die Löwen bei dem Versuche, durchzubrechen, mit ihren Spießen erstochen. Da nun aber Livingstone und sein Gefährte sich überzeugt hatten, daß die Leute nicht zur Tötung eines Löwen zu bringen seien, so lenkten sie ihre Schritte nach dem Dorfe; als sie jedoch um die Ecke des Hügels bogen, sah Livingstone einen von den Löwen wie zuvor auf einem Felsstücke sitzen, diesmal aber hinter einem kleinen Gebüsch. Aus einer Entfernung von etwa 30 m zielte er nach ihm durch das Gebüsch und feuerte beide Läufe seines Gewehrs ab.

Die Männer schrieen: „Er ist geschossen! er ist geschossen!“ Andere riefen: „Er ist auch noch von einem anderen Mann geschossen, — laßt uns zu ihm gehen!“ Livingstone sah niemand anders auf ihn schießen, bemerkte aber, wie der Schweif des Löwen hinter dem Gebüsche sich in die Höhe richtete, und rief den Leuten zu: „Wartet noch ein wenig, bis ich wieder geladen habe!“ Während er nun die Kugeln in die Läufe stieß, hörte er ein Geschrei, und aufblickend sah er den Löwen gerade auf sich losspringen. Er stand auf einer kleinen Anhöhe; der Löwe packte ihn im Sprung an der Schulter und beide fielen miteinander zu Boden.

Ueberaus merkwürdig ist die Schilderung, welche Livingstone von dem, was jetzt folgte, giebt. „Mit schrecklichem Gebrüll dicht an meinem Ohre,“

sagt er, „schüttelte mich der Löwe, wie ein Dachshund eine Ratte. Das Schütteln bewirkte eine Betäubung ähnlich derjenigen, worin eine Maus sich nach dem ersten Schütteln der Katze zu befinden scheint. Es versetzte mich in einen traumartigen Zustand, worin ich weder Schmerz noch Furcht fühlte, obgleich ich mir dessen was vorging vollkommen bewußt war. Es war mir wie Kranken, welche, teilweise unter dem Einflusse von Chloroform stehend, die ganze Operation sehen, aber das Messer nicht fühlen. In diesem eigentümlichen Zustande befinden sich wahrscheinlich alle Tiere, die von Fleischfressern getötet werden, und wenn dem so ist, so müssen wir darin eine wohlthätige Fürsorge des gütigen Schöpfers zur Erleichterung ihres Todes erkennen. Als ich mich unwillkürlich umwandte, um mich dem auf mir liegenden Gewichte zu entziehen, da der Löwe eine seiner Tatzen auf meinem Hinterkopfe hatte, sah ich seine Augen sich auf Mebalwe richten, der aus einer Entfernung von 10—15 m auf ihn schießen wollte, aber sein Feuersteingewehr versagte in beiden Läufen. Sofort verließ mich der Löwe, sprang auf Mebalwe und biß ihn in den Schenkel. Als ein anderer Mann, dem ich, nachdem er von einem Büffel in die Höhe geschleudert worden war, das Leben gerettet hatte, mit seinem Spieße dem Löwen zu Leibe gehen wollte, packte ihn dieser an der Schulter; doch in demselben Augenblicke äußerten die Kugeln, die er empfangen hatte, ihre Wirkung, und er fiel tot zu Boden." Um den vermeintlichen Zauber von dem Löwen zu nehmen, welchen die Bakatla für den größten erklärten, den sie je gesehen hatten, zündeten sie am andern Tage ein riesiges Freudenfeuer über ihm an.

Livingstone hatte von der Tatze des Löwen einen bedenklichen Knochenbruch am linken Arme erlitten, und außerdem hatten ihm seine Zähne elf Wunden an demselben Arme geschlagen. Seine ärztlichen Kenntnisse kamen ihm dabei trefflich zu statten, und allmählich heilten seine Wunden; aber an dem zersplitterten Teile des Knochens bildete sich ein falsches Gelenk, und eine ihm oft sehr hinderliche Schwäche blieb sein Leben lang an dem Arme zurück.

Auf dieses schreckliche Ereignis sollte bald ein sehr erfreuliches folgen. Im Sommer 1844 verlobte sich Livingstone mit Marie Moffat, der ältesten Tochter des mit seiner Familie indessen nach Kuruman zurückgekehrten Missionars, welche, in Afrika geboren und mit den Aufgaben des Missionslebens vertraut, ihm nicht bloß eine treue, liebreiche Lebensgefährtin, sondern auch durch ihr einnehmendes Wesen und ihre Menschenfreundlichkeit eine treffliche Gehilfin in seinem Berufe wurde. Für seinen neuen Hausstand bedurfte er vor allem einer Wohnung; er baute daher in Mabotsa ein kleines Haus, das bis Manneshöhe von Stein, im übrigen aber von Holz war, und zwar legte er selbst dabei Hand an. Nachdem das Bauwesen vollendet und ein schöner Garten angelegt war, wurde in Kuruman die Hochzeit gefeiert und Livingstone brachte seine Gattin in die neue Heimat.

Der Missionsarbeit, die für ihn in Mabotsa erst recht begann, stellten sich große Hindernisse entgegen. Das ganz in der Sinnenwelt lebende



Unter den Krallen eines Löwen.



Volk zeigte sehr wenig Empfänglichkeit für höhere Dinge, und manche wichen mit einem aus Furcht und Haß gemischten Gefühle vor der neuen Lehre zurück. In die Schule kamen die Kinder anfangs mit Furcht und Zittern, und ohne die Hilfe des eingebornen Lehrers und des Häuptlings, der herbeiholte, so viele er konnte, wären wohl gar keine gekommen, da die Weiber ihnen sagten, sie werden von den weißen Männern gebissen werden, und andere alberne Dinge ihnen vorschwatzten. Auch später war der Schulbesuch ein sehr unregelmäßiger, so daß manchmal 20 der nackten, kleinen Geschöpfe anwesend waren, ein andermal nur zwei oder auch gar keines. Zu allem dem kam etwas, das Livingstone im Innersten seiner Seele wehe that: der von ihm aus Kuruman mitgebrachte Amtsbruder feindete ihn an und erlaubte sich ungerechte Beschuldigungen gegen ihn. Dieses Verhältnis, das auch den Eingebornen zu großem Aergernisse werden konnte, war Livingstone unerträglich, und obgleich sein jährlicher Gehalt nur 100 Pfund betrug und all sein Geld verausgabt war, beschloß er doch, sein mit so viel Mühe und Kosten erbautes Haus und seinen ihm sehr lieb gewordenen Garten zu verlassen und anderswo eine neue Ansiedelung zu gründen. Damit sammelte er feurige Kohlen auf das Haupt seines Gegners, der sich von nun an ganz anders gegen ihn gesinnt zeigte. Die Bakatla, welche Livingstone namentlich auch vor mehreren Kriegen bewahrt hatte, verloren ihn sehr ungern und suchten ihn durch Versprechungen zurückzuhalten. Als am Tage seiner Abreise die Ochsen schon eingespannt waren, erboten sie sich, ihm an einem andern Orte unentgeltlich ein neues Haus zu bauen, wenn er sie nur nicht verlassen wollte; aber Livingstone blieb bei seinem Entschlusse.

Auf früheren Reisen war er mit dem Stamme der Bakuena bekannt geworden, und ihr Häuptling Setschele und sein Volk äußerten ein dringendes Verlangen nach einem Missionar. Zu diesem Stamme zog nun Livingstone mit seiner jungen Frau. Die neue Station Tschonuane, die er dort gründete, war 8—9 Meilen von Mabotsa entfernt und wurde im Jahre 1846 der Mittelpunkt seines Wirkens unter den Bakuena. Von allen Geldmitteln entblößt mußte sich Livingstone zu den Baukosten einen Beitrag von 30 Pfund aus London erbitten und mit seiner Frau die größten Entbehrungen erdulden. Die Stelle des Kaffees vertrat ein kraftloser Aufguß von einheimischem Korn, und als dieses verbraucht war, sahen sie sich genötigt, nach Kuruman zu reisen und um Unterstützung zu bitten. Dort riefen alte Weiber, welche Livingstones Frau zwei Jahre vorher hatten wegziehen sehen, laut aus: „Ach, wie mager ist sie! Hat er sie Hunger leiden lassen? Giebt es denn in dem Lande, wo sie gewesen ist, nichts zu essen?“

Nachdem Livingstone und seine Frau sich in Kuruman mit dem Nötigsten versehen hatten, kehrten sie zu den Bakuena zurück. Die verschiedenen Betschuanenstämme benennen sich nach gewissen Tieren, wahrscheinlich, weil sie in früheren Zeiten gleich den alten Aegyptern Tiere göttlich verehrten. Das Wort Bakatla bedeutet „die des Affen“, Bakuena „die

des Alligator", Batlapi „die des Fisches". Jeder Stamm hat eine abergläubische Furcht vor dem Tiere, nach welchem er sich nennt und enthält sich, es zu essen oder auch nur zu töten. Auch Spuren untergegangener Stämme finden sich, welche „die des Löwen", „die der Schlange" u. s. w. hießen.

Setschele, der Häuptling der Bakuena, war ein Mann von hervorragender Intelligenz, und gleich bei ihrer ersten, schon vor Jahren erfolgten Begegnung hatten sich Livingstone und er besonders zu einander hingezogen gefühlt. Während er noch ein Knabe war, wurde sein Vater von Leuten seines eigenen Stammes ermordet und die Häuptlingswürde einem andern übertragen, aber der damals benachbarte Häuptling Sebituane erstürmte den Ort, tötete den Usurpator und setzte Setschele als rechtmäßigen Erben in die Nachfolge seines Vaters ein. Der junge Häuptling heiratete später die Töchter von dreien seiner Unterhäuptlinge, die ihm als Blutsverwandte in der Zeit der Not zur Seite gestanden waren. Die Regierung ist eine patriarchalische. Jeder Mann ist kraft seiner Vaterschaft das Haupt seiner Kinder. Diese bauen ihre Hütten rings um die seinige, und mit der Zahl seiner Kinder wächst sein Ansehen, weshalb Kinder für eine der größten Segnungen gelten und stets freundlich behandelt werden. Nahe dem Mittelpunkte des Kreises von Hütten ist ein freier Platz „Kotla" genannt, mit einer Feuerstelle; hier arbeiten, essen oder sitzen sie, über die Tagesereignisse plaudernd, beieinander. Ein armer Mann schließt sich an die Kotla eines Reichen an und wird als ein Kind des letzteren betrachtet. Ein Unterhäuptling hat eine Anzahl solcher Kreise um den seinigen, und alle Kotlas zusammen, welche die in der Mitte des Ganzen befindliche große Kotla des obersten Häuptlings umgeben, bilden mit dieser eine Stadt. Der die Kotla des Häuptlings zunächst umgebende Hüttenkreis besteht aus den Hütten seiner Weiber und Blutsverwandten. Er kettet die Unterhäuptlinge an sich und seine Regierung, indem er die Töchter derselben heiratet oder seine Brüder dazu veranlaßt.

Setschele zeigte sich gleich bei seiner ersten Bekanntschaft mit Livingstone dem Christentume geneigt, und sobald ihm Gelegenheit dazu geboten ward, lernte er mit so anhaltendem Eifer, daß seine frühere durch vieles Jagen erzeugte Magerkeit sich wegen Mangels an Bewegung in Korpulenz verwandelte. Ein Missionar gab ihm den ersten Unterricht im Lesen, und gleich am ersten Tage von Livingstones Aufenthalt in Tschonuane erlernte er das Alphabet. So oft Livingstone zu ihm kam, mußte er sich von Setschele einige Kapitel aus der von Moffat in das Sitschuana, d. h. die Betschuanensprache, übersetzten Bibel vorlesen lassen. Ein besonderer Liebling von ihm war Jesaias, von dem er zu sagen pflegte: „Das war ein feiner Mann, dieser Jesaias! der wußte, wie er zu reden hatte." Entrüstet darüber, daß seine Stammesgenossen keine Empfänglichkeit für die erhabenen Wahrheiten des Evangeliums zeigten, sagte er eines Tages zu Livingstone, er wolle sie mit seiner Peitsche aus Rhinoceroshaut bekehren, und nicht ohne Mühe brachte ihn derselbe davon ab.

Für Setschele selbst war der förmliche Uebertritt zum Christentum äußerst schwierig, da er sich von allen seinen Frauen, mit Ausnahme einer einzigen, trennen mußte, wobei ihm auch der Gedanke schmerzlich war, daß er dadurch ihre Väter, die ihm einst in der Zeit der Not so treulich beigestanden waren, schwer beleidigen würde. In der Hoffnung, daß sich andere daran anschließen würden, führte er unter Livingstones Anleitung einen Hausgottesdienst bei sich ein, und der letztere war erstaunt über die einfache und schöne Sprache, womit er denselben leitete; aber außer seiner Familie kam niemand dazu. „In früheren Zeiten," sagte er, „wenn der Häuptling ein Freund der Jagd war, schafften sich alle seine Leute Hunde an und wurden auch Freunde der Jagd; liebte er Tanz oder Musik, so liebte jedermann dasselbe; trank er gern Bier, so thaten es auch alle anderen. Doch darin ist es jetzt anders: ich liebe Gottes Wort, aber keiner meiner Brüder will es mir gleich thun."

Ueber die mannigfaltigen, zum Teil sehr lästigen Geschäfte, wovon Livingstone sich in Anspruch genommen sah, schrieb er einem Freunde: „Auf der Reise kann ich lesen, zu Hause aber wenig; bauen, im Garten arbeiten, Schuhe flicken, kurieren, Kessel flicken, zimmern, Flinten reparieren, Hufeisen aufschlagen, Wagen ausbessern, predigen, Schule halten, Physik docieren und überdies ein theologischer Lehrstuhl für drei Zuhörer füllt meine Zeit ganz aus." Er schrieb eine Abhandlung über die Wasserabnahme in Südafrika und machte naturwissenschaftliche Sammlungen, die aber nicht immer den Ort ihrer Bestimmung erreichten. So ging eine Kiste mit Fossilien, schon in England angekommen, auf der Eisenbahn verloren. Der Dieb meinte wohl, sie enthalte Gold- oder Silberbarren und mag ein saures Gesicht gemacht haben, als er statt dessen nichts als Steine fand.

Livingstones Aufenthalt in Tschonuane sollte nicht lange dauern. Schon im ersten Jahre trat eine entsetzliche Dürre ein, wie sie von Zeit zu Zeit auch in den gesegnetsten Distrikten Afrikas vorkommt. Livingstone riet dem Häuptling Setschele, sich in der Nähe eines nie austrocknenden Flusses niederzulassen und mittels eines Kanals die angrenzenden Ländereien zu bewässern. Dieser Rat wurde sogleich angenommen, und bald befand sich der ganze Stamm auf dem Wege zu dem ungefähr acht Meilen entfernten Flusse Kolobeng. Der Kanal wurde unverzüglich angelegt und that vortreffliche Dienste. An und unter einem Höhenzuge von rotem Eisenstein errichteten die Eingeborenen ihre runden Hütten, während dem Häuptlinge unter Livingstones Leitung ein viereckiges Haus gebaut wurde. Für die Mission war eine kleine felsige Anhöhe über dem Kolobeng bestimmt, und von diesem erhielt die neue Station ihren Namen. Die Bakuena bauten eine Schule, für seine Wohnung aber hatte Livingstone selbst zu sorgen, und so mußte er sich jetzt schon zum drittenmale mit eigenen Händen ein Haus bauen, wobei es nicht ohne Unfälle abging. Einmal blieb er mit seinem schwachen linken Arme an einem Balken hängen, ein anderesmal fiel er vom Dache, und ein drittesmal verletzte er sich schwer mit der Axt.

Während er so nach außen in allen Sätteln gerecht sein mußte, war es seine Frau nicht minder im Innern des Hauswesens: sie verstand es, Kerzen, Seife, Kleider zu machen, zu kochen, und war neben der Pflege ihrer zwei Kinder mit diesen und anderen häuslichen Arbeiten aufs emsigste beschäftigt.

Die gottesdienstlichen Versammlungen wurden fleißig besucht, die Kinder zur Schule geschickt, und in die Kleinkinderschule, welche Frau Livingstone hielt, kamen die Kleinen, durchschnittlich 60 an der Zahl, sehr gern; auch enthielten sich die Eingeborenen am Sonntage der Feldarbeit und des Jagens. Aber Setschele war der einzige, der mit dem Christentum Ernst machte. Auf seine Bitte wurde er nach dreijährigem Unterrichte im Herbste 1848 mit seinen Kindern von Livingstone getauft, nachdem er vorher seine überzähligen Frauen ihren Eltern zurückgeschickt hatte, indem er jede von ihnen mit einer neuen Kleidung beschenkte, ihnen alle seine in ihren Hütten aufbewahrte Habe überließ und ausdrücklich erklärte, daß er keinen Fehler an ihnen finde und durch die Trennung von ihnen nichts anderes beabsichtige, als nach Gottes Willen zu handeln. Trotz dieser freundlichen Form erregte sein Schritt großen Anstoß und machte alle Verwandten und Freunde der entlassenen Frauen zu Feinden der neuen Lehre, so daß der Besuch der Kirche und Schule sich von da an fast auf die Familie des Häuptlings beschränkte. Uebrigens zeigten die Eingeborenen dieselbe achtungsvolle Freundlichkeit gegen Livingstone, wie bisher; dem Häuptlinge dagegen sagte man Dinge, womit man, wie er öfters äußerte, in früherer Zeit das Leben verwirkt hätte.

Im zweiten und dritten Jahre des Aufenthalts in Kolobeng fand ein so anhaltender Regenmangel statt, daß der Fluß austrocknete, und die Menge der toten Fische war so groß, daß die aus der ganzen Umgegend sich sammelnden Hyänen sie nicht alle aufräumen konnten. Einen großen alten Alligator, der sich keiner Räubereien schuldig gemacht hatte, fand man trocken gelegt mitten unter Fischen. Auch im folgenden Jahre regnete es nicht genug, um das Korn zur Reife zu bringen, und die Not stieg immer höher. Nun ist der Glaube an die Gabe, Regen zu machen, einer der am tiefsten eingewurzelten Glaubensartikel in diesem Lande. Auch Setschele stand im Rufe eines Regenmachers, glaubte selbst an die ihm zugeschriebene Gabe und äußerte mehrmals gegen Livingstone, es falle ihm schwerer, von dem Glauben daran sich loszumachen, als von irgend einem anderen, dem das Christentum zu entsagen gebiete. Als nun kein Regen kommen wollte, meinten die Bakuena, Livingstone habe den Häuptling durch einen Zauber gebunden, und sandten einen Abend nach dem anderen Deputationen zu ihm mit der dringenden Bitte, er möchte doch Setschele erlauben, wenigstens einige Regenschauer zu machen. „Wenn du dich weigerst," sagten sie, „so stirbt das Korn ab, und wir müssen uns zerstreuen. Laß ihn nur diesmal Regen machen, so wollen wir alle, Männer, Weiber und Kinder, in die Schule kommen und singen und beten, so lange es dir gefällt." Vergebens protestierte Livingstone; man

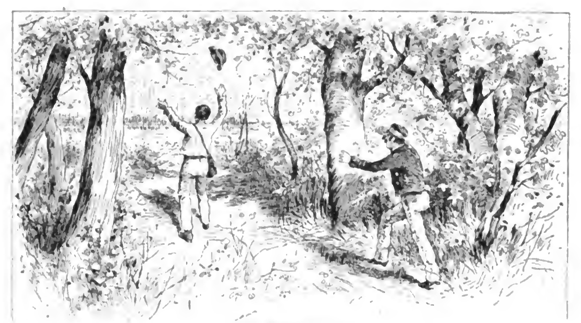
glaubte ihm nicht, und es that ihm wehe, hartherzig zu erscheinen. Oft sammelten sich Wolken und rollender Donner schien erfrischenden Regen zu verheißen, aber am andern Morgen stand die Sonne wieder am blauen, wolkenlosen Himmel.

Da man vergebens Regen zu machen suchte, vergebens allerlei Mischungen von tierischen und Pflanzenstoffen verbrannte, um durch den aufsteigenden Rauch einen solchen Zauber auf die Wolken zu üben, daß sie ihr wohlthätiges Naß herabgössen, so griff bei den Bakuena immer mehr die abergläubische Vorstellung von einem ursächlichen Zusammenhange zwischen dem Regenmangel und der Mission Platz. Setscheles Oheim, ein sehr einflußreicher und intelligenter Mann, sagte zu Livingstone: „Wir lieben dich, wie wenn du unter uns geboren wärest, du bist der einzige weiße Mann, mit dem wir vertraut werden können, aber wir wünschen, daß du dieses immerwährende Predigen und Beten aufgeben möchtest, — wir können uns damit durchaus nicht befreunden. Du siehst, daß wir keinen Regen bekommen, während diejenigen Stämme, die gar nicht beten, Ueberfluß daran haben." Letzteres verhielt sich wirklich so; denn oft sah man auf etwa vier Stunden weit entfernten Hügeln Regen fallen, während er „uns auch nicht mit einem einzigen Auge ansah". Nichtsdestoweniger blieb sich das achtungsvolle und freundliche Benehmen der Eingeborenen gegen Livingstone immer gleich, und seines Wissens hatte er keinen einzigen Feind im ganzen Stamme.

Auch sonst war das Betragen der Bakuena während der anhaltenden Dürre lobenswert. Die Weiber gaben ihre meisten Schmucksachen, Glasperlenschnüre, kupferne oder messingene Arm- und Fußspangen weg, damit man bei anderen Stämmen Getreide kaufen konnte; die Kinder streiften durch die ganze Umgegend, um eßbare Knollen und Wurzeln zu sammeln, und die Männer lagen mit Eifer der Jagd ob. Eine Menge Hochwild, Büffel, Zebras, Giraffen, Gnus, Rhinocerosse und andere Tiere sammelten sich an gewissen Quellen unweit Kolobeng. Die Bakuena legten in der Umgebung dieser Quellen großartige, gut maskierte Fanggruben an und fingen oft in einer einzigen Woche 60—70 Stück Hochwild, woran die Armen wie die Reichen ihren Anteil bekamen. So ging diese schwere Prüfungszeit, ohne daß der Stamm sich zerstreuen mußte, vorüber.

Wollte man daraus, daß man bei den Betschuanenstämmen weder irgend eine Form öffentlichen Gottesdienstes noch ein Götzenbild, noch Opfer oder übliche Gebete findet, etwa den Schluß ziehen, daß sie gar keine Religion haben, so würde man ihnen unrecht thun. Der Glaube an Gott und ein zukünftiges Leben ist bei ihnen allgemein. Die Schöpfung der Welt und alles ihnen Unerklärliche schreiben sie der Gottheit zu. „Wie wunderbar hat Gott das gemacht!" ist eine sehr gewöhnliche Redensart, und bei einem plötzlichen Todesfalle heißt es: „Er ist nicht an einer Krankheit gestorben, Gott hat ihn getötet." Von den Verstorbenen sagen sie: „Sie sind zu den Göttern gegangen." Ihre religiösen Vorstellungen, sowie

ihre Begriffe von gut und bös sind aber von sehr verschwommener Art, und während sie in weltlichen Dingen Nachdenken und gesunden Verstand zeigen, finden sie sich in die Heilswahrheiten des Christentums sehr schwer hinein, wohl hauptsächlich darum, weil ihnen das Gefühl der Sündhaftigkeit und ebendamit auch das der Erlösungsbedürftigkeit abgeht. Dazu fand Livingstone, daß von Feinden des Christentums die albernsten Gerüchte verbreitet wurden. Auf Grund derselben glaubten manche Bakuena, jeder Täufling müsse eine mit dem Gehirne toter Menschen vermischte Flüssigkeit trinken; daher waren sie sehr erstaunt, bei Setscheles Taufe nur Wasser angewendet zu sehen. Dennoch weinten dabei einige alte Männer, weil sie meinten, Livingstone habe ein Zaubermittel auf „ihren Vater“ gegossen, so daß dieser nun dem weißen Manne ganz angehöre.



Die Luftspiegelung.

3. Die Entdeckung des Ngami-Sees.

1849 und 1850.

Die Kalahari-Wüste. — Die Luftspiegelung. — Ein Strom, an den sich große Gedanken knüpfen. — Der Ngami-See. — Der eigennützige Häuptling. — Klugheit der Elefanten. — Die Tsetse-Fliege. — Fieber. — Oswells Elefantenjagd. — Rückkehr nach Kolobeng. — Frau Livingstones Krankheit. — Reise nach Kuruman. — Große Plane.

Livingstones Gedanken eilten weit über die Bakuena hinaus; die vielen Völker Afrikas, in welche noch kein Strahl vom Lichte des Evangeliums gefallen war, standen vor seinem geistigen Auge, und er wünschte zu ihnen vorzudringen. Setschele sagte ihm von Sebituane, einem großen, im Norden des Ngami-Sees lebenden Häuptlinge, der ihm in seiner Kindheit, damals in seiner Nähe wohnend, das Leben gerettet und viele andere Dienste erwiesen hatte. Derselbe war ein Mann von ausgezeichneter Begabung, hatte eine bedeutende Anzahl von Stämmen unter seine Botmäßigkeit gebracht und herrschte nun als einer der mächtigsten Fürsten Afrikas über ein sehr ausgedehntes Gebiet. Mit diesem einflußreichen Fürsten, in dessen Lande sich vielleicht ein geeigneter Ort zur Gründung einer neuen Station für ihn oder für eingeborene Lehrer fand, wünschte sich Livingstone in Verbindung zu setzen, und da Sebituane seinen Wohnsitz jenseits des Ngami-Sees hatte, so konnte er zugleich diesen See, an dessen Ufern noch kein Europäer gestanden war, zu sehen bekommen.

Zur Erreichung dieses Zieles mußte er aber durch die vom Oranjeflusse bis hinauf zum Ngami-See sich erstreckende, gefürchtete Kalahari-Wüste reisen. Zwar ist diese weite Ebene keine Wüste im eigentlichen Sinne, denn sie ist größtenteils mit sehr hohem Gras bewachsen, und die Zwischenräume sind, wo der Boden nicht kahl ist, mit einer mannigfaltigen Flora von kriechenden Knollenpflanzen, Wassermelonen und Kürbissen bedeckt;

auch finden sich da und dort große Gebüsche und selbst Bäume. Aber an Flüssen und Bächen fehlt es ganz, und Quellwasser, das man durch Nachgraben erlangen muß, ist sehr wenig vorhanden. Im sogenannten Winter, d. h. in der kühleren Jahreszeit, von Anfang Mais bis Ende Augusts, fällt kein Tropfen Regen. Dennoch wird dieses sandige Flachland auch von Menschen, wenngleich nur spärlich, bewohnt, nämlich von den Bakalahari, d. h. „denen in der Wüste", und von Buschmännern. Die Mitglieder dieser beiden Stämme gleichen sich in ihrer durch Hitze und Durst, dürftige Kost und anstrengende Lebensweise bewirkten skeletartigen Magerkeit, sind aber sonst sehr verschieden voneinander. Die Bakalahari pflanzen Wassermelonen und Kürbisse und halten sich Ziegen, für die sie das Wasser oft löffelweise sammeln müssen; den benachbarten Betschuanen liefern sie Tierfelle und tauschen dafür Speere, Messer, Tabak und Hunde ein. Es sind friedliche, schüchterne Leute, welche, ohne Widerstand zu versuchen, unthätig zusehen, wenn wenige Betschuanen ein Dorf überfallen und darin nach Willkür schalten und walten. Eine kriechende Unterwürfigkeit zeigen sie aber vollends, wenn Buschmänner kommen, um Tabak bei ihnen zu holen, denn im Verweigerungsfalle würde ihnen mit vergifteten Pfeilen geantwortet. Diese Buschmänner sind von den sogenannten „zahmen" und zum Teil christlichen Buschmännern in der Nähe der Kapkolonie wohl zu unterscheiden; sie sind gleich den letzteren auffallend klein, aber sehr wilde, stets mit vergifteten Pfeilen bewaffnete Gesellen, welche sich von Wild, Heuschrecken, Wurzeln und Knollen, bei Gelegenheit auch von geraubtem Vieh nähren, und sich keine Hütten bauen, sondern hinter einem Busch oder Felsen lagern, oder auch in einer Felsspalte, im Loch eines Stachelschweins oder Ameisenlöwen, oder in einem ausgehöhlten Ameisenhügel ihren Wohnsitz aufschlagen.

Als Livingstone einst gegen Setschele äußerte, das Evangelium müsse allen Völkern der Erde gepredigt werden, deutete dieser nach der Kalahari-Wüste und sagte: „Nimmermehr wirst du oder ein anderer weißer Mann durch dieses Land zu den jenseitigen Stämmen reisen können. Selbst für uns schwarze Leute ist dies nur in gewissen Jahreszeiten möglich, wo mehr Regen als gewöhnlich fällt und ein außerordentliches Wachsen von Wassermelonen bewirkt; ohne sie würden auch wir, die wir doch das Land kennen, darin umkommen." Aber Livingstone ließ sich durch nichts abschrecken und traf seine Reisevorbereitungen. Am ratsamsten wäre es gewesen, nach der Regenzeit, im März oder April, die Reise anzutreten, da man um diese Zeit wahrscheinlich noch an manchen Orten auf stehendes Regenwasser gestoßen wäre, das in dem regenlosen Winter gänzlich vertrocknet. Aber zwei englische Freunde, Oswell und Murway, die an der Reise teilnehmen wollten und aus weiter Ferne kamen, langten erst gegen Ende Mai in Kolobeng an. Gerade vor ihrer Ankunft trafen Boten von Letschulatebe, dem Häuptlinge des Seevolks, bei ihm ein, welche ihn baten sein Land zu besuchen und eine so glänzende Schilderung der dort vorhandenen Menge von Elfenbein machten, daß, was sehr günstig war, die aus den Bakuena angeworbenen

Führer ebenso begierig wurden, an den See zu kommen, wie es sonst jemand von der Reisegesellschaft aus anderen Gründen war.

Begleitet von den zwei Engländern und einer Anzahl von Eingeborenen, welche teils als Führer dienten, teils die Zugochsen und Pferde, die man mit sich nahm, zu besorgen hatten, trat Livingstone am 1. Juni 1849 seine Reise in das unbekannte Land an, und zwar beabsichtigte er nicht mitten durch die Wüste, sondern, soweit es möglich war, ihrem nordöstlichen Rande entlang zu ziehen.

Die ersten Stationen, von einer Quelle zur anderen, wurden ohne Hindernis zurückgelegt; als sie aber nordwärts in die Wüste einbogen und einer eigentlichen Kalahariquelle, Namens Serotli, zuzogen, machten sich ihnen bald die Schwierigkeiten und Gefahren ihrer Reise fühlbar. Der Boden bestand aus tiefem, weißem Sande, in welchem die Ochsen ihre Wägen nur mit größter Anstrengung und sehr langsam fortzuschleppen vermochten, auch war den Tag über trotz des Winters die Hitze so groß, daß man nur morgens und abends kurze Strecken zurücklegen konnte, und als man endlich Serotli erreichte, fand man nur einige Höhlungen, wie sie von Büffeln und Rhinocerossen gemacht werden, wenn sie sich im Schlamme wälzen. In einer Ecke von einer dieser Höhlungen zeigte sich Wasser, das alsbald von den Hunden aufgeleckt worden wäre, wenn man sie nicht weggejagt hätte. Dies war der ganze sichtbare Vorrat für etliche und achtzig Ochsen, zwanzig Pferde und etwa ein Dutzend Menschen! Aber einer der Führer Namens Ramotobi, der seine Jugend in der Kalahari-Wüste zugebracht hatte, erklärte, daß trotz des gegenteiligen Anscheins Wasser in Fülle vorhanden sei. Alsbald ließ Livingstone die Spaten herbeiholen, aber die Führer verachteten diese neumodischen Werkzeuge und begannen den Sand mit den Händen aufzugraben. Sie arbeiteten mit größtem Eifer, war doch dieser Ort der einzige, wo man für die nächsten drei Tage Wasser zu gewinnen hoffen konnte. Mit Spaten und Fingern wurden zwei jener Höhlungen so aufgegraben, daß sie sechs Fuß tiefe und ebenso weite Gruben bildeten. Die Führer drangen mit großem Nachdrucke darauf, die nicht sehr tief unter der Oberfläche sich hinziehende Schichte von hartem Sande oder jungem Sandsteine zu schonen; denn würde diese durchbrochen, so würde das Wasser unwiederbringlich in der Tiefe verschwinden. Sie hatten ganz recht, da die unterirdischen Wasseradern oberhalb des jungen Sandsteins zu laufen scheinen. Als man bis zu diesen hinab den Sand hinweggeräumt hatte, floß das Wasser von allen Seiten in die Gruben herein, aber freilich so langsam, daß die Karawane, um den nötigen Wasserbedarf für Menschen und Tiere zu gewinnen, einige Tage an Ort und Stelle verweilen mußte.

Während dieses Aufenthalts weideten, obgleich das Wasser für die Elen ganz unzugänglich war, diese schönen Tiere in großer Anzahl um die Karawane her, und wenn eines derselben getötet wurde, fand sich eine ansehnliche Menge Wasser in seinem Magen. Livingstone untersuchte sorgfältig

den inneren Bau dieser Tiere, ob sich darin etwa eine Eigentümlichkeit zeigte, woraus sich die Thatsache erklären ließe, daß dieselben monatelang ohne Wasser sein können, fand aber keine. Demnach genügt diesen Tieren die Feuchtigkeit, die sie mit ihrer Pflanzennahrung zu sich nehmen, und dabei kommen ihnen ihre scharf zugespitzten Hufe sehr zu statten, mit denen sie saftige Knollen und Wurzeln ausgraben können. Ebenso verhält es sich mit den Gemsböcken, Tolos oder Kudus, Springböcken und Straußen, welche der Reisende zu Hunderten in Gegenden sehen kann, wo weit und breit kein Wasser zu finden ist. Dagegen kann man beim Anblick eines Flußpferds, Büffels, Gnus, Zebras, einer Giraffe oder Pallah-Antilope mit Sicherheit darauf rechnen, in einer Entfernung von wenigen Stunden Wasser zu treffen.

Rings um Serotli ist das Land ganz flach und mit weichem, weißem Sande bedeckt, den die Sonne vom wolkenlosen Himmel herab mit einem blendenden Glanze übergießt. Die Gruppen von Bäumen und Büschen mit ihren kahlen Zwischenräumen sind einander so ähnlich, daß, wenn man die Quelle verläßt und in irgend einer Richtung nur eine halbe Viertelstunde weit geht, es schwer ist, den Rückweg zu finden. Oswell und Murway machten sich auf, um ein Elen zu jagen, und ein Bakalahari begleitete sie, aber bei der verwirrenden Einförmigkeit der Gegend verlor selbst dieser Sohn der Wüste den Weg. Die beiden mußten mit ihm eine bitterkalte Nacht unter freiem Himmel zubringen, und fanden sich erst am andern Tage, und zwar durch ihren eigenen Scharfsinn wieder zurecht.

Auf der Weiterreise wurde, da man nur sehr langsam vorwärts kam, der Wassermangel manchmal sehr drückend, besonders für die Zugochsen, denen es auch an frischem Futter fehlte, da das Gras meistens so dürr war, daß es einem unter den Händen zu Pulver wurde. Gegen das Ende des Juni aber kam man in ein altes Flußbett und eine Gegend, wo Wasser und frisches Gras weniger selten waren. Ohne zu ahnen, daß sie erst etwa die Hälfte des Wegs bis zum Ngami-See zurückgelegt hatten, fingen die Reisenden jetzt an, nach demselben auszuschauen, und eines Tages meinten sie ihn wirklich zu erblicken. Oswell war nämlich ein wenig voraus, und als er eine die Aussicht hemmende Baumreihe hinter sich hatte, sah er im Scheine der untergehenden Sonne einen großen, prächtigen See. Nicht zweifelnd, daß es der Ngami-See sei, warf er seinen Hut in die Höhe und stieß einen Freudenschrei aus. Als Livingstone, der nur eine kleine Strecke hinter ihm war, jetzt herbeikam, meinte auch er den vielbesprochenen See vor sich zu haben, und da er und Oswell übereingekommen waren, einander denselben in dem nämlichen Augenblicke sehen zu lassen, so war er, wie er sagt, ein wenig ärgerlich, daß jener unabsichtlich zuerst den See zu sehen bekommen hatte. Aber es war eine wunderbare Täuschung, eine Luftspiegelung, hervorgerufen durch eine große im Sonnenlicht strahlende Salzpfanne, d. h. einen durch die Sonnenhitze ausgetrockneten Weiher oder See, dessen im Wasser aufgelöste Salze sich niedergeschlagen haben und den

Boden mit einem Ueberzuge von Krystallisationen bekleiden. Ein breiter Baumgürtel umgab die im Umfang etwa vier Meilen große Salzpfanne und die weiße Salzfläche des Bodens war durch die Luftspiegelung in einen schönen blauen See verwandelt, in welchem die Wogen auf- und niedertanzten, und die Bäume sich klar und deutlich abspiegelten. Die Täuschung war so vollkommen, daß nicht bloß Ochsen, Pferde und Hunde, sondern auch die Eingeborenen auf den vermeintlichen See losrannten. Bald war jedoch das Trugbild verschwunden; bis zum wirklichen Ngami-See aber war noch ein Weg von mehr als 60 Meilen zurückzulegen.

Am 4. Juli ritt Livingstone mit seinen Freunden auf etwas zu, das sie für den See hielten, und immer und immer wieder meinten sie denselben zu sehen; endlich aber gelangten sie an wirkliches Wasser, wenn auch nicht an das des Sees, doch an das des schönen, in südöstlicher Richtung fließenden Suga. Von den Anwohnern hörten sie, daß dieser Fluß aus dem Ngami komme, und diese Kunde erfreute sie höchlich, da sie nun der Erreichung ihres Zieles gewiß sein durften. „Ihr werdet," sagten die freundlichen Leute, „ungefähr noch einen Monat unterwegs sein, aber ihr habt ja den Suga zu euren Füßen, und wenn ihr ihm folget, so werdet ihr zuletzt das breite Wasser erreichen." So folgte denn nun Livingstone erleichterten Herzens den Windungen des wasserreichen, durch die Langsamkeit seines Laufes fast dem Arme eines Sees gleichenden Flusses, dessen Ufer von einer mannigfaltigen, üppigen Vegetation umsäumt waren. Dem Flusse entlang lagen ziemlich zahlreiche Dörfer, und Letschulatebe, von dem Livingstone eingeladen worden war, hatte den Eingeborenen befohlen, den zu erwartenden Gästen jeden Vorschub zu leisten, so daß diese sich überall einer freundlichen Aufnahme erfreuten.

Nach einiger Zeit fand es Livingstone angenehmer, das Sitzen im Ochsenwagen mit einer Wasserfahrt zu vertauschen und den aus ausgehöhlten Baumstämmen bestehenden Kanoes der Bakoba sich anzuvertrauen, deren offenes, männliches Wesen ihm gefiel, und die für göttliche Dinge mehr Empfänglichkeit zeigten, als die ihm bisher bekannt gewordenen Stämme. Während er so stromaufwärts fuhr, kam man an einen großen Fluß, der in den Suga einmündete. Es war der Tamunak'le. Als Livingstone fragte, woher dieser Fluß komme, antworteten ihm die Eingeborenen: „O, aus einem Lande voll von Flüssen, so vielen, daß niemand sie zählen kann, und voll von großen Bäumen!" „Dies," sagt Livingstone, „war die erste Bestätigung der Aussagen, welche ich von den Bakuena, die bei Sebituane gewesen waren, gehört hatte, wornach das Land jenseits des Ngami-Sees keineswegs ein großes Sandplateau war, wie es die Gelehrten sich vorstellten. Die Aussicht auf eine Wasserstraße durch ein noch ganz unerforschtes, dicht bevölkertes Gebiet nahm von dieser Zeit an meine Gedanken so sehr in Anspruch, daß, als wir wirklich an den See kamen, die Entdeckung desselben mir von geringer Bedeutung zu sein schien. Ich finde, schrieb ich damals, daß die durch jene großartigen Aussichten in meiner

Brust erweckten Gefühle mir den Vorwurf des Enthusiasmus zuziehen könnten, wünsche aber diesen Vorwurf zu verdienen, da ohne Enthusiasmus noch nie etwas Gutes oder Großes in der Welt zustande gekommen ist."

Es war am 1. August 1849, als Livingstone und seine Gefährten zum erstenmal die schöne Wasserfläche des Ngami-Sees erblickten, den vor ihnen noch kein Europäer gesehen hatte. Der See ist so groß, daß sie ihn nur der Breite, nicht aber der Länge nach übersehen konnten, und für seine Ausdehnung hatten sie keinen anderen Maßstab, als die Angaben der Eingeborenen, welche aussagten, daß man den See in drei Tagen, auf den Tag fünf Meilen gerechnet, umgehen könne. Die Ufer desselben sind flach, schlammig und schilfig, und das Wasser ist in der trockenen Jahreszeit so seicht, daß Kähne stundenweit mit Stangen gestoßen werden müssen; wenn aber der jährliche, große Wasserzufluß von Norden her kommt, dann vertieft und erweitert sich der See. Die Umgebung ist reich an Buschwerk und Wald, worin eine Menge von Land- und Wassertieren sich birgt.

In kleiner Entfernung von dem Ausflusse des Suga aus dem Ngami-See befand sich das Dorf des Betschuanenhäuptlings Letschulatebe, dessen Vater mit einem kleinen Betschuanenstamme als Eroberer hieher gekommen war, die Bewohner des Landes sich unterworfen und sie Bakoba, d. h. Knechte, benannt hatte, während sie selbst sich „Bayeiye" nennen. Diese sind schwärzer als die Betschuanen und haben überhaupt mehr vom Negertypus. Livingstone sah sich in seinen Erwartungen von dem Häuptling Letschulatebe, der ihn so dringend eingeladen hatte, sehr getäuscht; denn er fand in ihm einen habsüchtigen und unzuverlässigen jungen Mann, dem es bei seiner Einladung nur darum zu thun gewesen war, sein Elfenbein an den weißen Gast zu verkaufen. Aber Livingstone trieb nie Handel, und jetzt lag ihm vor allem daran, zu dem etwa noch 40 Meilen weit entfernten mächtigen Häuptling Sebituane zu gelangen, bei dem er als dem Freunde Setscheles auf gute Aufnahme rechnen durfte. Doch aus Besorgnis, Livingstone möchte demselben Feuerwaffen bringen und ihn dadurch zu einem noch gefährlicheren Nachbar machen, weigerte sich Letschulatebe, jenen mit Führern zu versehen, und schickte Leute ab, um ihn am Uebersetzen über den Fluß zu verhindern. Auch daß nur Livingstone und Oswell zu Pferde nach Norden reisten, wollte er nicht zugeben. Livingstone gab aber seinen Plan noch nicht auf, sondern arbeitete viele Stunden lang im Fluße an einem Floße, das aber wegen wurmstichigen Holzes zu wenig Tragfähigkeit hatte. „Damals," sagt Livingstone, „ward ich der vielen Alligatoren, die im Suga hausen, nicht gewahr; so oft ich aber später an jene Arbeit zurückdachte, dankte ich Gott, daß ich vor ihren Kinnladen bewahrt blieb." Indessen war die Jahreszeit schon sehr vorgeschritten, und da Oswell sich erbot, nach dem Kap zu reisen und von dort zu der beabsichtigten Expedition in das unbekannte Ländergebiet nordwärts vom Ngami-See ein Boot mitzubringen, so wurde die Rückkehr nach Kolobeng beschlossen und angetreten.

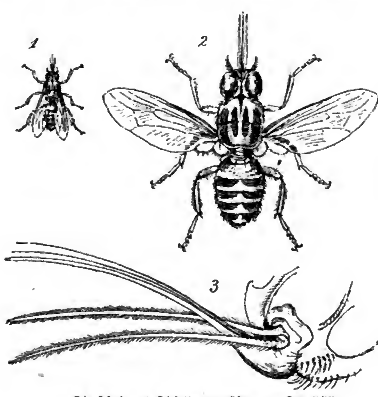
Während Livingstone mit seiner Karawane dem Suga entlang stromabwärts zog, konnte er nun mit Muße die Schönheit und den Reichtum des Landes in der Pflanzen- und Tierwelt beobachten. Riesige Bäume, deren einer 20 m im Umfang maß, wuchsen in der Nähe des Flusses, und nicht bloß von Antilopen, sondern auch von Elefanten ließen sich ganze Herden sehen. Die letzteren kamen nachts zur Tränke an den Suga. Den unweit des Flusses angebrachten Fallgruben weichen diese klugen Tiere sorgfältig aus; man hat beobachtet, daß alte Elefanten der Herde vorangingen und auf beiden Seiten des Wegs zum Flusse hinab die Baumzweige, welche die Fallgruben verbargen, hinwegnahmen; auch kam es vor, daß junge Elefanten von alten aus einer Fallgrube herausgehoben wurden. Am Suga angelangt, stillen sie ihren Durst und übergießen sich reichlich mit Wasser, wobei sie Töne großen Wohlbehagens von sich geben. Zur Vermeidung der Fallgruben ziehen sie dann in einer geraden Linie wieder der Wüste zu und weichen nicht davon ab, bis sie drei bis vier Stunden weit vom Wasser entfernt sind. Das Elfenbein war bei den Eingeborenen in solcher Menge vorhanden, daß ein Händler gegen eine 15 Mark kostende Muskete nicht weniger als zehn Elefantenzähne eintauschte. Aber schon zwei Jahre später, nachdem Livingstones Reise bekannt geworden war und europäische Händler herbeigezogen hatte, standen die Preise bedeutend höher.

So war es denn Livingstone nicht nur gelungen, den Ngami-See zu entdecken, sondern er hatte auch in dem Tamunak'le eine Wasserstraße nach dem nördlich vom See sich ausbreitenden Ländergebiete gefunden, das nach allem, was er sah und hörte, nicht ein dürres, sandiges Hochland, sondern eine von reichen Wasseradern durchströmte, fruchtbare und stark bevölkerte Ebene sein mußte, von welcher der Ngami-See die südliche Grenze bildet. Diese die Geographie Centralafrikas so wesentlich bereichernden Entdeckungen erregten nicht bloß in der Kapkolonie, sondern auch in Europa und in der ganzen gebildeten Welt großes Aufsehen; Geographen, Naturforscher, kaufmännische Spekulanten und Jagdfreunde sahen ein neues Feld für ihre Zwecke eröffnet. Livingstones Name wurde jetzt in weiteren Kreisen bekannt und die Königliche geographische Gesellschaft in London machte ihm für die Entdeckung des Ngami-Sees ein Ehrengeschenk von 25 Guineen.

Im April 1850 brach Livingstone aufs neue von Kolobeng auf, um, was ihm im vorhergehenden Jahre nicht gelungen war, über den Ngami-See hinaus gegen Norden vorzudringen und namentlich zu dem Häuptling Sebituane zu gelangen. Diesmal nahm er seine Gattin und seine drei Kinder mit sich und wurde von Setschele, der sich einen eigenen Wagen dazu kaufte, dem Missionsgehilfen Mebalwe und 20 Betschuanen begleitet. Er schlug eine östlichere Richtung durch den Bawangwato-Distrikt ein, um den Suga an seinem schmäleren Teile zu überschreiten, dann wollte er auf dem nördlichen Ufer desselben bis zum Einflusse des Tamunak'le reisen, und von diesem sich den Weg zu Sebituane zeigen lassen. Sehr schwierig war die Reise

durch die Uferwaldungen des Suga, wo viele Bäume umgehauen werden mußten, um die Durchfahrt der Ochsenwagen zu ermöglichen; auch ging hie und da ein Ochse durch einen Sturz in eine Fanggrube verloren. Als aber die Karawane sich dem Tamunak'le näherte, kam ihr die Schreckensnachricht entgegen, daß die Tsetse-Fliege an seinen Ufern hause, und so mußte Livingstone, wollte er nicht um alle seine Ochsen kommen, oder den Rückweg antreten, wieder auf das andere Ufer übersetzen.

Die Tsetse-Fliege, kaum größer als unsere gemeine Hausfliege, und fast von derselben braunen Farbe wie die Biene, ist für manche Gegenden Afrikas eine schwere Plage. Ihr Stich bringt dem Rindvieh, Pferden und Hunden gewissen Tod. Obgleich Livingstone und seine Gefährten nie eine große Anzahl solcher Giftfliegen ihr Vieh bedrohen sahen, verloren sie doch im nächsten Jahre durch ihren Stich allmählich 43 schöne Ochsen. Unschädlich ist dagegen die Tsetse-Fliege für Menschen und wilde Tiere, sowie für Maultiere, Esel und Ziegen, auch für Kälber, so lange sie sich noch von der Muttermilch nähren. Livingstones Kinder wurden oft von ihr gestochen, ohne daß es ihnen etwas geschadet hätte; auch sah man Scharen von Zebras, Büffeln, Pallahs und andern Antilopen in einem eigentlichen Gebiete der Tsetse ruhig weiden. Diese hat nämlich ihre bestimmten, scharf abgegrenzten Gebiete, so daß, während sie an dem einen Ufer eines Flusses hauste, Livingstones Zugvieh am anderen Ufer ganz ungefährdet war, obgleich auf rohem Fleisch, das Eingeborene in ihren Kanoes von einem Ufer zum andern brachten, häufig Tsetses zu sehen waren. Der Stich ist nicht empfindlicher als der eines Moskitos; Rinder und Pferde scheinen keine Gefahr zu ahnen und scheuen nicht wie vor der Bremse. Auch bleiben sie, wenn sie nur von wenigen Insekten gestochen wurden, noch eine Zeitlang munter, magern dann aber allmählich ab und sterben in zwei bis drei Monaten an Erschöpfung. Setzt sich jedoch ein ganzer Schwarm auf ein Tier, so kann die Menge des eingeimpften Giftes den Tod desselben schon nach wenigen Tagen herbeiführen.



1 Die Tsetse. 2 Dieselbe vergrößert. 3 Der Rüssel.

Wegen dieses gefährlichen Insekts können sich manche afrikanische Stämme keine anderen Haustiere als Ziegen halten.

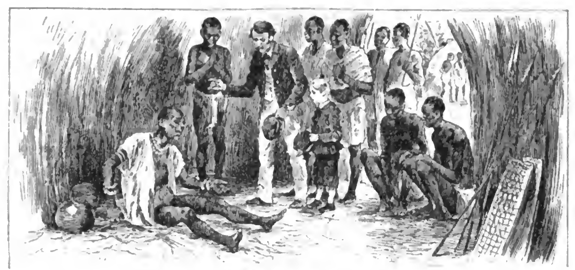
Zur Vermeidung der Tsetse hatte also Livingstone seinen Plan, am nördlichen Ufer des Tamunak'le hinaufzureisen, aufgeben und auf das südliche Ufer des Suga übersetzen müssen, wodurch er wieder in die Nähe des Häuptlings Letschulatebe kam. Setschele bot seine ganze Beredsamkeit auf, um denselben zur Herbeischaffung von Führern zu bewegen, in deren Geleite Livingstone, auf einem Ochsen reitend, zu Sebituane reisen wollte, während seine Familie am Ngami-See zurückblieb. Endlich willigte Letschulatebe ein, warf aber dabei sein lüsternes Auge auf eine ausgezeichnete Flinte, welche Livingstone von einem englischen Freunde zum Geschenk bekommen hatte, und die ihm sowohl wegen des Gebers, als auch, weil sie sich nicht ersetzen ließ, von besonderem Werte war. Aber Letschulatebe glühte so von Begierde, das treffliche Gewehr an sich zu bringen, daß er sich erbot, Livingstone so viele Elefantenzähne, als dieser nur immer verlangen würde, zu liefern und Frau Livingstone mit ihren Kindern während der Abwesenheit ihres Gatten mit Lebensmitteln zu versehen. Obgleich er nun damals kein Elfenbein zur Bezahlung der Flinte vorrätig hatte, so händigte ihm doch Livingstone dieselbe ein, da ihm alles daran lag, zu Sebituane zu kommen, und er hoffen durfte, für die Zeit seiner Abwesenheit seine Familie vor Mangel gesichert zu sehen.

Als alles zur Abreise bereit war, brachte er seine Gattin an einen etwa eine Meile von dem Dorfe des Häuptlings entfernten Ort, wo sie einen Blick auf die Breitseite des Ngami-Sees werfen konnte. „Am nächsten Morgen aber," sagt Livingstone, „hatten wir anderes zu thun, als uns von einander zu verabschieden; denn unser kleines Söhnchen und Töchterchen hatten einen Fieberanfall, und den folgenden Tag lagen alle unsere Diener an demselben Uebel darnieder. Da es nun kein besseres Mittel dagegen giebt, als Ortswechsel, so mußte ich der Hoffnung, dieses Jahr Sebituane zu sehen, entsagen. Daher ließ ich meine Flinte als teilweise Bezahlung für die im nächsten Jahre zu stellenden Führer zurück, reiste ab und beeilte mich, in die reine Luft der Wüste zu gelangen." Oswell, der infolge eines Mißverständnisses jetzt erst am Suga mit ihm zusammentraf, blieb zurück, um der Elefantenjagd obzuliegen. Er jagte ohne Hunde, erlegte aber an einem einzigen Tage vier große männliche Elefanten, und der Wert ihrer Zähne betrug etwa 100 Guineen. Die Eingebornen bekamen dadurch eine hohe Vorstellung vom englischen Mute, und wenn sie Livingstone schmeicheln wollten, so sagten sie zu ihm: „Wärest du nicht ein Missionar, so wärest du geworden wie Oswell und würdest auch ohne Hunde jagen." Merkwürdigerweise wird nämlich der gewaltigste Elefant durch einige kläffende Köter ganz außer Fassung gebracht: er macht linkische Versuche, sie zu zerquetschen, indem er auf die Kniee fällt, oder er stemmt auch manchmal die Stirne gegen einen vielleicht 1 Fuß im Durchmesser haltenden Baum, und indem er auf der einen Seite desselben und dann auf der andern hervor-

blickt, stößt er den Baum zu Boden, um seine Feinde damit zu zerschmettern. Während so die Hunde seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, läßt er den Jäger außer Acht, und dieser kann in aller Ruhe auf ihn zielen. Ohne Hunde den Elefanten zu jagen, gilt daher bei den Eingebornen als ein Zeichen ganz besonderen Mutes. Gefahr können Hunde dem Jäger nur bringen, wenn sie auf ihn zulaufen und dadurch dem Elefanten den Weg zu ihm zeigen.

Bei der Rückkehr nach Kolobeng ward Livingstone durch die Geburt eines Töchterchens erfreut, das aber nach wenigen Wochen gleich vielen Kindern der Eingeborenen von einer Epidemie befallen wurde und zum großen Schmerze der Eltern starb. Frau Livingstone selbst verfiel in eine schwere Krankheit, die von einer Lähmung der rechten Seite des Gesichts begleitet war, und da sie der Ruhe und Pflege bedurfte, so begab sich Livingstone mit ihr und den drei Kindern für einige Zeit nach Kuruman. Sehr gern wäre er von da nach der Kapstadt gereist, um sich ein Halszäpfchen, das ihn schon lange beschwerte, ausschneiden zu lassen; aber mit gewohnter Selbstverleugnung verzichtete er darauf, um die Genesung seiner Gattin zu überwachen.

Große Gedanken, die er in Briefen sowohl gegen Freunde als gegen die Direktoren der Londoner Missionsgesellschaft aussprach, beschäftigten um jene Zeit seinen nimmer ruhenden Geist. Die Umgebung des Ngami-Sees hatte sich für Europäer als unbewohnbar erwiesen, und dies befestigte ihn in seiner Ansicht, daß zur Christianisierung des inneren Afrikas die Berufung eingeborner Lehrer unerläßlich sei. Er war indessen überzeugt, daß es weiter nördlich höher gelegene und darum gesündere Länderstrecken geben müsse, und zwar schloß er dies aus der Aussage der Bakoba, daß der nordwestlich in den Ngami-See mündende Tiogefluß mit großer Schnelligkeit fließe und zu Zeiten mächtige Bäume, auch Springböcke und andere Antilopen mit sich fortreiße, sowie, daß man, stromaufwärts fahrend, sich im Kanoe fortwährend am Schilfe festhalten müsse, um nicht von der Strömung zurückgerissen zu werden. In jener höheren Region und zwar in wohlbewässerten Gegenden wollte Livingstone geeignete Punkte für neue Stationen ausfindig machen, von denen aus das Licht des Evangeliums sich über Völkerschaften verbreiten sollte, in deren Mitte noch kein Strahl desselben gefallen war. Eine Herzensangelegenheit war ihm auch die Abschaffung des abscheulichen Sklavenhandels; diesem aber konnte mit Erfolg nur durch die Einrichtung eines geordneten Handelsverkehrs entgegengetreten werden, durch den die Eingeborenen ermuntert würden, ihre Landeserzeugnisse zu kultivieren und gegen solche, statt gegen Menschen, europäische Waren einzutauschen. Doch zu dem allem war es nach Livingstones Ansicht durchaus nötig, eine Wasserstraße zum Meere, sei es gegen Osten oder Westen, aufzufinden.



Sebituanes Tod.

4. Reise zu den Makololo.

1851.

Sebituanes Gesandtschaft. — Feindseligkeit der Boers. — Eine trostlose Wüste. — Am Verdursten. — Sebituanes Empfang. — Seine Geschichte. — Sein Tod. — Wichtige Entdeckung. — Menschenjagd und Sklavenhandel. — Rückkehr nach Kolobeng. — Reise in die Kapstadt.

Der nächste Schritt zur Ausführung der großen Gedanken Livingstones war ein Besuch bei Sebituane, dem mächtigen Häuptlinge der Basuto oder Makololo. Schon zwei vergebliche Reisen zu diesem Zwecke hatte er gemacht, aber gemäß seinem Wahlspruche: „Versuch' es noch einmal!" bereitete er sich zu einer dritten vor, und würde er einer Ermutigung dazu bedurft haben, so hätte er eine solche in einer Maßregel eben jenes Häuptlings finden müssen, welche ihm bewies, wie viel demselben daran lag, ihn bei sich zu sehen. Als nämlich Sebituane von Livingstones Bemühungen, zu ihm zu kommen, hörte, sandte er durch drei Abteilungen seiner Leute dem Häuptling Letschulatebe 13 braune Kühe, dem Häuptling der Bamangwatos, Sekomi, der Livingstones Reise nach dem Ngami-See hatte verhindern wollen, 13 weiße und Setschele 13 schwarze Kühe, mit dem Ersuchen, dem weißen Manne auf seiner Reise zu ihm jeden möglichen Vorschub zu leisten. Die dritte Abteilung kam in Kolobeng an, während sich Livingstone in Kuruman befand, und zu seinem Bedauern wurden alle Mitglieder dieser Gesandtschaft noch vor seiner Rückkehr nach Kolobeng von Setschele wieder entlassen.

So trat denn Livingstone im April 1851 seine dritte Reise nach dem Norden an. Oswell begleitete ihn; auch nahm er wieder seine Familie mit sich, die er in Kolobeng nicht zurücklassen konnte, da sie dort den bedrohlichen Streifzügen ausgesetzt war, welche die holländischen Boers der Cashan- oder Magalies-Berge sich erlaubten. Diese waren nämlich vom Kaplande ausgewandert, da sie mit der englischen Regierung, besonders aber mit der Freisprechung ihrer Hottentottensklaven unzufrieden waren, und hatten im Norden die Transvaal-Republik errichtet, um das Sklavenunwesen

ungehindert fortsetzen zu können. Sie hatten Mosilikatse, einen wilden Sulukrieger, vertrieben, und auf diese Dienstleistung pochend, gebärdeten sie sich als die ausschließlichen Herren des Landes. Diese Boers hatten fast alle Quellen in Besitz genommen und die Häuptlinge verpflichtet, sie mit soviel unbezahlten Arbeitskräften zu versehen, als sie bedürften. Den Eingeborenen mit Gewalt ihr Vieh wegzunehmen, scheuten sie sich nicht, und im Kriege sandten sie dieselben als erzwungene Hilfstruppen vor sich her den Schlachtbeilen und Speeren der Feinde entgegen, während sie selbst in Sicherheit über die Köpfe ihrer Zwangsbundesgenossen hinwegschossen. Schon als Livingstone noch in Tschonuane war, hatten sie Setschele seiner Feuerwaffen zu berauben gedroht; auch zeigten sie sich zum Teil feindlich gegen die Mission gesinnt, und einer sagte sogar, die einzig richtige Art, einen eingebornen Missionar zu behandeln, sei, ihn zu töten. Da nun die Boers neuerdings wieder eine drohende Haltung angenommen hatten, so konnte Livingstone seine Familie nicht in Kolobeng zurücklassen. Auch ihrer Unterbringung in Kuruman standen nicht zu beseitigende Hindernisse entgegen, und so nahm er sie denn mit sich, vertrauend auf den Schutz Gottes, in dessen Dienste er auch diese Reise zu unternehmen sich bewußt war, und der Hoffnung lebend, in Sebituanes Gebiete einen geeigneten Ort zu einer Niederlassung für sich und seine Familie zu finden.

Diesmal wandte sich Livingstone vom Suga aus nicht gegen Nordwesten, sondern gerade nach Norden. Ueber ganz flachen und festen Boden hinweg ging es rasch vorwärts. Auf einer viele Meilen weit sich hinziehenden Strecke ernährte eine auf Kalktuffstein gelagerte dünne Erdschichte schönes kurzes Gras, sowie Mopane- und Affenbrotbäume. Da und dort stieß man auf große Salzpfannen, deren eine 3 Meilen breit und 20 lang war. Bei jeder dieser Salzpfannen fand sich an einer Seite derselben eine Quelle. Obgleich immer etwas salzig und natronsalpeterhaltig, ist das Wasser einer solchen Quelle dem Reisenden doch sehr willkommen und nur dann nicht trinkbar, wenn der Salzgehalt von einer Unterlage von Steinsalz herrührt. Oswell, dessen liebreiche Fürsorge und Freigebigkeit Livingstone nicht genug rühmen konnte, ließ durch seine Leute im voraus an verschiedenen Stellen Quellen ausgraben oder reinigen, so daß, wenn Livingstone mit seiner Familie nachkam, schon Wasser für sie bereit war. Bei diesem Geschäfte kam Oswell einmal in große Lebensgefahr, indem er von einer wütenden Löwin angefallen wurde.

Zwischen den Gliedern einer ganzen Kette nie versiegender Quellen fand Livingstone viele Buschmannsfamilien, — große, starke, dunkelfarbige Leute, ganz unähnlich den kleinen, gelben Buschmännern in der Kalahari-Wüste; denn Hitze allein färbt die Haut noch nicht schwarz, sondern nur in Verbindung mit Feuchtigkeit scheint sie die dunkelste Farbe hervorzubringen. Ein Buschmann, Namens Schobo, willigte ein, Livingstone und seine Karawane durch die zwischen diesen Quellen und Sebituanes Gebiet liegende

Wüste zu führen. Vor einem Monate, meinte er, Wasser zu finden, dürfe man nicht hoffen; aber glücklicherweise kam man früher, als man erwartete, an eine Reihe von Vertiefungen, in denen sich Regenwasser vorfand.

„Unbeschreiblich,“ sagt Livingstone, „ist die trostlose Oede der Gegend, in die wir kamen, als wir jene Wasserbehälter verließen. Die einzige Pflanze war ein niedriger Strauch in tiefem Sande, und kein Vogel noch Insekt belebte die Landschaft. Es war unbedingt das reizloseste Naturbild, das ich je vor Augen hatte, und um unsere Lage zu verschlimmern, war Schobo schon am zweiten Tage seiner Sache nicht mehr sicher. Er versuchte es mit verschiedenen Richtungen in den Fußstapfen von Elefanten, die während der Regenzeit hier gewesen waren; hierauf setzte er sich zu Boden und klagte: ‚Kein Wasser — alles nur Land — Schobo schlafen — er niederfallen — nur Land!‘ — Dann rollte er sich bedächtig zusammen und schlief ein. Am Morgen des vierten Tages aber verschwand er, nachdem er seine gänzliche Ratlosigkeit eingestanden hatte. Wir fuhren in der Richtung, worin wir ihn zuletzt gesehen hatten, weiter, und ungefähr um 11 Uhr erblickten wir Vögel und dann die Fußstapfen eines Rhinoceros. Jetzt spannten wir die müden, durstigen Ochsen aus, und dieses Zeichen verstehend, liefen sie westwärts nach dem aus dem Tamunak'le kommenden Flusse Mababe. Dabei kamen sie wahrscheinlich durch eine am Ufer stehende Baumgruppe, wo die Tsetse hauste, deren Gift bald eine große Verheerung unter dem Vieh anzurichten begann.

„Mit dem Wasser in unseren Wägen war einer unserer Diener verschwenderisch umgegangen, und nachmittags blieb nur noch eine kleine Portion für die Kinder übrig. Das war eine angstvolle Nacht, und je weniger Wasser am anderen Morgen vorhanden war, desto mehr verlangten die kleinen Schelme. Der Gedanke, sie vor unseren Augen verschmachten zu sehen, war schrecklich. Es wäre fast eine Erleichterung für mich gewesen, den Vorwurf zu hören, daß ich an diesem Jammer schuld sei; aber keine Silbe der Anklage kam aus dem Munde der Mutter, wiewohl ihre thränenschweren Augen ihre Herzensangst verrieten. Am Nachmittag des fünften Tages kamen zu unserer unaussprechlichen Freude einige der ausgesandten Leute mit jener Flüssigkeit zurück, deren vollen Wert wir vorher noch nie empfunden hatten.

„Schobo, der zu den Bayeiye gelangt war, erschien, als wir zu dem Flusse kamen, an der Spitze eines Trupps derselben, und wie um ihnen seine Wichtigkeit zu zeigen, trat er uns keck entgegen und befahl der ganzen Karawane, Halt zu machen und Feuer und Tabak hervorzuholen, indem er selbst sich bedächtig niedersetzte und seine Pfeife rauchte. Es war dies eine so bewundernswürdig naive Art, sich ein Ansehen zu geben, daß wir alle anhielten, um uns an Schobos Thun zu ergötzen, und obgleich wir von ihm im Stiche gelassen worden waren, hatten wir doch unsere Freude an diesem feinen Exemplare des merkwürdigen Stammes der Buschmänner.“

Am nächsten Tage kam Livingstone mit seiner Karawane zu einem Dorfe der Banajoa, eines weit gegen Osten sich ausdehnenden Stammes.

Das Dorf befand sich am Rande eines Sumpfes, worein der Mababe ausläuft. Da die Einwohner um ihre ganze Kornernte gekommen waren, so nährten sie sich jetzt fast ausschließlich von einer Wurzel, Tsitla genannt, einer Art Aroidee, die eine große Menge süßschmeckenden Stärkemehls enthält. Getrocknet, zu Mehl zerrieben und zur Gärung gebracht, bildet sie ein gar nicht übel schmeckendes Nahrungsmittel. Bei den Weibern herrscht die unschöne Sitte, daß sie sich den ganzen Kopf kahl scheren. Unter ihren auf Pfählen stehenden Hütten unterhalten sie nachts ein Feuer, um durch den Rauch die Moskitos zu vertreiben, welche am Mababe und Tamunak'le besonders zahlreich sind. Ein von den Banajoa gestellter, tüchtiger Führer brachte die Reisenden über den Sonta-Fluß und endlich an den Tschobe, den Grenzfluß von Sebituanes Gebiete.

Die Makololo, mit denen Livingstone hier zusammentraf, waren beim Anblicke der weißen Männer hoch erfreut, und da ihr Häuptling Sebituane sich etwa vier Meilen stromabwärts befand, so fuhren Livingstone und Oswell in Kähnen zu ihm hinab. Sobald er gehört hatte, daß weiße Männer nach ihm fragen, war er von der Barotse-Stadt Naliele nach Seschefe herabgereist, und jetzt war er noch 20 Meilen weiter herabgekommen, um die weißen Männer in seinem Lande zu begrüßen. Bei Livingstones und Oswells Ankunft befand er sich auf einer Insel, umgeben von den Vornehmsten seines Landes und führte mit ihnen einen Gesang aus, der mehr einer Kirchenmusik glich, als der Sing-Sang der Betschuanen im Süden, und noch einige Sekunden nach der Annäherung der beiden Ankömmlinge fortgesetzt wurde. Diese teilten dem Häuptlinge mit, welche Hindernisse ihren Versuchen, zu ihm zu gelangen, im Wege gestanden seien, und drückten ihre Freude aus, daß es ihnen jetzt endlich doch geglückt sei. Sebituane äußerte ebenfalls seine Freude über ihre Ankunft und setzte hinzu: „All euer Vieh ist von der Tsetse gebissen und wird sicherlich zu Grunde gehen. Machet euch aber deswegen keine Sorgen: ich habe Ochsen und werde euch so viele geben, als ihr bedürfet."

Hierauf beschenkte er seine Gäste mit einem Schlachtochsen und einem Krug voll Honig und übergab sie der Fürsorge Mahales, welcher die mit den 13 schwarzen Kühen nach Kolobeng gesandte Abteilung befehligt hatte und sich jetzt das Verdienst, die Fremden zur Hierherkunft veranlaßt zu haben, zuzueignen suchte. Zubereitete Ochsenhäute, weich wie Tuch, wurden den letzteren zur Bedeckung für die Nacht dargereicht, und da diesem Häuptling nichts zurückgegeben werden durfte, so kamen sie nachher in Mahales Besitz. Lange, ehe es Tag war, kam Sebituane, setzte sich an das Feuer, das für Livingstone und Oswell hinter der Hecke, wo sie lagen, angezündet worden war, und erzählte ihnen von den Schwierigkeiten, womit er als junger Mann bei der Reise durch dieselbe Wüste, durch die sie gekommen waren, zu kämpfen gehabt habe.

Sebituane war etwa 45 Jahre alt, groß und stramm, von oliven- oder milchkaffeebrauner Farbe, schon etwas kahl, ruhigen, besonnenen Wesens

und in seinen Antworten freimütiger als irgend ein Häuptling, mit dem Livingstone bisher zu thun gehabt hatte. Er war der größte Kriegsheld jenseits der Kapkolonie; denn unähnlich Mosilikatse, Dingaae und anderen führte er seine Leute immer selbst in die Schlacht. Wenn er den Feind sah, befühlte er die Schneide seiner Streitaxt und sagte: „Aha, sie ist scharf, und jeder, der dem Feinde den Rücken wendet, wird ihre Schärfe fühlen!“ Er hielt Wort: jeden Feigling hieb er nieder, und so schnellfüßig war er, daß keiner ihm entfliehen konnte. Verkroch sich einer, so ließ er ihn nach Hause zurückkehren; dann rief er ihn vor sich und sagte: „Aha, du wolltest lieber zu Hause, als im Felde sterben, — du sollst deinen Willen haben!“ Dies war das Signal zu seiner augenblicklichen Hinrichtung.

Er kam von Südosten her aus der Gegend, wo die Flüsse Likwa und Namagari entspringen, und war demnach, als Livingstone mit ihm zusammentraf, 160 bis 180 Meilen von seinem Geburtsorte entfernt. Er war nicht der Sohn eines Häuptlings, sondern nur ein naher Anverwandter der regierenden Familie der Basuto, und nachdem sein Stamm von einem anderen aus einem Teile seines Gebiets verjagt worden war, befand sich Sebituane unter jener massenhaften wilden Horde, welche im Jahre 1824 von Kuruman zurückgetrieben wurde. Mit einer unbedeutenden Anzahl von Leuten und Rindern floh er hierauf nach Norden. Um ihn mit seinen Heerhaufen aufzureiben, sammelten die Bangwaketse in Melita die Bakuena, Bakatla und Bahurutse; er aber, die Weiber hinter das Vieh und seine Männer voranstellend, vernichtete mit einem einzigen Schlage das ganze Heer seiner Feinde und nahm von der Stadt des Häuptlings der Bangwaketse und allen seinen Gütern Besitz. Durch Angriffe der Matebele kam er zweimal um all sein Vieh, aber stets hielt er seine Leute beisammen und gewann wieder mehr als er verloren hatte. Hierauf zog er fast auf demselben Wege wie Livingstone, unter großen Verlusten an Vieh, durch die Kalahari-Wüste und ließ sich dann unter den Batletli am Kumadau-See nieder, deren Herden von der großhornigen Art waren, von welcher Oswell ein Paar Hörner nach England brachte, die von einem Ende zum anderen $2\frac{1}{2}$ m maßen. Während er die ganze Umgebung des Sees unter seine Herrschaft brachte, hörte er, daß weiße Männer an der Westküste wohnten, und längst von dem Wunsche, mit Weißen in Verkehr zu treten, erfüllt, zog er südwestwärts in die Gegenden, welche später von Galton und Andersson erschlossen wurden. Als er und seine Leute dort, vom Durste entsetzlich gepeinigt, an eine kleine Quelle kamen, befahl er, daß nicht das Vieh, sondern nur die Menschen trinken sollten, da, wenn jenes umkäme, von diesen anderes Vieh erkämpft werden könnte, nicht aber umgekehrt. Das Vieh wußte sich aber auch zu helfen und entwischte bei Nacht nach Damara.

Aermer als er ausgezogen war, kehrte Sebituane nach Norden zurück, reiste am Tioge hinauf bis zu dem Hügel Sorila und durchkreuzte ein Marschland in östlicher Richtung. Als er aber in das tieferliegende Becken

des Leeambye oder Sambesi kam, sah er, daß es sich zur Viehzucht nicht eigne, und zog daher flußabwärts unter die Baschubia und Batoka, die sich damals in den günstigsten Verhältnissen befanden. „Sebituanes Erzählung," sagt Livingstone, „hatte große Aehnlichkeit mit Cäsars Kommentaren und der Geschichte der Engländer in Indien. Er sah sich stets gezwungen, fremde Stämme anzugreifen, und seine Leute erklärten jeden Schritt, den er that, für recht und gut."

Die Batoka bewohnten große Inseln auf dem Sambesi, und auf denselben sich völlig sicher fühlend, lockten sie oft flüchtige oder wandernde Stämme auf unbewohnte Inseln, unter dem Vorwande, sie an das andere Flußufer bringen zu wollen und ließen sie dort umkommen, um sich ihr Hab und Gut anzueignen. Der Fluß ist so breit, daß selbst das schärfste Auge den Unterschied zwischen einer Insel und der Krümmung des jenseitigen Ufers nicht wahrnehmen kann. Mit gewohnter Klugheit bat Sebituane dem Inselhäuptling, der ihn überfahren ließ, seinen Sitz in demselben Kahne mit ihm zu nehmen, und hielt ihn dann solange an seiner Seite zurück, bis all seine Leute mit ihrem Vieh glücklich am anderen Ufer gelandet waren.

Das ganze Batoka-Land war damals dicht bevölkert und die Einheimischen schmückten gern ihre Dörfer mit den Schädeln von Fremden. Als nun Sebituane unweit der großen Fälle erschien, sammelte sich ein ansehnliches Heer, um aus den Makololo-Schädeln Trophäen zu machen; aber statt diesen Zweck zu erreichen, gaben sie jenem nur einen guten Grund, sie anzugreifen und ihnen so viele Rinder wegzunehmen, daß Sebituanes Leute die Schafe und Ziegen ganz außer acht lassen mußten. Nachdem er hierauf über die Hochlande gezogen war, ließ er sich in einer für Viehzucht sich eignenden Gegend nieder, — einer sanft wellenförmigen, mit kurzem Gras und nur wenig Wald bewachsenen Ebene. Diese schöne, gesunde Gegend sagte den Makololo ungemein zu; aber die Matebele, ein Kaffern- oder Sulustamm, setzten unter Mosilikatses Anführung über den Sambesi, griffen Sebituane an und erbeuteten nicht bloß sein Vieh, sondern nahmen auch die Weiber gefangen. Seine Männer wieder sammelnd, folgte Sebituane dem Feinde, nahm ihm seinen ganzen Raub wieder ab und schlug einen zweiten Angriff zurück. Von neuem jedoch sann er darauf, zu weißen Männern zu kommen und beabsichtigte zu diesem Zwecke, ostwärts am Sambesi weiter hinabzuziehen. Wenn er, dachte er, durch jene in den Besitz einer Kanone käme, so könnte er hinfort im Frieden leben.

Ein sogenannter Prophet, Namens Tlapane, von dem man glaubte, daß er mit den Göttern verkehre, bewog Sebituane, sein Angesicht wieder gen Westen zu wenden. Er pflegte sich, niemand wußte wohin, vielleicht in eine Höhle, zurückzuziehen, und bis zum Vollmonde auszubleiben. Dann kehrte er ganz abgemagert zum Stamme zurück und suchte sich gleich andern die auf höhere Eingebung Anspruch machen, bis zu einem ekstatischen Zustande aufzuregen. Diese angeblichen Propheten beginnen ihre Operationen

mit heftigen Muskelbewegungen: stampfend, hüpfend und aus Leibeskräften schreiend, oder mit einem Knüttel auf den Boden schlagend, versetzen sie sich in eine Art Paroxismus und behaupten, selbst nicht zu wissen, was sie in diesem Zustande reden. Tlapane deutete ostwärts und sagte: „Dort, Sebituane, sehe ich ein Feuer; meide es, daß es dich nicht verbrenne! Die Götter sagten: gehe nicht dahin!“ Dann gegen Westen sich wendend sagte er: „Ich sehe eine Stadt und ein Volk schwarzer Männer, — Männer des Wassers; ihre Rinder sind rot; dein eigener Stamm, Sebituane, ist im Aussterben und wird ganz verlöschen; du wirst schwarze Männer beherrschen, und wenn deine Krieger rotes Vieh erbeutet haben, so laß die Eigentümer nicht töten, — sie sind dein künftiger Stamm, sie sind deine Stadt; schone sie, daß sie dir bauen helfen! Und du, Ramosinii, dein Dorf wird ganz zu Grunde gehen. Wenn Mokari dieses Dorf verläßt, so wird er zuerst umkommen, und du Ramosinii, wirst nach ihm sterben.“ Mit Bezug auf sich selbst sagte er: „Mich rufen die Götter ab — ich kann nicht länger bleiben.“

Diese Prophezeiung zeugte von einem denkenden, scharf beobachtenden Geiste. Die anempfohlene Politik war weise, und da die vorhergesagten drei Todesfälle bald nachher wirklich eintraten, so war es begreiflich, daß Sebituane der warnenden Stimme folgte. Mit dem Feuer meinte Tlapane offenbar die portugiesischen Feuerwaffen, wovon er gehört haben mußte, und mit den schwarzen Männern die Barotse, deren Häuptlinge denn auch Sebituane schonte, obgleich sie ihn zuerst angegriffen hatten. Er war in das Barotsethal emporgestiegen, wurde aber von den Matebele verfolgt, da der ehrgeizige Mosilikatse seine früheren Mißerfolge nicht vergessen konnte. Als sie in Masse am Flusse heraufzogen, ließ Sebituane auf einer großen Insel des Sambesi einige Ziegen als Lockspeise für die feindlichen Krieger aussetzen, und Männer in Kähnen mußten die letzteren nach der Insel fahren. Sobald alle übergesetzt waren, wurden die Kähne entfernt, und die Matebele sahen sich gefangen, da sie nicht schwimmen konnten. Nach Aufzehrung der Ziegen fristeten sie eine Zeitlang mit Graswurzeln ihr Leben, wurden aber allmälich so entkräftet, daß die Makololo, als sie auf die Insel kamen, an den Erwachsenen nur noch die Stelle von Nachrichtern zu versehen hatten; den Rest nahmen sie in ihren eigenen Stamm auf.

Von seinen Kriegern aufgefordert, für diesen Verlust Rache zu nehmen, sandte Mosilikatse später ein großes Heer aus, das zur Verhütung eines ähnlichen Unglücks Kähne mit sich führte. Sebituane, der indessen die Barotse seinem Stamme einverleibt und seine jungen Leute die Handhabung von Kähnen gelehrt hatte, fuhr von einer Insel zur andern und bewachte die noch auf dem Festlande befindlichen Matebele so scharf, daß sie mit ihren Kähnen nirgends über den Fluß setzen konnten, ohne ihre Streitkräfte zu teilen. Endlich vereinigten sich alle Makololo samt ihrem Vieh auf der Insel Loyelo, besetzten dieselbe ringsum und bewachten ihre Feinde Tag und Nacht. Nachdem man einige Zeit auf diese Art zugebracht hatte, fuhr Sebituane in einem Kahn auf die Matebele zu und fragte sie

durch einen Dolmetscher, warum sie ihn töten wollten; er habe sie ja nie angegriffen und ihrem Häuptling nie ein Leid zugefügt. „Wahrlich," fuhr er fort, „die Schuld ist auf eurer Seite!" Die Matebele antworteten nicht, aber am andern Morgen lagen die Kähne, die sie so weit hergebracht hatten, zerschmettert am Ufer, und ihre Eigentümer waren verschwunden. Sie traten den Rückweg nach ihrer Heimat an, aber Fieber, Hunger und die Batoka setzten ihnen so zu, daß nur fünf zu Mosilikatse zurückkamen.

Sebituane hatte sich jetzt nicht bloß alle die schwarzen Stämme innerhalb eines ungeheuren Ländergebiets unterworfen, sondern auch sogar dem schrecklichen Mosilikatse sich furchtbar gemacht. Doch konnte er diesem wilden Eroberer nicht trauen, und da die auf Inseln wohnenden Batoka das Heer seines Todfeindes in ihren Kähnen über den Sambesi herübergeschafft hatten, so fuhr er rasch flußabwärts und vertrieb sie alle aus ihrer Inselfestung. Damit leistete er unwissentlich dem Lande einen guten Dienst, indem er das Hindernis entfernte, das bisher dem Eindringen des Handels in die große Centralebene im Wege gestanden war. Von den Häuptlingen, die entkamen, sagte er: „Sie lieben Mosilikatse, so mögen sie denn bei ihm wohnen, — der Sambesi ist meine Verteidigungslinie." Demgemäß stellte er überall dem Flusse entlang Wachen auf.

Auf die Nachricht, daß Livingstone ihn zu besuchen wünsche, hatte Sebituane alles, was er konnte, gethan, um ihm dazu behülflich zu sein. Die Häuptlinge Setschele, Sekomi und Letschulatebe verdankten seiner Milde ihr Leben, und dem letztgenannten hätten die Hindernisse, die er Livingstone in den Weg legte, teuer zu stehen kommen können; denn Sebituane, der die Liebe der Einheimischen und Fremden zu gewinnen wußte und daher in vielseitigen Verbindungen stand, erfuhr alles, was in weitem Umkreise um ihn her vorging. Wenn ein Trupp armer Männer in seine Stadt kam, um Häute oder von ihnen gefertigte Werkzeuge zu verkaufen und weit abseits von den um ihren Häuptling versammelten vornehmen Makololo saß, waren diese unscheinbaren Fremdlinge nicht wenig überrascht, wenn er allein zu ihnen trat, sich zu ihnen setzte und sie fragte, ob sie nicht hungrig seien. Er befahl dann einem Diener Mehl, Milch und Honig zu bringen, und indem er diese Dinge zur Beseitigung jedes Verdachtes vor ihren Augen mischte, bekamen sie, vielleicht zum erstenmal in ihrem Leben, ein nur bei Vornehmen übliches Gericht zu essen. Entzückt von dieser Leutseligkeit und Freigebigkeit, teilten sie ihm alles mit, was sie wußten, und da er Fremde, Diener wie Herren, nie ohne Geschenke weggehen ließ, so erscholl sein Lob weit und breit. „Er hat ein Herz! er ist weise!" waren die gewöhnlichen Urteile, die Livingstone über ihn hörte, ehe er ihn sah.

Der Beweis von Vertrauen, den Livingstone ihm dadurch gab, daß er seine Familie mitbrachte, erfreute ihn sehr, und Sebituane versprach ihm sein Land zu zeigen, damit er sich einen Ort zu einer Niederlassung auswählen könnte. Doch es sollte anders kommen. Dem Gottesdienste, den Livingstone am ersten Sonntage nach seiner Ankunft hielt, wohnte Sebituane

an. Dies war aber das erste und letzte Mal, daß er die Verkündigung des Evangeliums hörte; denn noch in derselben Woche erkrankte er an einer von einer alten Wunde ausgehenden Lungenentzündung. Livingstone erkannte die Gefahr, aber als Fremder konnte er nicht wagen, ihn ärztlich zu behandeln, da er fürchten mußte, daß im Fall eines unglücklichen Ausgangs die Schuld auf ihn geworfen werden würde. Er äußerte dies gegen die Aerzte des Kranken, und sie antworteten: „Deine Besorgnis ist klug und weise, — seine Leute würden dich tadeln.“ Von derselben Krankheit war er im vorhergehenden Jahre durch die Barotse geheilt worden, die ihm viele Einschnitte in die Brust gemacht hatten; die Makololo-Aerzte aber ritzten ihm jetzt kaum die Haut.

An dem Sonntag nachmittag, an dem er starb, besuchte ihn Livingstone nach Abhaltung des gewöhnlichen Gottesdienstes mit seinem Söhnchen Robert. „Komm her,“ sagte Sebituane, „und siehe, ob ich noch ein Mann bin, — mit mir ist es aus.“ Da er sich demnach der Gefahr, worin er schwebte, bewußt war, so wagte Livingstone ihm beizustimmen und etwas über die Hoffnung auf ein Leben nach dem Tode zu sagen. „Was sprichst du denn vom Tode?“ entgegnete einer der anwesenden Aerzte; „Sebituane wird keineswegs sterben.“ Jetzt mußte Livingstone schweigen; denn hätte er noch mehr vom Sterben geredet, so hätte es auf die Anwesenden den Eindruck gemacht, als wünschte er den Tod des Kranken. Nachdem er noch eine Zeitlang bei diesem gesessen und ihn der Gnade Gottes befohlen hatte, stand er auf, um zu gehen, da richtete sich der sterbende Häuptling, der vorwärts gebeugt dasaß, ein wenig auf und sagte: „Führet Robert zu Maunku (einer seiner Frauen) und saget ihr, sie solle ihm Milch geben!“ Dies waren Sebituanes letzte Worte.

Das Begräbnis eines Betschuanen-Häuptlings findet in seiner Viehhürde statt, und all sein Vieh wird eine Stunde lang oder zwei über das Grab getrieben, so daß dieses ganz unkenntlich werden kann. Livingstone redete die Leute an und ermahnte sie, zusammenzuhalten und der Erbin Beistand zu leisten. Dies nahmen sie freundlich auf und sagten, er und seine Gefährten möchten ohne Sorge sein, da sie nicht daran dächten, den Tod ihres Häuptlings ihnen zuzuschreiben; Sebituane sei eben den Weg seiner Väter gegangen, er habe aber Kinder hinterlassen, und hoffentlich werden sich die weißen Männer diesen ebenso freundlich zeigen, wie ihrem Vater.

Livingstone war tief betrübt über den Tod Sebituanes, welchen er, obgleich er ihn erst seit wenigen Wochen kannte, mit wahrer Bruderliebe in sein Herz geschlossen hatte. So lange hatte sich Sebituane nach dem Verkehr mit weißen Männern und der Waffe gesehnt, die ihm für immer den Frieden sichern sollte; nun war zwar der weiße Mann gekommen, aber ehe er ihm zum wahren Frieden helfen konnte, hatte die Sichel des Todes ihn getroffen. „Armer Sebituane!“ klagt Livingstone, „mein Herz blutet um dich, und was würde ich jetzt nicht für dich thun!“ Im Geiste dem Hingeschiedenen in die andere Welt folgend, bedauerte er schmerzlich, daß

er ihm nicht mehr von der Versöhnung durch Christum und vom jenseitigen Leben hatte sagen können, und nur in dem Gedanken vermochte er Ruhe zu finden, daß der Verstorbene vor einem Richter stehe, der, auf den Grund des Herzens blickend, mit Gerechtigkeit richte.

Auch für die Sache der Mission und Civilisation mußte der Tod dieses ausgezeichneten Mannes, dessen Einfluß sich über ein so weites Gebiet erstreckte, als ein empfindlicher Schlag betrachtet werden, und es fragte sich jetzt, welche Stellung seine Nachfolgerin zu Livingstones Bestrebungen nehmen würde. Die Häuptlingswürde ging nämlich nach Sebituanes Bestimmung auf seine Tochter Ma-mochisane über, welche 12 Tagreisen weiter nördlich, in Naliele, wohnte. Als von ihr die Botschaft einlief, daß sie den weißen Männern volle Freiheit erteile, jeden Teil ihres Landes zu besuchen, reisten Livingstone und Oswell gegen 30 Meilen nordostwärts und wurden Ende Juni 1851 für ihre Anstrengungen durch den Anblick eines prächtigen Flusses belohnt. Dieser, der dort den Namen „Seschefe“ trug, stellte sich als der Sambesi heraus, von welchem man bisher gar nicht gewußt hatte, daß er jene Gegend durchströme, und dessen Ursprung man sich viel weiter südlich gedacht hatte. Von höchster Wichtigkeit war daher die Entdeckung, daß er, als Hauptwasserader eines großen Beckens, seinen Lauf durch die Mitte des Kontinents nehme. Livingstone und Oswell sahen ihn am Ende der trockenen Jahreszeit, demnach so ziemlich beim niedrigsten Wasserstande, und doch betrug seine Breite 300—700 m. Die beiden Freunde waren ganz entzückt von dem herrlichen Gewässer, und Oswell sagte, noch nie, selbst in Indien, habe er einen so schönen Fluß gesehen. Zur Zeit der jährlichen Ueberschwemmung steigt er um 7 m und überflutet 3—4 Meilen weit das angrenzende Land.

Das Land, welches Livingstone vom Tschobe aus durchreist hatte, war vollkommen flach, mit Ausnahme großer Ameisenhügel oder der Ueberreste von solchen, einige Fuß hoher, gewöhnlich mit Dattelbäumen und Palmen bewachsener Bodenerhebungen. Da das Land zwischen dem Tschobe und Sambesi dann und wann überschwemmt wird, so finden sich unweit des Tschobe oder an seinen Ufern zahlreiche Sümpfe und Moräste. Zwischen diesen wohnten die Makololo, wegen des Schutzes, den die tiefen, schilfbewachsenen Flüsse ihnen gegen ihre Feinde gewährten. Hier mit seiner Familie sich niederzulassen, wo die ursprünglichen, von Sebituane hierher gebrachten Basuto fast alle dem Sumpffieber erlegen waren, konnte Livingstone nicht in den Sinn kommen; ebenso wenig aber konnte er erwarten oder verlangen, daß die Makololo diese ihre geschützten Wohnsitze um seinetwillen mit gesünderen, aber keinen solchen Schutz gewährenden Oertern vertauschten. So mußte er denn seinem Lieblingswunsche, in diesem großen Lande, wo das Christentum noch ganz unbekannt war, eine Missionsstation zu gründen, zu seinem Leidwesen wenigstens für jetzt entsagen.

Da Livingstone und Oswell die ersten Weißen waren, die man in diesem Lande sah, so bekamen sie sehr zahlreiche Besuche von den Ein-

geborenen. Viele derselben hatten Kleider von blauem, grünem und rotem Wollzeug oder gedrucktem Kattun, und auf seine Frage, woher diese Stoffe kämen, erfuhr Livingstone, daß man sie von dem unweit Bihe ansässigen Stamme der Mambari gegen Knaben eingetauscht habe. Diese Mambari, welche als Handelsleute weite Strecken dieses Teils von Afrika durchzogen, verkehrten in früherer Zeit auch mit dem Häuptlinge der Barotse, welche Sebituane sich unterwarf. Der letztere erlaubte niemand ein Kind an sie zu verkaufen, und infolge dessen kamen sie erst im Jahre 1850 wieder. Diesmal hatten sie eine Anzahl alter portugiesischer Flinten bei sich, und da Sebituane dachte, diese könnten ihm bei einem Einfall der Matebele von größtem Nutzen sein, so bot er ihnen Vieh und Elfenbein dafür an; doch die Mambari wollten nur Knaben im Alter von etwa 14 Jahren annehmen. Die Makololo erklärten, davon, daß man Menschen kaufe und verkaufe, haben sie bis jetzt noch nie gehört, und zeigten einen lebhaften Widerwillen dagegen; endlich aber überwog doch der Wunsch, in den Besitz der Feuergewehre zu kommen, und so wurden acht alte Flinten gegen ebenso viele Knaben, erbeutete Kinder der von ihnen besiegten schwarzen Rasse, eingetauscht. Später ließen sich die Makololo von den Händlern zum Angriff auf Stämme im Osten verleiten, wozu jene ihnen Flinten liehen, unter der Bedingung, daß die Gefangenen den Sklavenhändlern zufallen sollten, während das erbeutete Vieh den Makololo verblieb. Das Ergebnis war, daß die Mambari in diesem Jahre wenigstens 200 Sklaven mit sich fortführten. Außerdem überließen die Makololo Arabern aus Sansibar, mit denen sie auf diesen Raubzügen zusammentrafen, etwa 30 Gefangene gegen drei englische Musketen.

Diesem ganzen Unwesen, mußte Livingstone denken, hätte vorgebeugt werden können, wenn nicht Letschulatebe ihm vor zwei Jahren den Weg zu Sebituane verlegt hätte. Jetzt aber galt es, auf Mittel zur Unterdrückung des abscheulichen Sklavenhandels zu sinnen, und ein solches glaubte Livingstone darin zu finden, wenn zwischen den Binnenländern und der Meeresküste ein ordentlicher Handelsverkehr eingeleitet würde, der es den Eingeborenen möglich machte, gegen Elfenbein, Bienenwachs, Straußenfedern und andere Landesprodukte, statt gegen Menschen, die von ihnen gewünschten europäischen Waren einzutauschen. Dazu aber mußte vor allem eine ost- oder westwärts nach der See führende Wasserstraße gefunden werden. Dieser Gedanke und noch mehr der Wunsch, dem großen Ländergebiete, das sich vor ihm ausbreitete, das Licht des Evangeliums zu bringen, bewegte Livingstone in hohem Grade. Er beschloß daher, seine Familie nach England zu senden, hierauf allein zurückzukehren und einen zu einer Missionsstation geeigneten Ort aufzusuchen, welcher der Mittelpunkt der Civilisation des Landes würde und den Weg nach der See aufschlösse.

Am 13. August brach Livingstone mit seiner Reisegesellschaft auf und zog langsam heimwärts nach Kolobeng. Noch unterwegs genas seine Gattin eines Söhnleins, das er seinem Freunde und Wohlthäter zu Ehren „William Oswell Livingstone" benannte. Thomas, sein älteres Söhnchen, erkrankte

innerhalb vierzehn Tagen dreimal am Fieber, weshalb man sich eine Zeit lang an einem etwas höher gelegenen Orte aufhielt. Livingstone war den Seinigen mit inniger Liebe zugethan und dachte mit Schmerz an die ihm bevorstehende zwei- oder dreijährige Trennung von ihnen; aber beseelt von dem brennenden Verlangen, Christo zu dienen und sein Reich zu mehren, fand er kein Wagnis zu groß und kein Opfer zu schwer. Da er zur Erreichung eines wünschenswerten Arbeitsfeldes große Reisen machen mußte, und auf diesen Interesse und Verständnis für alles Wissenswürdige zeigte, so konnte er den Schein erregen, mehr Forschungsreisender als Missionar zu sein; allein die Christianisierung und dadurch Civilisierung des dunkeln Erdteils war und blieb sein leitender Gedanke. „Ich bin," schrieb er an seinen Vater, „ein Missionar mit Leib und Seele. Gottes einiger Sohn wurde Missionar und Arzt; ich bin eine arme, arme Nachahmung von ihm oder möchte es gerne sein. In diesem Dienste hoffe ich zu leben, und in ihm wünsche ich zu sterben."

Wegen der fortdauernden Dürre und der Feindseligkeiten der Boers konnten die Bakuena nicht mehr lange in Kolobeng bleiben; anderswo aber eine neue Station für sie zu gründen, hielt Livingstone nicht für seine Pflicht. Es war ein Lieblingsgedanke von ihm, daß auf dem großen afrikanischen Missionsfelde an so vielen Orten als möglich ein Versuch mit der Predigt des Evangeliums gemacht werden müsse und die Missionare, wenn derselbe fehlschlüge, zu anderen Stämmen weiter ziehen sollten, wofür er sich auf die von dem Herrn seinen Aposteln gegebene Anweisung berufen konnte, wo man sie nicht aufnehme noch ihre Rede höre, fortzugehen und den Staub von ihren Füßen zu schütteln. Nun hatten aber die Bakuena die anfangs erregten Hoffnungen nicht gerechtfertigt, und überdies hatte ihnen Livingstone gleich von vorneherein gesagt, daß er nur einige Jahre bei ihnen zubringen werde. Nachdem jetzt die Einladung zum Reiche Gottes so oft und viel an sie ergangen war, wollte er dieselbe auch an Stämme richten, die sie noch nie gehört hatten.

Zwar war er sich der Gefahren und Schwierigkeiten, die sich der Ausführung seines Planes entgegenstellen konnten, klar bewußt; aber das Ergebnis seines Betens und Nachdenkens war, daß Gottes Finger ihn auf jenes große noch ganz unbebaute Feld hinweise, und in einem Schreiben an die Direktoren der Londoner Missionsgesellschaft sagt er: „So fest bin ich von dem Willen unseres Herrn, daß ich gehen soll, überzeugt, daß ich trotz aller Hindernisse gehen will." Bezüglich der Bakuena lebte er der Zuversicht, daß der unter ihnen so reichlich ausgestreute Same doch noch seine Frucht tragen werde. Für die Verpflegung seiner Kinder in England hoffte er auf eine Unterstützung seitens der Missionsgesellschaft und die Fürsorge seiner Eltern. Die Direktoren billigten im ganzen seine Entwürfe; ehe er aber seine große Reise antrat, begab er sich mit seiner Familie nach kurzem Aufenthalte in Kuruman in die Kapstadt, um sich dort sein Halszäpfchen ausschneiden und womöglich seinen linken Arm heilen zu lassen.



Die Boers plündern das Missionshaus.

5. Eine tragische Episode.

1852.

In der Kapstadt. — Abschied von Frau und Kindern. — Antritt der großen Reise. — Die Unglücksbotin aus Kolobeng. — Ueberfall der Boers. — Blutiger Kampf. — Kinderraub. — Plünderung des Missionshauses. — Setschele auf dem Wege zur Königin von England. — Sein schwer betroffener Stamm. — Das angebrannte Kind.

Als Livingstone am 16. März 1852 mit den Seinigen in der Kapstadt ankam, trat er damit nach elf Jahren zum erstenmal wieder in den Bereich europäischer Civilisation. Sein schwarzer Rock erinnerte an vergangene Zeiten, und das ganze Kostüm der Gesellschaft ähnelte dem Robinson Crusoes. Nicht besser stand es mit seiner Kasse: er habe, schreibt er nach seiner Ankunft in der Kapstadt an die Direktoren, nicht bloß seinen ganzen Jahresgehalt (100 Pfund) für 1852, sondern auch schon 15 Pfund von dem Gehalte von 1853 verausgabt, und der Rest werde durch Auslagen in der Kapstadt aufgehen, und doch sei er so sparsam als möglich gewesen, habe namentlich seine persönlichen Bedürfnisse aufs äußerste beschränkt und seit 20 Jahren sich aller geistigen Getränke enthalten; der Gehalt sei offenbar unangemessen, und er bitte dringend, daß die nunmehr unvermeidlich gewordenen Ausgaben für ihn bestritten werden möchten. Zunächst trat Oswell mit seiner Hilfe ein: mit einem Aufwande von etwa 200 Pfund besorgte er namentlich auch eine Ausrüstung für die halbnackten Kinder und gab sie den Eltern mit der Bemerkung, Frau Livingstone habe doch sicherlich ein Recht auf einen Anteil an seinem im Jagdgebiete ihres Gatten erzielten Gewinn.

Am 23. April brachte Livingstone seine Gattin und seine vier Kinder an Bord eines Schiffes, das nach England segelte, und sprach gegen sie die Hoffnung der Wiedervereinigung nach Verfluß von zwei Jahren aus, aus denen aber in Wirklichkeit fünf Jahre wurden. Der Abschied fiel ihm schwer;

besonders schmerzlich war ihm der Gedanke, seine Kinder nicht selbst erziehen zu können, und mit Nachdruck betonte er in einem Schreiben an die Direktoren die Pflichten gegen Kinder von Missionaren, welche dieselben weggeben müssen, um sie den Gefahren des Leibes und der Seele, denen sie in der Heidenwelt ausgesetzt wären, zu entziehen. Die Briefe, die er mit jeder Post an seine Gattin schrieb, atmen die innigste Liebe zu den Seinigen und zeigen, wie schmerzlich er sie vermißte. „Unablässig," sagt er in einem derselben, „sehnt sich mein Herz nach Dir und den Kindern, und wie möchte ich euch noch viel liebevoller denn je begegnen! Du bist für mich ein großer Segen gewesen und hast auf alle erdenkliche Art Sorge für mich getragen; möge Gott Dich für alle Deine Liebe segnen! Nirgends sehe ich jetzt ein Antlitz, welches sich mit jenem sonnverbrannten vergleichen ließe, das mich so oft mit freundlichen Blicken gegrüßt hat. Laß uns unsere Pflicht gegen unseren Heiland erfüllen und wir werden uns wiedersehen; wäre doch diese Zeit schon da! Liebe ihn immer mehr und pflanze die Liebe zu ihm den Kindern ein; versammle sie um Dich, küsse sie für mich und sage ihnen, daß ich sie aus Liebe zu Jesu verlassen habe, und daß auch sie ihn lieben und die Sünde meiden sollen." An sein im fünften Lebensjahre stehendes Töchterchen Agnes schrieb er in kindlichstem Tone ein Briefchen, das ihr vorgelesen werden sollte. Er sagt ihr darin, er werde in Sebituanes Land zu Seipome und Meriye zurückkehren, die ihr die Perlenschnüre geschenkt und sie mit Milch und Honig gespeist haben, und ermahnt sie, Jesum zu lieben und sich vor dem zu hüten, was ihm mißfalle, indem er hinzusetzt: „Ich selbst liebe ihn und werde ihn lieben, solange ich lebe."

Von seinem Halszäpfchen glücklich befreit, predigte Livingstone in der Kapstadt mehreremale in englischer Sprache. Auch benützte er seinen dortigen Aufenthalt, um mit Hilfe des königlichen Astronomen Maclear, der ihm mit großer Freundlichkeit entgegenkam, seine astronomischen Kenntnisse zu vermehren, was ihm für seine Beobachtungen und geographischen Bestimmungen von nicht geringem Werte war. Seinen sonstigen Reisevorbereitungen aber stellten sich unerwartete Hindernisse entgegen. Die Behörden der Kapstadt waren durch den Krieg mit den Kaffern, der grobe Mißgriffe der Regierung an den Tag brachte und nun schon gegen zwei Jahre dauerte, sehr aufgeregt und sahen manche Missionare wegen wirklicher oder vermeintlicher Parteinahme für dieselben mit scheelen Augen an. Zu den Verdächtigen zählte man auch Livingstone, der allerdings eine sehr geringe Meinung von den dortigen Beamten hatte, und über die Art, wie sie die Eingeborenen behandelten, empört war. Man ging im Mißtrauen gegen ihn so weit, daß man kein Pulver und Blei an ihn verkaufen wollte, und um einige Schachteln mit Zündhütchen hatte er einen wahren Kampf zu bestehen.

Endlich waren seine Vorbereitungen vollendet, und zu Anfang Junis 1852 trat er seine große Reise an, welche ihn von dem südlichsten Punkte des Kontinents bis nach San Paolo de Loanda, der Hauptstadt von An-

gola an der Westküste, und von dort durch das südliche Zentralafrika in schräger Richtung nach Quilimane in Ostafrika führte. Er reiste in der landesüblichen Weise, nämlich in einem von zehn Ochsen gezogenen, schweren Kapwagen, und seine Begleitung bestand in zwei christlichen Betschuanen aus Kuruman, die sich als treffliche Diener erwiesen, zwei Bakuena und zwei jungen Mädchen von Kolobeng, welche, ihres Dienstes bei seinen Kindern enthoben, jetzt in ihre Heimat zurückkehrten. „Diese Reiseart," sagt Livingstone, „ist ein langes Picknick, sehr heilsam für die Gesundheit und angenehm für solche, welche in Beziehung auf Nebensachen nicht wählerisch und gerne unter freiem Himmel sind."

Wenn diese Art zu reisen überhaupt eine langsame ist, so kam bei Livingstone noch der Umstand hinzu, daß er sich aus Mangel an Mitteln nur magere Ochsen hatte anschaffen können, und überdies nahm er in seiner Gutherzigkeit von jedermann Pakete zur Besorgung an, so daß sein Wagen doppelt so schwer, als es sonst der Fall ist, beladen war. Die Fahrt ging daher sehr langsam, und da zudem mehrere unvorhergesehene Verzögerungen eintraten, so langte Livingstone erst gegen Ende Augusts in Kuruman an. Auch hier wurde er, unter anderem durch die Herstellung eines zerbrochenen Wagenrads, vierzehn Tage lang aufgehalten.

So unwillkommen nun diese Verzögerungen dem vorwärtsstrebenden Manne sein mußten, so wurden sie doch in Gottes leitender Vaterhand das Mittel, ihn vor schwerem Unheil zu bewahren. Gerade um jene Zeit nämlich überfielen die Boers der Cashanberge, welche schon früher Setschele bedroht hatten, das friedliche Kolobeng und verbreiteten Tod und Verwüstung um sich her. Wäre nun Livingstone seiner Absicht gemäß früher nach Kolobeng gekommen, so wäre es wahrscheinlich auch um sein Leben geschehen gewesen; jedenfalls aber hätte man ihn alles dessen, was er mit sich führte, beraubt und ihm dadurch die Ausführung seines Reiseplans unmöglich gemacht. Die Nachricht von dem großen Unglücke brachte Masebele, Setscheles Frau, nach Kuruman, welche in Begleitung eines zuverlässigen Stammgenossen selbst kam, um zugleich nach ihren älteren fünf Kindern zu sehen, die Setschele nach Livingstones Abreise von Kolobeng mit der Bitte, sie in aller Wissenschaft der weißen Männer zu unterrichten, zu Moffat nach Kuruman gesandt hatte. Masebele hatte sich an dem Unglückstage mit einem kleinen Kinde in einer Felsenkluft verborgen, über welcher eine Anzahl Boers feuerten, sodaß sie bei jedem Schusse ihre Flintenläufe über sich sah, da begann ihr Kind zu schreien, was leicht die Aufmerksamkeit der Wütriche auf sie lenken konnte; sie nahm daher ihre Armspangen ab und beruhigte es, indem sie ihm dieselben zum Spielen gab. So blieb sie verborgen und entkam glücklich. Sie überbrachte Moffat einen Brief von ihrem Manne, worin dieser ihm den ganzen Hergang mitteilte.

Die Boers hatten von Setschele wiederholt verlangt, daß er sich ihnen unterwerfen und keine Griqua und Engländer mehr über Kolobeng nach dem Norden reisen lassen sollte; denn sie wollten die alleinigen Herren

im Lande sein und in der Ausbeutung der Landeserzeugnisse keine Konkurrenz aufkommen lassen. Da nun Setschele jene Forderungen abwies, so schwuren sie ihm und seinem Stamme den Untergang. Wegen seiner Reisen nach dem Norden, insbesondere seiner Entdeckung des Ngami-Sees, wodurch Händler und Jagdliebhaber herbeigezogen wurden, war ihnen auch Livingstone ein Dorn im Auge, und sie bedrohten ihn schwer. Nachdem nun eine Anzahl Boers in einem Dorfe, unweit Kolobeng, dem von Mebalwe gehaltenen Morgen- und Nachmittagsgottesdienste angewohnt hatten, erklärten sie nach dem Schlusse des letzteren Setschele, sie seien zum Kampfe gekommen, weil er Engländern erlaube, nach dem Norden zu reisen. Setschele erwiderte, er sei ein Mann des Friedens und könne den Engländern, die immer freundlich gegen ihn gewesen seien, nicht lästig fallen; zugleich bat er sie dringend, doch am Tage des Herrn keine Feindseligkeiten zu beginnen, was sie ihm denn auch zusagten. Am Montag aber in der Morgendämmerung griffen sie 400 Mann stark Setschele an, feuerten mit Karabinerhaken auf die Stadt und steckten sie in Brand, töteten 60 Bakuena, darunter auch Weiber und Kinder, schleppten außer mehreren Erwachsenen 200 Schulkinder in die Sklaverei, raubten alles Vieh und führten auf vielen Wagen die ganze sonstige Habe der Bakuena mit sich fort. Auch Engländer, welche der Jagd halber nach dem Norden gereist waren und große Vorräte sowie über 80 Zugochsen in Kolobeng zurückgelassen hatten, kamen um all ihr Eigentum. Zu gleicher Zeit überfielen andere Abteilungen der Boers die Bangwaketse und die Bakatla, nahmen ihnen alles Vieh hinweg und verbrannten die Stadt der ersteren; auch alles Korn der drei Stämme wurde ein Raub der Flammen.

Setschele verteidigte sich mit den Seinigen den ganzen Tag, bis die einbrechende Nacht ihnen die Flucht in die Berge ermöglichte. In diesem Kampfe fielen auch 28 Boers, die ersten, welche je in diesem Lande von Betschuanen getötet wurden. In ihrer Wut beschuldigten die Boers Livingstone, er habe die Bakuena gelehrt, Boers zu töten, und, um sich dafür zu rächen, plünderten sie sein Haus. Seine gute, kleine Bibliothek, so oft sein Trost in seiner Einsamkeit, wurde zwar nicht von ihnen fortgenommen, aber sie rissen Hände voll Blätter aus den Büchern heraus und streuten sie vor dem Hause umher. Die Fenster, die Ofenthüre, die Arzneiflaschen und hölzernen Stühle zerschlugen sie; die eisernen Stühle aber nahmen sie mit sich, sowie sämtliche andere Möbel und alles sonstige Hausgeräte, auch einen großen Sack mit Kaffee, drei Kornmühlen, einen Amboß, Schmiedblasebälge und alle anderen Werkzeuge, überhaupt alles, was des Mitnehmens irgend wert war. Diese Gegenstände verkauften sie in einer öffentlichen Auktion, um damit die Kosten ihres ruhmvollen Feldzugs zu decken.

„Uebrigens," sagt Livingstone, „erwähne ich diese Dinge nicht, um über meinen Verlust zu jammern oder Mitleid zu erregen; denn obgleich ich den Verlust meiner Lexika und anderer Gefährten meiner Knabenjahre bedauere, so hatte doch meine Ausplünderung auch etwas Gutes für mich;

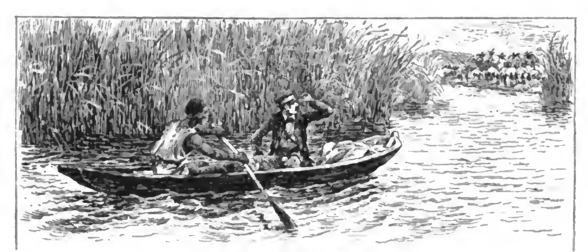
ließ ich jetzt doch gar nichts hinter mir, hatte also auch für nichts Sorge zu tragen und fühlte mich vollkommen frei für meine Reise nach dem Norden. Die Boers wollten das Innere des Landes zuschließen, ich aber wollte es aufschließen, und wir werden sehen, wer seine Absicht besser durchsetzen wird, — sie oder ich. Prätorius, der Gründer und das Oberhaupt der Transvaal-Republik, der mich mit dem Tode bedroht und jene Räuberbande nach Kolobeng gesandt hatte, mußte bald nachher vor dem Throne des höchsten Richters erscheinen."

Die Boers ergingen sich in so heftigen Drohungen gegen Livingstone, daß niemand in seinen Dienst treten wollte und er seinen Aufenthalt in Kuruman verlängern mußte. Endlich ließen sich drei Männer bereitfinden, die Reise nach dem Norden mit ihm zu unternehmen, und sein diesmaliger Begleiter, ein Farbiger aus Westindien, Namens Georg Fleming, der mit den Makololo einen Handelsverkehr anknüpfen wollte, warb ebensoviele Leute an. Zwar gehörten diese Diener nicht zu den besten, aber Livingstone und seinem Gefährten lag alles daran, fortzukommen, und so reisten sie am 20. November von Kuruman ab.

Acht Meilen von Kuruman begegnete ihnen Setschele, und zwar, wie er sagte, „auf dem Wege zur Königin von England". Auch zwei seiner Kinder nebst ihrer Mutter, einer seiner vormaligen Frauen, hatten die Boers weggeschleppt, und er wollte bei der Königin Hilfe suchen. Vergebens bemühte sich Livingstone, ihn von seinem Vorhaben abzubringen; Setschele setzte seine Reise fort, aber obgleich eine Anzahl englischer Offiziere, die er unterwegs traf, eine ansehnliche Geldsumme für ihn zusammenlegten, erwiesen sich doch in der Kapstadt seine Mittel als unzulänglich, und ohne seinen Zweck erreicht zu haben, mußte er nach seiner 200 Meilen entfernten Heimat zurückkehren. Dort machte er, ein gewandter Redner, unter seinen Stammgenossen selbst den Missionar. Die Lücken, welche der Ueberfall der Boers unter jenen gerissen hatte, wurden bald mehr als ausgefüllt. Die tapfere Gegenwehr Setscheles erwarb ihm großes Vertrauen: aus den unter der Herrschaft der Boers stehenden Stämmen flüchteten sich ganze Scharen zu ihm und schlossen sich dem Stamme der Bakuena an, so daß seine Macht größer wurde, als sie vor jenem Unglückstage war.

Gerne hätte Livingstone seinen Weg über Kolobeng genommen, um mit eigenen Augen die von den Boers angerichtete Verwüstung zu sehen, sowie auch, um das Grab seines Töchterchens Elisabeth noch einmal zu besuchen. Da er aber hörte, daß die Boers sich noch in der Nachbarschaft aufhielten und ihn in ihre Gewalt zu bringen wünschten, so zog er, nachdem er sich von Setschele verabschiedet hatte, diesmal mehr westlich außen am Rande der Kalahariwüste, zuweilen auch innerhalb derselben hin und ließ einen weiten Zwischenraum zwischen sich und den Boers. In diesem Jahre war ungewöhnlich viel Regen gefallen, und infolgedessen gab es eine außerordentliche Menge Melonen, welche, wo es an Wasser gebricht, für Menschen und Vieh willkommenen Ersatz bieten.

Als Livingstone das an der gleichnamigen Hügelkette gelegene Litubaruba, wohin Setschele mit seinem Stamme übergesiedelt war, erreichte, fand er die armen, ihres Korns und Viehs beraubten Bakuena so mager und abgezehrt, wie er sie in den vorangegangenen Hungerjahren nie gesehen hatte. Nach Setscheles Befehl sollte „während seines Besuchs bei der Königin von England“ keinerlei Versuch, sich an den Boers zu rächen, gemacht werden. Aber eine Schar junger Männer, die auf eine Anzahl von der Jagd heimkehrender Boers stieß, nahm, als diese erschreckt flohen, die Wagen derselben als gute Beute mit sich fort. Als nun die Boers, den Ausbruch eines Guerillakrieges befürchtend, vier der ihrigen zu Friedensverhandlungen nach Litubaruba sandten, bezeichneten die Bakuena die Zurückgabe der Kinder Setscheles als Friedensbedingung und behielten bis zur Erfüllung derselben die Abgesandten unter scharfer Bewachung zurück. Livingstone war Zeuge, wie eines der beiden Kinder, die sich Kommandant Scholz als Haussklaven zugeeignet hatte, zu seiner Mutter zurückkam. Man hatte das Kind, einen kleinen Knaben, ins Feuer fallen lassen und er hatte an verschiedenen Teilen seines Körpers drei große, unverbundene, offene Wunden. Seine Mutter und die übrigen anwesenden Weiber empfingen ihn mit einer Flut stiller Thränen.



Livingstone auf dem Tschobe.

6. Von den Bamangwato-Hügeln bis Linjanti.

1853.

Zug über eine ungeheure Ebene. — Sonnenglut und Wassermangel. — Das dürstende Hochwild. — Erkrankungen. — Die hilfreichen Buschmänner. — Im pfadlosen Urwald. — Ein reizendes Landschaftsbild. — Durchforschung des Sanschureh. — Unsägliche Anstrengungen im Röhricht und Wasser. — Eine unheimliche Nacht am Tschobe. — Feierlicher Empfang in Linjanti. — Sekeletus Gastfreundschaft. — Unter den Händen eines Hofarztes. — Verhalten der Eingeborenen beim Gottesdienste. — Vor dem Spiegel. — Das Lesenlernen.

Nach einem fünftägigen Aufenthalte bei den Bakuena setzte Livingstone am 15. Januar 1853 seine Reise fort. Als er an die Bamangwato-Hügel kam, zeigte sich der Häuptling Sekomi besonders freundlich und sammelte alle seine Leute zu dem Gottesdienste, den Livingstone hielt. Es war freilich ein spröder Boden, in welchen er den guten Samen streute, aber es galt eine vorläufige Aussaat auf Hoffnung.

Die Bamangwato-Hügel, ein Teil der Bakaakette, bestehen aus großen schwarzen Basaltmassen und erheben sich 200 m über die Ebene. An ihrem östlichen Ende haben sie seltsame große, schalenartige Höhlungen, innerhalb welcher krystallisierte Felsmassen in der Gestalt von Säulen mit sechseckiger Spitze in die Höhe steigen; an manchen Stellen kann man noch die Lavaströme erkennen. Die labyrinthischen Zerklüftungen und Spalten dienten Sekomi und seinen Leuten zu Schlupfwinkeln und natürlichen Festungen gegen die Ueberfälle der Matebele. Ein aus einem ehemaligen Strombette bestehender Paß führte durch diese Hügel, für Monate die letzten, die man zu sehen bekam. Jenseits derselben zeigte sich eine unermeßliche Sandebene, auf der inmitten ausgedehnter, da und dort mit Buschwerk bestandener gelblicher Grasflächen große Stellen sich befanden, wo nur einzelnstehende, durch kahlen Sandboden von einander getrennte Grasbüschel und Dornsträucher wuchsen. Uebrigens halten die Bamangwato an verschiedenen Punkten auf dieser Seite der Wüste große Schaf- und Ziegenherden, welche trefflich gedeihen, wo es nur Salz und Buschwerk gibt.

Gegen Ende Januars erreichten die Reisenden das ungefähr vier

Meilen von den Bamangwato-Hügeln entfernte Letlotsche, wo sie einen schönen Wasservorrat fanden. Dies ist in jener Gegend etwas so Wichtiges, daß die erste Frage, welche sie an Vorübergehende richteten, stets die war: „Habt ihr Wasser gehabt?“ Und Eingeborene fragen ihnen begegnende Landsleute immer zuerst: „Wo ist der Regen?“ womit Ansammlungen von Regenwasser gemeint sind. An einer späteren Trinkstelle, „Kanne“ genannt, bekam die Reisegesellschaft kein Wasser; denn die Einwohner eines nahen Kalaharidorfes hatten die dortigen Quellen sorgfältig mit einer Hecke umschlossen, und um eine schlammige Stelle waren viele Buschmannsweiber versammelt, die mittels Röhren aus dem Schlamme Wasser sogen und dieses in leere Straußeneier spritzten, um so einen kleinen Vorrat von der kostbaren Flüssigkeit zu gewinnen. Bei Nijokotsa war das Land wie ausgebrannt von der glühenden Sonne, und der Glanz der weißen Effluvien, welche die dortigen ausgedehnten Salzpfannen bedeckten, war für die Augen fast unerträglich. Das salpetersaures Salz enthaltende Wasser war nicht bloß bitter und steigerte nur den Durst, sondern hatte auch einen sehr widerlichen animalischen Beigeschmack; dennoch mußte damit gekocht werden.

An einer Trinkstelle, Namens Koobe, war von einem Rhinoceros, das sich hier herumgewälzt haben mußte, eine solche Masse Schlamm aufgehäuft und festgedrückt, daß es viel Arbeit kostete, auf einer Seite soviel Raum frei zu machen, daß das Wasser herausfließen und für die Ochsen gesammelt werden konnte. Kam das Rhinoceros zurück und wälzte sich nur ein einzigesmal auf der beiseite geschafften großen Masse Schlamm herum, so hatte man sich umsonst abgearbeitet; deshalb mußte die Nacht über scharfe Wache gehalten werden. Auf den großen Ebenen rings umher sah man Herden von Zebras und Gnus, manchmal auch Büffel, lange dastehen und unverwandt nach den Quellen blicken, erfüllt von Begierde, ihren Anteil an dem schmutzigen Wasser zu bekommen. Mit edlem Unwillen spricht Livingstone von der Grausamkeit, das dringende Bedürfnis der armen Tiere zu benützen und eines nach dem andern niederzuschießen, ohne die Absicht, von ihrem Fleische, ihren Häuten und Hörnern irgendeinen Gebrauch zu machen. Schießt man bei Nacht, so werden die Tiere häufiger verwundet als getötet und der Blutverlust steigert ihren Durst, so daß sie trotz der Gefahr langsam herankommen, um zu trinken, als wollten sie sagen: „Ich muß trinken, wenn ich auch sterbe.“

Als die Reisenden die ungeheure Salzpfanne Ntwetwe hinter sich hatten, durften sie sich auch einmal wieder des Schattens großer Bäume erfreuen. Auf beträchtlichen Strecken, wo nur eine dünne Bodenschichte auf Kalktuffstein lagerte, wuchsen viele Affenbrotbäume und Eisenholzbäume, und Livingstone konnte unter dem weiten Blätterdache eines Baumes der ersteren Art, der 24 m im Umfang hatte, die Ochsen ausspannen lassen, um hier zu rasten. Von da kam man nach wenigen Stationen in eine Gegend, die durch Regengüsse erfrischt war und ein schönes Landschaftsbild darstellte. Jeder Fleck war mit Gras bedeckt, im Walde standen die Blumen

in voller Blüte, alle Teiche und Vertiefungen waren voll von Wasser und lustig zwitscherten die Vögel.

Anstrengende Arbeit verursachte auf der Weiterreise ein ausgedehntes Buschwerk, das so dicht war, daß zwei Tage lang drei Männer fortwährend mit dem Beile Bahn brechen mußten. Als man aus diesem Dickicht heraus wieder auf eine offene Ebene kam, waren, obgleich es stark geregnet hatte, sehr viele Vertiefungen schon wieder im Austrocknen begriffen. Zahlreiche Lotuspflanzen wuchsen in denselben, und ihre Ränder waren mit einer niedrigen, lieblich duftenden Pflanze bedeckt. Wenn von diesen austrocknenden Wasserbehältern her ein Luftzug die Reisenden traf, so erregte der angenehme Geruch, den er mit sich führte, ein allgemeines Niesen, und am 10. März mußte Halt gemacht werden, weil drei von der Gesellschaft am Fieber erkrankten. Nach diesen legten sich auch die anderen; nur Livingstone und ein junger Mensch blieben von der Krankheit verschont. Der letztere besorgte die Ochsen, Livingstone aber nahm sich der Kranken an und da die hochgewachsenen, dunkelfarbigen Buschmänner, welche diese Gegend bis zum Tschobe bewohnen, sich ihm stets freundlich und hilfreich zeigten, so ging er auch hier und da mit einigen derselben auf die Jagd, um ein Zebra oder einen Büffel zu erlegen.

Die Betschuanen wollen als krank behandelt werden, solange sie noch irgend ein Gefühl der Schwäche haben. Da nun aber Livingstone die Zeit endlich doch zu lange wurde, so suchte er sie zu kleinen körperlichen Uebungen zu ermuntern, brachte für die Schwächsten mit Hilfe der Buschmänner Betten in den Wagen an und setzte dann die Reise langsam fort. Die Kranken mußten wie Kinder gepflegt werden, und gleich solchen wurden sie immer anspruchsvoller, je mehr ihr körperlicher Zustand sich besserte. Nichts konnte man ihnen recht machen, und ins Lächerliche gingen die kategorischen Forderungen und die Aeußerungen der Ungeduld und des Aergers, wozu sie ihre pipenden Stimmen anstrengten. Weil es dem Manne, der die zwei vordersten Ochsen leitete, an der nötigen Kraft gebrach, wurde der Zug in stehende und gefallene Bäume verwickelt, und die Arbeit des Bahnbrechens war noch schwieriger als sonst; aber trotz der größten Anstrengungen blieb Livingstone bei guter Gesundheit.

Um der Tsetse auszuweichen, die im vorletzten Jahre unter seinen Ochsen eine so große Verheerung angerichtet hatte, schlug er von Lurilopepe an eine andere Richtung ein. Für die Mühe, mit dem Beil in der Hand einen neuen Weg zu brechen, sah sich Livingstone (unter dem 18.° südlicher Breite) durch einen Anblick belohnt, dessen er sich im vorletzten Jahre nie erfreut hatte, nämlich durch den großer, mit traubentragenden Weinstöcken bedeckter Plätze. „Da," sagt er, „standen sie vor meinen Augen; aber der Anblick war mir so gänzlich unerwartet, daß ich eine Zeitlang die Traubenbüschel, womit sie beladen waren, wie ein Träumender betrachtete, ohne an das Pflücken derselben zu denken." Die Buschmänner kennen und essen diese Trauben; sie haben jedoch keinen angenehmen

Geschmack, da die Kerne sehr herb sind. Die Elefanten lieben gleich sehr die Frucht und die Pflanze samt der Wurzel.

Der Wald, durch den sich die Reisenden langsam durcharbeiteten, wurde täglich dichter, und sie mußten fast immer von den Aexten Gebrauch machen. Fleming, der bisher an der Führung seines eigenen Wagens teilgenommen hatte, brach jetzt, es war gegen das Ende des März, gleich seinen Leuten erschöpft zusammen, und da Livingstone nicht beide Wagen führen konnte, so teilte er mit seinem Gefährten die halbe Tonne Wasser, die er noch hatte, und fuhr dann mit seinem Wagen weiter, in der Absicht, zu Fleming zurückzukehren, sobald er Wasser gefunden haben würde. Er war den ganzen Tag damit beschäftigt, Bäume umzuhauen, und als es nun stark zu regnen begann, bekam er, so oft er einen Schlag mit der Axt auf einen Baum that, einen Guß Wasser auf den Rücken, das ihm bis in die Schuhe hinablief, was er aber bei seiner schweren Arbeit sehr erfrischend fand. Am Abende begegneten ihm Buschmänner, die sich erboten, ihn zu einer Wasseransammlung zu führen, und nachdem die Ochsen ausgespannt waren, machte er sich mit jenen auf den Weg. Da es dunkel wurde, so gingen die Buschmänner ihm voran, brachen die Zweige, die über den Pfad hingen, und machten ihn auf gefallene Bäume aufmerksam. Als er mit einem Wasservorrate zu Fleming zurückkehrte, hatte sich dieser notgedrungen wieder aufgerafft.

Da die aufgefundene Wasseransammlung bald austrocknete, so mußte man weiterziehen; auch fand Livingstone häufigen Wechsel des Orts und der Luft für die Kranken und Schwachen zuträglich, und setzte daher die Reise so rasch als möglich fort. Nach einiger Zeit bekam man den Hügel N'gwa zu Gesichte, den ersten seit den Bamangwato-Hügeln, und nachdem man so viele Wochen lang weit und breit nichts als Flachland gesehen hatte, war der Anblick dieses Hügels so wohlthuend, daß Livingstone sagt, man hätte den Hut davor abnehmen mögen. Er ist ungefähr 100 m hoch und mit Bäumen bedeckt. Das Kandehy oder Kandehai genannte Thal an seiner Nordseite, mit Waldbäumen von verschiedenen Farben umgeben und von einem in der Mitte der Lichtung sich malerisch windenden Flüßchen durchströmt, bot ein reizendes Landschaftsbild dar. Auf einer Seite, bei einem großen Affenbrotbaume, stand eine Herde rötlicher Antilopen (Pallahs), die Augen auf die Reisenden gerichtet und bereit, den Hügel hinaufzurennen; weiterhin sah man Gnus und Zebras, welche die Eindringlinge erstaunt betrachteten. Manche grasten furchtlos, bei anderen aber ließen sich gewisse Zeichen des Mißbehagens erkennen, die man bei diesen Tieren zuweilen sieht, ehe sie sich zur Flucht entschließen. Vom Hintergrunde des Thales her kam mit seinem langsamen, schlendernden Gange ein großes, weißes Rhinoceros, das von den Reisenden keine Notiz nahm und sich so behaglich zu fühlen schien, als läge es in einem Schlammbade. Unter den Bäumen auf der den Pallahs entgegengesetzten Seite standen mehrere Büffel mit ihren schwarzen Gesichtern. Das Ganze war ein reiches, farbiges Bild afrikanischen Naturlebens.

Auch die Weiterreise nach Norden führte durch eine sehr schöne Gegend. Das Gras war grün und manchmal höher als die Wagen, und viele neue Baumarten mit Rebenguirlanden, unter ihnen die indische Feige, die Dattelpalme und die Palmyra, kamen zum Vorschein. Das Wild war gar nicht scheu: wenn Livingstone mit seinen Buschmännern einen Gang machte, so blieben Kudus und Giraffen stehen und blickten ihn als eine fremdartige Erscheinung verwundert an. In den Vertiefungen war viel Wasser; dann kam man an Wasserrinnen, die jetzt, 20 m breit und mehr als 1 m tief, kleinen Flüssen glichen. Je weiter man kam, desto breiter und tiefer wurden sie. Auf ihrem Grunde waren viele tiefe Löcher, die vom Durchwaten von Elefanten herrührten. Wenn die Ochsen in solche Löcher gerieten, machten sie so heftige Anstrengungen wieder herauszukommen, daß die Deichsel an Livingstones Wagen brach und er, um diesen aufs Trockene zu schaffen, bis zur Brust im Wasser stehend mit seinen Buschmännern vierthalb Stunden sich abarbeiten mußte, ohne daß jedoch seine Gesundheit Schaden dabei litt.

Die großen Wassermassen, die man bisher überschritten hatte, bildeten einen Teil der vom Tschobe ausgehenden jährlichen Ueberschwemmungen. Jetzt aber kam man an den Sanschureh, der nur ein südostwärts laufender Arm des Tschobe, aber für sich schon ein breiter und tiefer Fluß ist, dessen üppig wucherndes Schilfrohr Flußpferden zum Aufenthalte dient. Da man nun, um über diesen Fluß zu setzen, eine Furt aufsuchen mußte, so ließ Livingstone unter einem prächtigen Affenbrotbaume Halt machen. Tagelang, manchmal lange Strecken bis an die Brust im Wasser watend, durchforschte er den Sanschureh; da sich aber nirgends eine Furt fand, so ruderte er auf einem mitgebrachten Ponton mit einem seiner Leute an das andere Ufer. Dort drangen sie etwa vier Meilen weit westwärts vor, in der Hoffnung, zum Tschobe zu gelangen. Nachdem sie sich den ganzen ersten Tag auf einem Flachfelde, wo ihnen das Wasser bis an die Knöchel und dickes Gras bis an die Kniee ging, vorwärts gearbeitet hatten, kamen sie abends an eine Wand von über 2 m hohem Röhricht, an der nirgends eine Oeffnung zum Durchgehen war. Wenn sie einzudringen suchten, wurde das Wasser immer so tief, daß sie von weiteren Versuchen abstehen mußten. Sie zogen sich daher auf eine trockenere Stelle in der Nähe einiger Bäume zurück, zündeten ein Feuer an, tranken eine Tasse Thee und sanken dann, in ihre Teppiche gewickelt, in einen erquickenden Schlaf.

Als sie am nächsten Morgen den höchsten Baum bestiegen, sahen sie eine schöne, große Wasserfläche, die aber auf allen Seiten von demselben undurchdringlichen Röhrichtgürtel umschlossen war. Dieß war der breite Teil des Tschobe, Zabesa genannt. Zwei mit Bäumen bedeckte Inseln schienen dem offenen Wasser viel näher zu liegen, als das Ufer, an dem Livingstone und sein Begleiter sich befanden, weshalb sie zuerst eine derselben zu erreichen suchen wollten. Dabei hatten sie es aber nicht bloß mit dem Röhricht zu thun, sondern mit diesem war eine eigentümliche, sägenartige Grasart, deren scharfe Kanten ihnen gleich Messern in die Hände

schnitten, vermischt, und überdies banden noch Winden, mit Stengeln so stark wie Peitschenschnüre, die Masse zusammen. Livingstone und sein Gefährte kamen sich in diesem Dickicht wie Zwerge vor, und oft gab es kein anderes Mittel, vorwärts zu kommen, als daß sie sich beide gegen die verschlungene Masse stemmten und sie so lange niederdrückten, bis sie darauf stehen konnten. Der Schweiß lief an ihnen herab, und da kein Luftzug durchstreichen konnte, wurde es, als die Sonne höher stieg, zum Ersticken schwül, so daß sie das Wasser, das ihnen bis an die Kniee ging, angenehm erfrischend fanden.

Endlich, nach mehrstündiger Arbeit, erreichten sie eine der Inseln; aber Livingstones starke Moleskin-Beinkleider waren an den Knieen ganz zerfetzt, die Lederhosen seines Gefährten durchlöchert, und die Beine desselben bluteten. Livingstone riß sein Taschentuch in zwei Stücke, band diese um seine Kniee und trat dann mit seinem Begleiter den neuen Hemmnissen entgegen, die sich ihnen in den Weg stellten. Sie waren ungefähr noch 40—50 m vom offenen Wasser entfernt, und wie eine undurchdringliche Scheidewand standen ihnen dichte Massen 2—3 m hoher und fast ½ m im Durchmesser haltender Papyrusstauden gegenüber, und zwar waren dieselben durch Winden so fest zusammengeflochten, daß sie dem Gewichte beider Männer trotz boten. Glücklicherweise fanden sie endlich einen von einem Flußpferde gemachten Durchgang, durch den sie an das offene Wasser kamen; Livingstone trat hinein, und sogleich ging es ihm bis an den Hals.

Jetzt kehrten sie zurück, gingen am Ufer des Tschobe bis zum Ausflusse des Sanschureh hinauf und dann wieder stromabwärts. Nach einem so anstrengenden Tagewerke war es ihnen willkommen, auf einem Ameisenhügel eine verlassene Hütte zu finden, worin sie übernachten konnten; doch sollte ihr Schlaf nicht ganz ungestört bleiben. Die Hütte stand ganz nahe an dem Röhricht, und aus diesem kamen gar seltsame Töne. Bei Tag hatte Livingstone Wasserschlangen gesehen, die mit aufgerichtetem Kopfe umherschwammen; es gab auch eine Menge Ottern, die auf dem überschwemmten Wiesengrunde Jagd auf Fische machten, und allerlei Vögel trieben sich massenhaft in dem Röhricht umher. In der Nacht aber vernahm man menschenähnliche Stimmen und ein Platschen, Glucken und andere Töne, wie wenn der größte Schwank vor sich ginge. Einmal kam etwas ganz nahe, das wie ein Kahn oder wie ein Flußpferd platschte. Die beiden Insassen der Hütte dachten, vielleicht seien Eingeborene in der Nähe, standen daher auf, riefen und feuerten mehreremal eine Flinte ab; aber keine Antwort erfolgte, und die seltsamen Töne dauerten ohne Unterbrechung wohl noch eine Stunde fort.

Als nach einer naßkalten Nacht Livingstone mit seinem Gefährten früh morgens die Durchforschung der Gegend fortsetzte, entdeckten sie von einem 8—9 m hohen Ameisenhügel aus einen Zugang zu dem Tschobe, holten ihren in der Hütte zurückgelassenen Ponton und wagten sich mit diesem auf den tiefen, hier 80—100 m breiten Fluß. An ihrer Seite

schoß ein Flußpferd in die Höhe. — sie waren über dasselbe hinweggefahren; glücklicherweise aber trieb der Wellenschlag, den es durch seine heftige Bewegung verursachte, den Ponton rasch aus seiner gefährlichen Nähe hinweg. Vom Mittag bis zum Sonnenuntergange fuhren sie dahin, ohne etwas Anderes als eine massenhafte Röhrichtwand an beiden Ufern zu sehen, und schon machten sie sich darauf gefaßt, die Nacht in dem kleinen Fahrzeuge zubringen zu müssen. Da, gerade als die kurze Dämmerung eintrat, erblickten sie am nördlichen Ufer das Dorf Moremis, eines Makololo-Häuptlings, den Livingstone bei seinem letzten Besuche dieser Gegend kennen gelernt hatte. Die Dorfbewohner sahen die unerwarteten Ankömmlinge wie Gespenster an und sagten, als sie sich von ihrem Schrecken etwas erholt hatten, in ihrer Bildersprache: „Er ist aus den Wolken unter uns gefallen, — auf dem Rücken eines Flußpferdes ist er hergeritten! Wir Makololo meinten, niemand könne ohne unser Wissen über den Tschobe kommen, aber er ist wie ein Vogel zu uns hergeflogen!"

Am anderen Tage kehrte Livingstone mit seinem Gefährten, in Begleitung einiger Eingeborenen, auf Kähnen über das überschwemmte Land hinfahrend, zu den Wagen zurück, wo man in seiner Abwesenheit das Vieh in ein von der Tsetse heimgesuchtes Wäldchen hatte laufen lassen, was ihn zehn schöne, große Ochsen kostete. Nach einigen Tagen kamen mehrere angesehene Makololo aus Linjanti mit einer großen Anzahl Barotse, um die Karawane über den Fluß zu bringen. Sie thaten dies auf bewunderns-würdige Weise, indem sie mehr wie Alligatoren als wie Menschen zwischen den Ochsen schwammen und untertauchten, die in Stücke zerlegten Wagen aber auf zusammengebundenen Kähnen überführten. Jetzt befand sich Livingstone in Freundesland. Um aus dem Bereiche der Ueberschwemmung zu kommen, ging der Zug auf einem großen Umwege nach dem weiter oben am Strome (18° 17′ 20″ südl. Br., 23° 50′ 9″ östl. L.) gelegenen Linjanti, der Hauptstadt der Makololo, wo man am 23. Mai 1853 ankam.

Die ganze, 6—7000 Seelen starke Bevölkerung von Linjanti strömte heraus, um den Einzug des weißen Mannes zu sehen. Der jetzige Fürst der Makololo, Sekeletu, an den seine Schwester Mamotschisane die Häuptlingswürde abgetreten hatte, ein 18jähriger junger Mann, von der braungelben Farbe, auf welche die Makololo gegenüber den schwarzen Stämmen sehr stolz waren, hatte weder das stattliche Aussehen noch die geistigen Fähigkeiten seines Vaters, wohl aber dieselbe freundliche Gesinnung gegen Livingstone. Er ließ den Ankömmlingen eine große Anzahl von Bierkrügen vorsetzen, welche von Weibern herbeigebracht wurden, von denen jede aus dem Kruge, den sie trug, einen derben Zug that, um zu zeigen, daß kein Gift darin sei. Der Hofherold aber, ein alter Mann, stand auf und sagte: „Sehe ich nicht den weißen Mann? sehe ich nicht den Freund Sebituanes? sehe ich nicht den Vater Sekeletus? Wir möchten gern schlafen, — verschaffe deinem Sohne Schlaf!" Damit meinte er den ungestörten Frieden, nach welchem schon Sebituane sich gesehnt, und den er mittels einer Kanone zu erlangen gehofft hatte.

Die Makololo hatten, als Livingstone zwei Jahre vorher sie besuchte, einen Garten für ihn angelegt und mit Mais bepflanzt, damit er, wie sie beim Abschiede sagten, nach seiner Rückkehr zu ihnen Nahrung vorfände. Der Mais wurde jetzt von den Frauen in großen hölzernen Mörsern zu Mehl gestoßen, und diesem fügte Sekeletu 10—12 Krüge Honig bei, deren jeder etwa neun Liter faßte; auch bekamen Livingstone und seine Begleiter von ihm einen reichlichen Vorrat von Erdnüssen. Jeden Morgen und Abend wurden zwei Kühe für sie gemolken und jede Woche ein oder zwei Ochsen für sie geschlachtet. Dies geschah in Uebereinstimmung mit der im ganzen Lande bestehenden Sitte, daß der Häuptling für den Unterhalt aller Fremden zu sorgen hat, die mit einem besonderen Zwecke zu ihm kommen und bei ihm Wohnung nehmen. So treulich aber auch Sekeletu für seinen werten Gast sorgte, konnte er ihn doch vor einem Uebel nicht bewahren: eine Woche nach seiner Ankunft wurde Livingstone, zum erstenmal während seines Aufenthalts in Afrika, vom Fieber befallen. In jener Jahreszeit herrschen nämlich kalte Ostwinde vor, und da sie über die vom Tschobe überschwemmten Flächen und andere Strecken mit auftrocknenden Regentümpeln herkommen, so führen sie Malaria und wässerige Dünste mit sich und erzeugen das Fieber. Um zu erfahren, ob die Eingeborenen ein ihm unbekanntes Mittel gegen diese Krankheit hätten, ließ Livingstone einen von Sekeletus Aerzten zu sich kommen, dieser that einige Wurzeln in einen Topf mit Wasser, und als es kochte, stellte er es unter eine wollene Decke, in die er seinen Patienten und den Topf einwickelte. Da dies nicht sogleich wirkte, nahm er ein Bündel verschiedener Heilkräuter und verbrannte es in einem Scherben fast zu Asche, um durch den Rauch in Verbindung mit den heißen Dämpfen Schweiß zu erzeugen. Livingstone hatte gehofft, gegen eine in diesem Lande so häufige Krankheit bei den eingeborenen Aerzten ein wirksameres Mittel zu finden, als die europäische Heilkunde eines aufweist; aber nachdem ihn ihre Schwitzbäder fast umgebracht hatten und er ganz kunstgerecht beinahe geräuchert war, überzeugte er sich, daß er sich selbst schneller kurieren konnte. An der Behandlung anderer Kranken beteiligte er sich nur, wenn ihr Arzt es wünschte oder sie aufgegeben hatte, und so blieb sein Verhältnis zu den Aerzten stets ein freundliches, was ihm für seinen Hauptberuf sehr zu statten kam.

Bald nach seiner Ankunft in Linjanti hatte ihn Sekeletu beiseite genommen und war in ihn gedrungen, ihm zu sagen, was er gern hätte; er solle alles in und außerhalb seiner Stadt bekommen, was er nur wünsche. Als Livingstone ihm erwiderte, er möchte ihn und sein Volk zu Christen machen, entgegnete Sekeletu, er wünsche die Bibel nicht lesen zu lernen, weil er fürchte, dies möchte sein Herz ändern und ihn dahin bringen, wie Setschele mit einer Frau zufrieden zu sein; er wollte aber wenigstens fünf behalten. Uebrigens war er weit entfernt, den Gottesdiensten, die Livingstone hielt, etwas in den Weg zu legen. Dieselben fanden in der großen Kotla, dem freien Platze vor der Hütte des Häuptlings, statt, und auf die

Einladung durch den Hofherold erschienen oft 500–700 Personen. Ein kleiner Abschnitt aus der Bibel wurde vorgelesen und kurz erklärt. Die Makololo-Frauen benahmen sich dabei sehr anständig, nur beim Schlußgebete gab es eine Störung. Wenn nämlich alles niederkniete, beugten sich die Frauen, welche Kinder bei sich hatten, dem Beispiele der übrigen folgend, über ihre Kleinen; diese aber brachen dann einstimmig in ein Geschrei aus. Die ganze Versammlung begann zu kichern, und sobald sie das Amen hörten, schlugen sie ein lautes Gelächter auf. Die Weiber mit Kindern mußten daher gebeten werden, auch beim Gebete sitzen zu bleiben. Diese Versammlungen bestanden, wie überhaupt die ganze Bevölkerung, aus Leuten verschiedener Stämme und Farben. Von den echten Basuto oder Makololo, welche Sebituane aus dem gesunden Klima des Südens nach dem Norden brachte, erlag in den Gegenden, woraus sie die schwarzen Stämme vertrieben, der größte Teil dem Fieber. Die Uebriggebliebenen, die Beherrscher des weiten Landes, waren über dasselbe so zerstreut, daß nur eine oder zwei Familien in jedem Dorfe wohnten. Sie hatten sich viele andere Stämme unterworfen, welche nicht bloß ihrem Häuptlinge Tribut zahlten, sondern auch ihnen allerlei Dienste thun und namentlich bei der Bearbeitung des Bodens helfen mußten. Diese wurden mit dem Gesamtnamen Makalaka bezeichnet, hörten es aber gern, wenn man sie Makololo nannte. Bei weitem nicht so verheerend, wie unter den männlichen Makololo, hatte das Fieber bei dem weiblichen Geschlechte gehaust, weshalb dieses unverhältnismäßig stark vertreten war. Die Kleidung der Weiber bestand in einer bis an die Kniee reichenden, ledernen Schürze und einem Felle, das sie als Mantel über die Schultern warfen, wenn sie unbeschäftigt waren. Ihr liebster Schmuck waren große Messingringe von Fingerdicke, die sie an den Knöcheln befestigten, und breite messingene oder elfenbeinerne Armbänder; um den Hals trugen sie Perlenschnüre. Sie tranken viel Hirsenbier, das sehr nahrhaft ist und ihnen zu der gewünschten, für schön geltenden Wohlbeleibtheit hilft. Oft kamen sie in Livingstones Wohnung, um in seinen Spiegel zu sehen, und ergötzlich waren dabei die Bemerkungen, die er, scheinbar nicht darauf achtend, zu hören bekam, wie: „Bin ich das?" — „Was für einen großen Mund habe ich!" — „Meine Ohren sind so groß wie Kürbisblätter!" — „Ich habe ja gar kein Kinn!" — „Ich wäre ganz schön, aber die hohen Backenknochen entstellen mich." Dabei lachten sie laut. In der Meinung, Livingstone schlafe, kam eines Tages ein Mann allein, um sich ungestört im Spiegel betrachten zu können und, nachdem er den Mund nach verschiedenen Richtungen verzogen hatte, murmelte er vor sich hin: „Man sagt, ich sei häßlich, und wahrhaftig, wie häßlich bin ich!" Ein Spiegel, worin man seine geistige Gestalt sehen kann, ist das Wort Gottes; aber nicht viele blicken mit rechtem Ernste hinein und sind unbefangen genug, ihre Mängel und Gebrechen darin zu erkennen.

Auf Livingstones Vorschlag, die Bibel lesen zu lernen, entschlossen sich nach einigen Wochen Motibe, Sekeletus Schwiegervater, und einige

andere, sich an das geheimnisvolle Buch zu wagen. Das Lesen oder Erkennen von Begebenheiten, Wahrheiten und Ermahnungen aus Schriftzeichen erschien als etwas Uebernatürliches, und alle Erklärungsversuche waren fruchtlos, so lange es nicht Einer selbst zum Lesen brachte. Nachdem Motibe das Alphabet überwunden hatte, machte sich Sekeletu mit seinen jungen Genossen auch ans Lesenlernen, richtete aber seine Aufmerksamkeit hauptsächlich darauf, was die Bibel von Polygamie sagt, und wollte nichts von solchen Stellen wissen, wornach er sich auf eine einzige Frau hätte beschränken müssen. Ziemlich viele Leute lernten in kurzer Zeit das Alphabet und wurden beauftragt, andere darin zu unterrichten; ehe jedoch große Fortschritte gemacht werden konnten, befand sich Livingstone schon auf dem Wege nach Loanda.

Zwar hätte er gerne in Linjanti, wo man ihm mit so viel Achtung und Liebe entgegenkam, eine Missionsstation gegründet; aber wegen des leidigen Fiebers durfte er nicht daran denken, seine Familie hierher zu versetzen. Deshalb beschloß er, in das Land der Barotse zu reisen und sich dort nach einem gesunden Orte für eine Niederlassung umzusehen. Sekeletu, der ihm von Herzen zugethan war und ihn seinen neuen Vater nannte, wollte von diesem Plane nichts wissen, da er und seine Leute dringend wünschten, ihn bei sich zu behalten, und als er endlich mit Widerstreben einwilligte, erklärte er zugleich, daß er mit ihm reisen werde. Zehn schöne Elefantenzähne legte er als Geschenk für Livingstone neben dessen Wagen, aber in seiner uneigennützigen Weise lehnte dieser das wertvolle Geschenk ab, und als der junge Häuptling die Zähne durchaus nicht mehr zurücknahm, forderte Livingstone die Makololo auf, sie mit anderen, die sie vorrätig hatten, zu verkaufen, indem er sie besonders auf seinen Reisegefährten Fleming verwies, der hierher gekommen sei, um Handelsgeschäfte zu machen. Obgleich dessen Waren nicht viel Wert für die Eingeborenen hatten, brachte er doch eine schöne Ladung Elfenbein zusammen. Livingstone selbst hatte auf allen seinen bisherigen Reisen den Häuptlingen zwar immer Geschenke gemacht, es aber seiner Stellung unangemessen gefunden, Elfenbein, das so ziemlich barem Gelde gleichkam, als Gegengeschenk anzunehmen; nur bei Sebituane hatte er eine Ausnahme gemacht, und durch das von ihm empfangene Elfenbein war es ihm möglich geworden, dem Sohne desselben eine Menge wirklich nützlicher Dinge von höherem Werte mitzubringen. Diese bestanden vor allem in drei Ziegen von einer veredelten Art, in Geflügel und einem Paar Katzen; einen ebenfalls für Sekeletu bestimmten Stier von vorzüglicher Art hatte Livingstone, weil derselbe wunde Füße bekam, unterwegs zurücklassen müssen. Da die Makololo auf Zucht und Veredlung ihrer Haustiere großen Wert legten, so waren sie über diese Auswahl sehr erfreut. Außerdem beschenkte Livingstone den jungen Häuptling mit Flinten, Pulver, Zündhütchen, Draht, einem Hut und einem Regenschirme.



Abreise von Linjanti.

7. Zwei Fahrten auf dem Sambesi bis zum Liba.

1853.

Abreise mit Sekeletu. — Einschiffung auf dem Sambesi. — Das Barotsethal. — Vom Liba zurück nach Linjanti. — Heidnische Roheit. — Vorbereitungen zur Reise an die Westküste. — Abfahrt auf dem Tschobe. — Gebete an den Mond. — Lebensweise während der Fahrt auf dem Sambesi. — Mannigfaltiges Tierleben. — Prächtige Gegend am Liba. — Das Lundaland. — „Sind das Haare?" — Audienz bei einem weiblichen Häuptlinge.

Nach einmonatlichem Aufenthalt in Linjanti setzte Livingstone zu weiterer Verfolgung seines Hauptzweckes seine Reise nach dem Norden fort, und zwar ging es jetzt in das den Makololo unterworfene Barotseland, dessen Hauptstadt Naliele ist. Diese Reise machte er in Gesellschaft Sekeletus, der ungefähr 160 Leute, meistens junge Männer und Unterhäuptlinge, bei sich hatte. Der Zug ging über eine Grasebene am rechten Ufer des Tschobe hinauf, dessen endlose Rohrmassen den Horizont einnahmen, und einen malerischen Anblick gewährte beim Rückwärtsschauen die lange Reihe der Begleiter, wie sie sich je nach den Krümmungen des Fußpfades zwischen den Ameisenhügeln dahinschlängelte, wobei die Straußenfedern der Männer im Winde flatterten. Manche trugen nämlich große Bündel schwarzer Straußenfedern auf dem Kopfe, andere weiße Spitzen von Ochsenschwänzen oder Mützen aus Löwenmähnen. Einige hatten rote oder mehrfarbige Röcke, die der Häuptling von Fleming gekauft hatte. Die gemeinen Leute trugen Lasten, die vornehmeren hatten einen Stab von Rhinoceroshorn in der Hand und ließen sich ihre Schilde von Dienern tragen. So oft man sich einem Dorfe näherte, kamen alle Weiber herbei, um ihren Häuptling zu begrüßen. Mit ihren schrillen Stimmen, denen sie durch eine schnelle Bewegung ihrer Zunge einen tremulierenden Klang gaben, schrieen sie: „Großer Löwe!" — „Großer Häuptling!" — „Schlaf' im Frieden!" Die Männer grüßten in ähnlicher Weise, und Sekeletu nahm alles mit geziemender Ruhe und Würde entgegen. Hierauf wurden eine Menge großer Krüge Bier, auch Töpfe und Flaschen dicker Milch zur Erquickung der Reisenden gebracht.

Als man an den großen Fluß kam, mußte man einige Tage warten, bis aus verschiedenen Dörfern die nötige Anzahl von Kähnen zusammengebracht war. Dieser Fluß heißt hier Liambai, anderwärts aber, je nach den Dialekten der Anwohner, Luambesi, Ambezi, Ojimbesi, Sambesi u. s. w. Die Bedeutung aller dieser Namen ist: „Großer Fluß"; er soll damit als der Hauptstrom des Landes bezeichnet werden. Auf einer Flotte von 33 stattlichen Kähnen ging es rasch stromaufwärts, und es machte Livingstone großes Vergnügen, Land zu betrachten, das noch kein Europäer gesehen hatte. Der Fluß ist majestätisch, oft eine halbe Stunde breit und mit Inseln geziert, die gleich den Ufern mit Wald bedeckt sind. Von Katima-molelo an, wo sich der Fluß nach Norden wendet, waren Stromschnellen und Wasserfälle zu überwinden, von denen einer 10 m hoch ist, so daß die Kähne aus dem Wasser herausgenommen und eine Strecke weit getragen werden mußten. Weiter hinauf treten die Waldungen von beiden Ufern zurück und lassen eine etwa 40 Meilen lange Grasebene zwischen sich, in deren Mitte sich der Fluß langsam durch Schilfrohr windet. Dies ist das Barotsethal, das, wie Aegypten vom Nil, alljährlich vom Sambesi überschwemmt wird und dann einen großen See bildet, aus dem die auf kleinen Hügeln liegenden Dörfer wie Inseln hervorragen. Die Eingeborenen ziehen aus dem fruchtbaren Boden doppelte Ernten; das Rindvieh gedeiht in den Marschen vortrefflich und der Fluß ist reich an Fischen, großen, schwarzen Gänsen, Enten und andern Wasservögeln. Das Barotsethal ist demnach ein Land des Ueberflusses und die Einwohner sagen mit Stolz: „Bei uns kennt man den Hunger nicht." Dagegen ist hier das Fieber zu Hause, verursacht durch die faulenden Pflanzenstoffe, die, wenn die ausgetretenen Gewässer sich zurückziehen, mit ihrer Ausdünstung die Luft erfüllen.

Da nun Livingstone auch hier keinen gesunden Ort zur Gründung einer Missionsstation fand, so beschloß er, zur Untersuchung der höher gelegenen Gegenden noch weiter stromaufwärts zu fahren, und trennte sich daher in Naliele, der Hauptstadt des Barotselandes, von Sekeletu. Dieser gab ihm außer den Ruderern noch andere Männer, worunter einen Herold, zur Begleitung mit, damit er in Sekeletus Dörfern mit der gehörigen Würde auftreten könnte. Kam er an ein Dorf, so rief der Herold mit lauter Stimme: „Hier kommt der Herr, der große Löwe!" Livingstone wurde überall freundlich aufgenommen und drang noch über die Makologrenze hinaus bis zur Vereinigung des Loeti und des Liba mit dem Sambesi vor. Doch sein Suchen war vergeblich: begünstigte eine Gegend nicht das Fieber, so war sie von der Tsetse heimgesucht, in deren Gebiet kein Europäer leben kann.

Nachdem sich Livingstone so von der Unausführbarkeit seines Hauptplans überzeugt hatte, bewegte er um so lebhafter seinen zweiten Plan in sich, eine Straße nach dem Meere zu entdecken, und zwar dachte er dabei an eine Verbindung mit St. Paolo de Loanda an der Westküste. Da er aber zunächst nach Linjanti zurückkehren mußte, so fuhr er stromabwärts

und vereinigte sich wieder mit Sekeletu, der in der Stadt seiner Mutter auf ihn wartete. Mit großer Schnelligkeit fuhr von da die kleine Flotte stromabwärts bis zur Stadt Sescheke, und auch der Landweg bis Linjanti wurde rasch zurückgelegt.

Während dieser neunwöchigen Reise hatte Livingstone mehr als zuvor die Roheiten des Heidentums kennen gelernt, wozu ihm unter anderem auch die Tänze und Trinkgelage Gelegenheit gaben, welche Sekeletu zu Ehren stattfanden, weil er zum erstenmal als Häuptling diese Teile seines Gebiets besuchte. Die wilden, barbarischen Tänze, das Schreien und Brüllen, die rohen Scherze, das gehässige Zanken, die herzlose Grausamkeit und Mordlust, die gänzliche Mißachtung menschlicher Gefühle, besonders auch gegen verwaiste arme Kinder, wovon er Zeuge sein mußte, waren für ihn eine schwerere Prüfung, als alle Entbehrungen und Mühseligkeiten, die er in seinem Beruf als Missionar erduldet hatte, und viel bedeutender erschien ihm jetzt der heilsame Einfluß der Mission, der sich bei den südlicheren Stämmen mehr oder weniger bemerklich machte. Manchmal mit Seufzen, aber unermüdlich streute er auch während seiner Reise den Samen des göttlichen Wortes aus; namentlich predigte er jeden Sonntag zweimal, gewöhnlich vor einer ansehnlichen, zuweilen tausend Köpfe zählenden Versammlung. Wenn ihn der unbefriedigende Erfolg seiner Arbeit, so wie er vor Menschenaugen lag, niederschlagen wollte, so richtete er sich an den großen Verheißungen der Schrift auf und hielt sich vor, daß der Gang Gottes zur Ausführung seiner Absichten oft langsam, aber stets sicher ist. Betrübte ihn und ekelte ihn vieles an, was er an den Menschen um sich her sehen mußte, so erquickte er sich durch die Betrachtung der herrlichen Werke Gottes in der ihn umgebenden Natur. Missionare, sagt er, müssen viel Unsittliches und Erniedrigendes mitansehen und seien deshalb in Gefahr, stumpf oder melancholisch zu werden; darum sei es nötig, den Sinn für das Schöne und Herzerfreuende zu pflegen, das Gott überall darbiete. „Da ist,“ fährt er fort, „die grüne Erde und der blaue Himmel, die hohen Berge und das grünende Thal, die herrliche Sonne und das sternenbedeckte Himmelszelt mit all seinem Glanze, die lieblichen Blumen, so keusch in der Form und vollkommen in der Farbe. Alles dies hat für das Herz dessen, der mit Gott im Frieden lebt, einen unbeschreiblichen Zauber; er erblickt in der Herrlichkeit der Natur einen überfließenden Reichtum für das Wohl der Menschen und aller lebenden Wesen, und aus der stillen Ruhe einer Landschaft schaut das freundliche Angesicht des Vaters der Liebe.“

Daß auch die Barotse an ein künftiges Leben glauben, davon überzeugte sich Livingstone, als er eines Tags von seinem Kahne aus einen Hof um die Sonne beobachtete. Da er vermutete, daß die Feuchtigkeit der Atmosphäre auf Regen hindeute, so fragte er den neben ihm sitzenden Bootsmann, ob er nicht derselben Ansicht sei. „Nein,“ antwortete dieser, „die abgeschiedenen Geister halten eine Versammlung; siehst du nicht den Herrn (die Sonne) in der Mitte?“

Bei den Makololo fand Livingstones Absicht, durch Auffindung einer Straße nach der Westküste einen ordentlichen Handelsverkehr zwischen dieser und ihrem Lande anzubahnen, lebhaften Anklang; denn sie merkten wohl, daß sie von den herumziehenden Mambarihändlern übervorteilt wurden, wenn sie von diesen für wertvolle Elefantenzähne nur kleine Stücke Kattun oder grobes Wollenzeug erhielten. Es wurden daher 27 Männer ausgewählt, welche Livingstone begleiten sollten, und von denen zwei, Pitsane und Mohorisi, echte Makololo waren, die andern aber verschiedenen unterworfenen Stämmen angehörten. Dagegen sollten die von Livingstone aus Kuruman mitgebrachten drei Diener, die fortwährend am Fieber litten, mit Fleming in ihre Heimat zurückkehren.

Statt den näheren Weg nach dem Hafenplatze Benguela einzuschlagen, wollte Livingstone, weil dies der Weg der Sklavenhändler war, sich lieber einen neuen Weg, und zwar nach Loanda bahnen, indem er den Sambesi und von diesem aus den Liba bis zu den Fällen hinauf zu fahren und dann zu Lande weiter zu reisen gedachte. Zwar war er sich der damit verbundenen Gefahren wohl bewußt, ging daher viel mit Todesgedanken um und traf eine Art testamentarischer Verfügung, indem er bestimmte, was von seinen wenigen Habseligkeiten jedem seiner Kinder, die er in einem zärtlichen Briefe zur Treue gegen ihren Heiland ermahnte, zufallen sollte. Aber die Eröffnung einer Straße nach dem Meere erschien ihm für die Christianisierung und Civilisation dieses Teils von Afrika so wichtig, und er war von seiner Verpflichtung, für die Sache des Reiches Gottes das Unternehmen zu wagen, so fest überzeugt, daß er vor keiner Schwierigkeit und Gefahr zurückbebte, sondern in einem Briefe schrieb: „Ich will einen Weg ins Innere eröffnen oder untergehen. Nie hegte ich den geringsten Zweifel an der Richtigkeit meines Vorgehens, und ich wünsche nur meine Bemühungen mit solchem Erfolge gekrönt zu sehen, daß das Evangelium in dieser ganzen dunkeln Region gepredigt und geglaubt wird.“

Da der spätere Teil der Reise zu Fuß zurückgelegt werden mußte, so beschränkte Livingstone zur Schonung der Träger sein Gepäck auf das allernotwendigste. Außer fünf Gewehren nebst Schießbedarf für ihn und seine Begleiter bestand dasselbe nur in kleinen Vorräten von Zwieback, Thee, Kaffee und Zucker, astronomischen Instrumenten und Büchern, Arzneien, 20 Pfund in der Kapstadt gekauften Perlen und einer Zinnbüchse von 38 cm ins Gevierte, gefüllt mit Hemden, Beinkleidern und Schuhen, die zum Gebrauche für den Umgang mit civilisierten Menschen bestimmt waren. Diesen Gegenständen fügte er noch eine sogenannte Zauberlaterne bei, die ihm von großem Nutzen war.

Am 11. November 1853, im Angesichte der kühlenden Regenzeit, trat Livingstone seine Reise an, die sich beschwerlicher und gefährlicher als alle seine bisherigen Reisen gestalten sollte. Von Sekeletu und den Vornehmsten der Hauptstadt bis an den Tschobe begleitet, schiffte er sich auf diesem mit seinen neuen Gefährten ein. Ihm voran aber ging der

Befehl des Häuptlings: „Der Nake (Doktor) darf nicht Hunger leiden!“ infolgedessen er und seine Leute überall, so weit das Makologebiet reichte, aus den Dörfern, an denen sie vorüberkamen, reichlich mit Lebensmitteln versehen wurden. Dagegen fehlte es ihm, der auf seinen Reisen gerne las, an Büchern, da er zur Vereinfachung des Gepäcks außer der Bibel nur einen nautischen Almanach und Thomsons Logarithmentafeln mitgenommen hatte.

Bei den schwarzen Stämmen fand Livingstone eine eigentümliche, den Betschuanen fremde religiöse Vorstellung und Sitte. Sie warten nämlich sehnsüchtig auf die Erscheinung des Neumondes, und sobald sie nach Sonnenuntergang den geringsten Schimmer bemerken, rufen sie laut: „Kua!“ und richten Gebete an den Mond. So beteten jetzt die schwarzen Begleiter Livingstones: „Laß unsere Reise mit dem weißen Manne glücklich sein! Laß unsere Feinde umkommen und die Kinder des Doktors reich werden! Möge er heute Fleisch genug haben!“

Auf dem vielfach gewundenen Tschobe fuhren Livingstones Kähne abwärts nach dem Sambesi, und auf diesem ging es stromaufwärts nach der Stadt Sescheke. An die Bewohner dieser Ortschaft hielt Livingstone, obgleich durch einen Fieberanfall sehr geschwächt, unter einem ausgebreiteten, die Kotla am hohen Flußufer überschattenden Kameldornbaume eine Reihe religiöser Ansprachen. Da sich manchmal 5—600 Personen zusammenfanden, mußte er seine Stimme so anstrengen, daß er wieder sein Halsweh bekam. Die Zuhörer waren stets sehr aufmerksam, und manche beteten im geheimen zu Jesus, sobald sie von ihm reden hörten; anderen jagte das, was ihnen vom künftigen Leben gesagt wurde, so große Furcht ein, daß sie beschlossen, nie mehr eine Ansprache zu hören, und wieder andere erklärten, gar nichts glauben zu wollen.

Nachdem sich Livingstone teilweise von seinem Fieberanfall erholt hatte, wurde die Reise stromaufwärts fortgesetzt. Ein anschauliches Bild seiner thätigen Lebensweise während dieser Flußfahrt gibt er uns in folgendem: „Etwas vor 5 Uhr morgens stehen wir auf; da bricht der Tag an. Während ich mich ankleide, wird der Kaffee gekocht, und nachdem ich mein Töpfchen gefüllt habe, überlasse ich das Uebrige meinen Gefährten, welche begierig nach dem erfrischenden Tranke greifen. Die Diener sind geschäftig, die Kähne zu beladen, während die Vornehmeren den Kaffee schlürfen; ist dies geschehen, so schiffen wir uns ein. Die nächsten zwei Stunden, in denen die Leute kräftig vorwärts rudern, sind die angenehmsten des ganzen Tages. Ungefähr um 11 Uhr gehen wir ans Land und essen zu Mittag, was uns vom vorigen Abend übrig geblieben ist, oder Zwieback mit Honig und Wasser. Nachdem wir eine Stunde geruht, schiffen wir uns wieder ein und nehmen unter einem Sonnenschirme Platz. Die Hitze ist drückend, und da ich noch schwach vom letzten Fieberanfall bin, so kann ich nicht ans Land gehen und jagen; die Ruderer, welche der Sonne unbedeckt ausgesetzt sind, triefen von Schweiß und beginnen nachmittags langsamer zu werden. Manchmal erreichen wir zwei Stunden vor Sonnenuntergang

einen geeigneten Platz zum Uebernachten, und da wir alle schon ermüdet sind, so machen wir mit Vergnügen Halt. Sobald wir am Lande sind, schneiden die Leute Gras für mein Lager, während Maschauana, mein Oberbootsmann, die Zeltstangen aufschlägt. Das Bett wird gemacht, zu beiden Seiten die Büchsen mit unserem Reisevorrat aufgestellt und endlich das Zelt darüber aufgespannt. Vier bis fünf Schritte vor meinem Zelt wird ein großes Feuer angezündet, an dem jeder nach dem Range, den er bekleidet, seinen bestimmten Platz hat. Die beiden Makololo haben den ihrigen beim Essen und Schlafen zu meiner Rechten und Linken; Maschauana aber legt sich an meiner Zeltthüre nieder, sobald ich mich zur Ruhe begebe. Die Uebrigen verteilen sich nach den Stämmen, denen sie angehören, in kleinen Gruppen und machen Schuppen um das Feuer, wobei sie für das Vieh vorne einen Raum in Gestalt eines Hufeisens freilassen. Sie stellen nämlich je zwei starke Stangen in geneigter Richtung auf und legen eine andere horizontal darüber. Der Raum dazwischen wird mit Zweigen ausgefüllt, die in der Richtung der Stangen im Boden feststehen und an die horizontale Stange festgebunden werden. Ueber die Zweige legt man soviel langes Gras, daß der Regen abgehalten wird. In weniger als einer Stunde sind wir gewöhnlich unter Dach. Das Nachtessen besteht abermals in Kaffee und Zwieback oder Brot aus Mais und Kaffernkorn, wenn wir nicht so glücklich waren, etwas zu schießen, um uns einen Topf voll Fleisch zu kochen. Bald darauf wird alles still und es gewährt einen malerischen Anblick, wenn das glänzende Mondlicht dieses Himmelsstrichs die schlafenden Menschen und Tiere in ihren die tiefste Ruhe ausdrückenden Stellungen beleuchtet. Das Feuer läßt man in hellen Nächten ausgehen."

Am 9. Dezember kam man wieder nach Naliele. Jetzt begann, später als gewöhnlich, die Regenzeit, aber trotz der erfrischenden Regengüsse war die Luft immer noch schwül und beengend. Zwar stand in einer kühlen Hütte das Thermometer nur auf 23° R., sobald jedoch von außen Luft eindrang, stieg es auf 26°. Hier kam über Livingstone ein neuer Fieberanfall, der ihn außerordentlich ermattete. Von Naliele aus ging es unter den besten Wünschen der Einwohner weiter stromaufwärts nach Libonta, der letzten Stadt der Makololo, jenseits welcher nur noch einige Weiler lagen.

Als man die bewohnten Gegenden hinter sich hatte, zeigte sich ein überaus reiches und mannigfaltiges Tierleben. Allein auf und an dem Flusse, der viele Alligatoren und ganze Herden von Flußpferden birgt, konnte man über 30 Vogelarten zählen. Da sah man Ibisse in Menge, große weiße Pelikane, die zu Hunderten einer hinter dem andern in einer langen Reihe flogen, ferner Regenpfeifer, Schnepfen, Reiher, Scherenschnäbel, Löffelgänse, Flamingos, Kraniche, Möwen und viele andere bekannte und unbekannte Vögel von allerlei Größen und Farben. Landeinwärts weideten Büffel, Zebras und verschiedenartige Antilopen in größeren und kleineren Herden. Livingstone, der die zierlichen Bewegungen der Antilopen oft mit Vergnügen beobachtete, tötete die schönen Tiere nur ungern, und doch mußte

er, obgleich die Schwäche seines linken Arms ihm dabei sehr hinderlich war, fast allein die Küche mit Wildbret versorgen, da seine Begleiter sich auf das Schießen schlecht verstanden und meinten, es gäbe eine geheime Medizin zum Treffen, die der weiße Arzt ihnen vorenthalte. Vergeblich waren alle Bemühungen Livingstones, sie von diesem Aberglauben zurückzubringen.

Am 27. Dezember kam man an die Mündung des Liba in den Sambesi (14° 10′ 52″ südl. Br., 23° 35′ 40″ östl. L.) und fuhr auf dem ersteren weiter aufwärts. Der Liba, der von beiden Seiten viele Flüßchen und Bäche in sich aufnimmt, schlängelt sich langsam durch Wiesen hin. Diese waren jetzt mit frischem kurzem Gras bedeckt, und die anmutig wie in einem Park gruppierten Bäume prangten in saftigem Blätterschmuck. Viele schöne Blumen, von Bienen umschwirrt, verbreiteten einen süßen Duft, während sie im Süden meistens gar keinen oder einen widerlichen Geruch haben.


Haartracht der Lundafrauen.

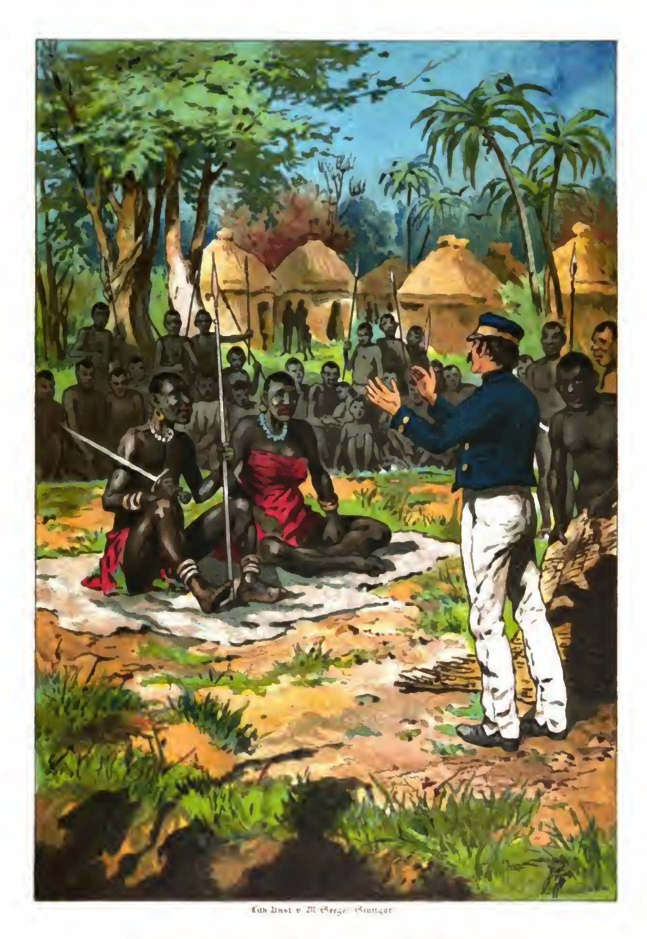
Man befand sich jetzt schon in dem großen Lundagebiete, das von einem negerartigen und zum Teil aus echten Negern bestehenden Volke bewohnt wird. Es steht unter der Oberherrlichkeit eines im Norden wohnenden Fürsten, welcher den Titel „Matiamvo“ führt, und dem die Häuptlinge des Landes Tribut entrichten. Die Balunda, d. h. Lundaleute, nähren sich hauptsächlich von ihren Bodenerzeugnissen, unter denen Maniok oder Kassava und Mais die wichtigsten sind. Sie gehen größtenteils ganz nackt und schmücken besonders die Knöchel mit Eisenringen. Sehr eigentümlich ist die Art, wie die Weiber ihr dichtes wolliges, bis auf die Schultern herabreichendes Haar tragen. Die Männer führen ihre Bogen, Schwerter und Speere beständig bei sich und prahlen gern, zeigen aber wenig wirklichen Mut. Hier fand Livingstone in einem verlassenen Dorfe die Reste eines alten Götzenbildes, des ersten, das ihm seit seinem dreizehnjährigen Aufenthalte in Afrika zu Gesichte kam. Es war nichts als ein an der Spitze eines Holzblocks geschnitzter Menschenkopf. Die Götzenbilder werden mit rotem Ocker und weißem Pfeifenthon bestrichen, und wo kein Schnitzer vorhanden ist, begnügt man sich mit einem Hakenstock. Das ganze Volk scheint ein höchstes Wesen anzuerkennen, dem aber nur in Tagen der Not Ehrfurcht bezeigt wird; ebenso allgemein ist der Glaube an eine Fortdauer der Seele nach dem Tode, und zwar glauben manche an die Verwandlung gewisser Personen in Alligatoren, Flußpferde oder Löwen, und keine Vorstellung vermochte ihnen diesen Wahn zu benehmen.

Als der erste Weiße, der nach Lunda kam, erregte Livingstone großes Aufsehen. Zwar hatte die afrikanische Sonne seinem Gesichte und seinen

Händen die gelbbraune Farbe der Makololo gegeben, aber Gesichtsbildung, Haare und Kleidung hatten für die Balunda noch immer neues genug. „Ist das Haar?“ sagten sie; „es ist die Mähne eines Löwen und kein Haar.“ Manche meinten, Livingstone habe sich aus der Mähne eines Löwen eine Perücke gemacht, wie sie sich solche aus den Fasern des Issenbaums machen, die sie schwarz färben und flechten, so daß es wie eine Masse ihres eigenen wolligen Haares aussieht.

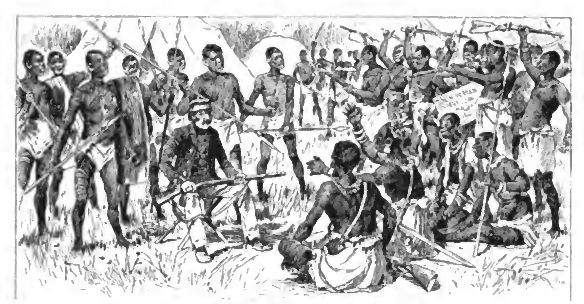
Da sich die Makololo durch Raubzüge mit den Balunda verfeindet hatten, so wurde die Erscheinung Livingstones und seiner Begleiter mit Mißtrauen aufgenommen; doch gewährte ihm auf seine Versicherung, daß er als Friedensbote komme, ein weiblicher Häuptling, Namens Nyamoana, eine förmliche Audienz. Sie und ihr Mann, der übrigens keinen Anteil an ihrer Häuptlingswürde hatte, saßen auf Häuten in der Mitte eines etwa 30 Schritte im Durchmesser haltenden Kreises, der, etwas höher als der übrige Boden, mit einem Graben umgeben war. Außerhalb des letztern saßen ungefähr 100 Personen jedes Alters und beiderlei Geschlechts. Livingstone schritt, nachdem er seine Waffen niedergelegt hatte, in den Kreis und grüßte nach der Landessitte, indem er in die Hände klatschte. Hierauf brachte man eine Matte, er setzte sich den beiden gegenüber, und nun begann die Unterredung, bei der einer seiner Begleiter, der die Lundasprache verstand, den Dolmetscher machte. Livingstone sagte, er komme nicht im Auftrage der Makololo, sondern im Auftrage Gottes, um sein Wort zu verkündigen; übrigens lasse Sekeletu die Balunda bitten, die früheren Feindseligkeiten zu vergessen, es solle künftig Friede zwischen ihnen und den Makololo sein.

Diese Aeußerungen wurden beifällig aufgenommen, und Nyamoana bat Livingstone, er möchte sich zu ihrem Bruder Kabompo oder Schinte, einem großen Häuptlinge, geleiten lassen, und zwar zu Lande, da Schinte nicht in der Nähe des Flusses wohne, überdies auf diesem ein Wasserfall nahe sei, über den die Kähne nur mit Schwierigkeit gebracht werden könnten, und endlich zu befürchten stehe, daß die westlich vom Flusse wohnenden Balobale zwar nicht den weißen Mann, aber seine Begleiter als ihre Feinde töten würden. Dies machte großen Eindruck auf Livingstones Gefährten, und als nun auch Nyamoanas Tochter, Manenko, Häuptling eines anderen Dorfes, erschien, und ebenfalls auf die Reise zu ihrem Oheime drang, mußte er, so gern er die Flußfahrt fortgesetzt hätte, doch zuletzt nachgeben. Manenko, ein großes stämmiges Weib von etwa 20 Jahren, war gleich den meisten Balundafrauen ganz nackt, aber zum Schutze gegen die Witterung über und über mit einer Mischung aus Fett und Ocker beschmiert, und hatte sich mit einer Menge Zieraten und Zaubermitteln behängt. Ihre scharfe geläufige Zunge ließ keinen Widerspruch aufkommen, und sie erklärte, daß sie selbst mit ihrem Manne und einer Anzahl ihrer Leute die Fremden zu ihrem Oheime führen werde.



Lith. Anst. v. M. Seeger, Stuttgart.

Livingstone's Audienz bei Nyamoana.



Livingstone und der Häuptling Njambi.

8. Landreise vom Liba nach der Westküste.

1854.

Ein Mannweib als Führerin. — Beschwörung des Regens. — Götzenbilder. — Der Mann aus dem Meere. — Feierlicher Empfang bei Schinte. — Die kleine Sklavin. — Die Zauberlaterne. — Schönheit der Gegend. — Die überschwemmte Ebene. — Gutherzigkeit der Eingeborenen. — Aberglaube. — Katemas Gastfreundschaft. — Die Sage vom Dilolo-See. — Die Wasserscheide. — Romantische Thäler. — Der weiße Mann kann schwimmen. — Der anmaßende Tschiboque-Häuptling. — Von gezückten Schwertern umringt. — Im finsteren Walde. — Sturz vom Ochsen. — Livingstone fieberkrank. — Seine Leute wollen umkehren. — Marsch durch das Quango-Thal. — Die begehrlichen Baschinje-Häuptlinge. — Ueber den Quango. — Gastfreundschaft der Portugiesen in Angola. — Anblick des Meeres. — Ankunft in Loanda.

Am Morgen des 11. Januars 1854 brach man auf. Ehe man aber über den Liba setzte, an dessen Ufer Nyamoanas Dorf lag, schwenkte Manenkos Arzt Zaubermittel über den Fluß, und sie selbst nahm solche in die Hand und auf den Leib, bevor sie sich auf das Wasser wagte; ist doch dieses Volk noch viel abergläubischer, als die südlicheren Stämme.

Auf dem Marsche trommelte Manenkos Trommler unaufhörlich mit großer Heftigkeit, bis ein dichter feiner Nebel ihn aufzuhören zwang. Ihr Mann machte allerhand Beschwörungen und schrie aus Leibeskräften, um den Regen zu vertreiben; aber dieser ergoß sich ohne Unterlaß in Strömen. Manenko schlug einen so raschen Schritt an, daß Livingstones Leute ihr kaum zu folgen vermochten und voll Verwunderung über ihre Geschwindigkeit sagten: „Sie ist ein Soldat!" Er selbst ritt, wie auch die beiden Makololo, auf einem Ochsen und hielt sich neben ihr. Auf seine Frage, warum sie bei diesem Wetter sich nicht bekleidet habe, antwortete sie, ein Häuptling müsse stets rüstige Jugend und Gleichgültigkeit gegen die Witterung zeigen.

So ging es rasch vorwärts bald durch Wald, bald über grasige Lichtungen, vorüber an einzelnen Hütten und Weilern mit abscheulichen Götzenbildern, bis man in ein Waldstück kam, wo man sich mit der Axt

einen Weg bahnen mußte. Dabei regnete es an den zwei ersten Tagen unaufhörlich, so daß die Kleider nicht mehr trocken wurden und Livingstone wiederholte Anfälle von Wechselfieber bekam. Auch litt man Mangel an Nahrungsmitteln, da es hier kein Wild mehr gab und Manenko in den Hütten, an denen man vorüberkam, vergebens um Lebensmittel für den weißen Mann bat. Der Wald wurde immer dichter, je weiter nördlich man kam; große Schlingpflanzen umschlossen die Stämme und Zweige der riesigen Bäume, und nur auf dem mit der Axt gehauenen schmalen Pfade war ein Durchkommen möglich. Von Zeit zu Zeit kam man aus dem tiefen Waldesdunkel in ein schönes Thal mit einem Teich in der Mitte und ostwärts erhob sich in der Ferne ein ziemlich hoher Berg über die Ebene. Der Zahl der Thäler kam die der Dörfer ungefähr gleich, und jedes der letzteren hatte, wie dies in ganz Lunda der Fall ist, seine Götzenbilder. Was für ein herrliches Land könnte dies werden, dachte Livingstone, wenn die Segnungen des Christentums darin verbreitet würden!

In einem nicht mehr weit von der Stadt ihres Oheims entfernten Dorfe machte Manenko Halt, um der Landessitte gemäß dem Häuptlinge die Ankunft der Fremden melden zu lassen und seine Antwort abzuwarten. Die freundlichen Dorfbewohner brachten den Reisenden süße Kartoffeln und grünen Mais und Manenko machte für Livingstone mit eigener Hand Mehl zurecht. Das Wetter war jetzt wunderschön, so daß man die Kleider im Sonnenscheine trocknen konnte, was nach dem dreitägigen Marsche im Regen eine große Wohlthat war. Boten von Schinte meldeten, daß der weiße Mann ungehindert durch sein Land reisen könne und daß es den Häuptling freue, wenn ein Weg gebahnt werde, auf dem die Weißen ihn besuchen könnten, um Waren an ihn zu verkaufen. Beim Anblicke der Haare Livingstones sagten diese Boten, er müsse einer von denen sein, die im Meere leben, dessen Wasser die Haare so schlicht und glatt mache. Die Mambarihändler hatten nämlich die Meinung verbreitet, daß die echten weißen Männer im Meere wohnen und aus der Tiefe desselben auch die von den Mambari feilgebotenen Waren heraufgeholt seien. Daß Livingstone erklärte, die Weißen kommen vom Meere, aber nicht aus dem Meere, half nicht viel; denn offenbar bestärkten seine Begleiter die Eingeborenen in ihrem Wahne, da sie sich etwas darauf zu gute thaten, einen Meermann zum Anführer zu haben.

Am 16. Januar kamen die Reisenden nach kurzem Marsche in ein überaus liebliches, etwa eine halbe Stunde breites Thal, das, von einem kleinen Flusse durchschnitten, in frischem Grün prangte, und an einem in das Flüßchen einmündenden Bache lag die Stadt Kabompos oder, wie er sich am liebsten nennen hörte, Schintes (12° 37′ 35″ südl. Br., 22° 47′ östl. L.). Hier fand Livingstone, was ihm bei keinem Betschuanenstamme vorgekommen war, gerade Straßen und viereckige Hütten mit runden Dächern. Die Hütten waren von eingezäunten Höfen umgeben, worin Tabak, Zucker-

rohr und Bananen gepflanzt wurden. Ringsum hatte man Bäume, die einen angenehmen Schatten verbreiteten, angebracht.

Unweit der Stadt hatten zwei Halbportugiesen, deren Hautfarbe ein gewisses krankhaftes Gelb war, deren Köpfe aber nach Negerart krauses Wollenhaar bedeckte, in Verbindung mit vielen Mambari ein Lager aufgeschlagen, vor dem eine Reihe an einer Kette befestigter junger Sklavinnen den Boden aufhackte, um das Unkraut und Gras wegzuschaffen. Diese Unglücklichen waren in Lobale gekauft worden, woher die Sklavenhändler jetzt kamen. Die meisten von Livingstones Begleitern sahen hier zum erstenmal Sklaven an einer Kette und äußerten ihren Unwillen darüber. In Lunda schien das geringste Vergehen von seiten der Armen ein willkommener Vorwand zu sein, sie oder ihre Kinder an die Mambari zu verkaufen. Auch wurden viele Kinder gestohlen, und die Mambari errichteten große viereckige Hütten, worin sie dieselben aufbewahrten; sie wurden gut genährt, durften aber nur bei Nacht frische Luft schöpfen.

Am Tage nach Livingstones Ankunft fand ein feierlicher Empfang statt, und da Manenko unwohl war, so machte Sambanza, ihr Gatte, auf die Ehre Anspruch, den weißen Mann und seine Gefährten dem Häuptlinge vorzustellen. Die zwei Halbportugiesen und die Mambari erschienen mit Flinten, um Schinte zu salutieren, und ihr Trommler und Trompeter machten so viel Lärm, als es mit ihren alten Instrumenten möglich war. In der geräumigen Kotla saß unter einem Bananenbaume der Häuptling auf einer Art Thron, der mit einem Leopardenfelle bedeckt war. Er trug eine bunte Jacke und eine Schürze von scharlachrotem Zeug mit grüner Einfassung; von seinem Halse hingen viele Schnüre mit großen Perlen herab und an Armen und Beinen trug er kupferne und eiserne Ringe. Seinen Kopf bedeckte ein Helm von Perlen mit einem großen Büschel Gänsefedern. Beim Eintritt in die Kotla grüßten Manenkos Leute den Häuptling mit Händeklatschen, und Sambanza verbeugte sich, indem er Brust und Arme mit Asche rieb. Livingstone setzte sich mit seinen Leuten unter einen etwa 40 m von Schinte entfernten Baum, von wo er alles mit ansehen konnte. Sambanza und Nyamoanas Sprecher schritten vor Schinte auf und ab und verkündeten mit lauter Stimme alles, was sie aus dem Munde des weißen Mannes und seiner Leute gehört hatten, — von seiner Vergangenheit, seinem Verhältnisse zu den Makololo, seiner Absicht, das Land für den Handel zu erschließen und die Bibel als Wort vom Himmel zu lehren, sowie seinen Wunsch, daß die Stämme im Frieden miteinander leben möchten. Noch viele andere Redner traten auf, und in den Pausen zwischen ihren Vorträgen führten etwa hundert hinter Schinte sitzende, reich in roten Zeug gekleidete Weiber wehmütig klingende Gesänge auf. Nachdem in der drückendsten Mittagshitze neun Redner gesprochen hatten, stand Schinte endlich auf, und die Scene endigte damit, daß die Mambari ihre Flinten abschossen.

In den nächsten Tagen verkehrte Livingstone mit Schinte in ungezwungener Weise. Dieser war ein mittelgroßer Mann von wenigstens

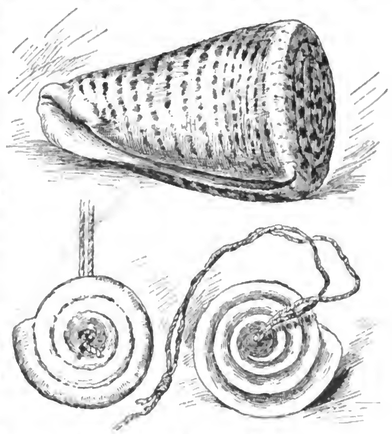
55 Jahren mit einem offenen, Vertrauen erweckenden Gesichte. Er war mit Sebituane sehr befreundet gewesen und gegen dessen Sohn Sekeletu wie ein Vater gesinnt. Eine große Kalebasse mit geklärter Butter und Fett, die ihm Sekeletu nebst einigen Elefantenzähnen durch Livingstones Begleiter geschickt hatte, machte ihm besondere Freude, da er kein Rindvieh besaß. Livingstone schenkte ihm einen Ochsen und riet ihm, sich auf die Viehzucht zu legen, wozu sein Land sich vortrefflich eigne, und zu diesem Zwecke von den Makololo Rindvieh einzuhandeln. Bei seiner Rückkehr von Loanda überzeugte er sich, daß Schinte diesen Rat befolgt hatte.

Livingstone setzte dem Häuptlinge die Zwecke der Mission und seiner Reise auseinander; bei allem, was er sagte, klatschte Schinte in die Hände, und wenn er dann durch den Dolmetscher antwortete, so stimmten alle Anwesenden seiner Antwort bei, indem sie ebenfalls mit den Händen klatschten.

Eines Tages wollte ihm Schinte eine zehnjährige Sklavin zum Wasserholen schenken, wozu sich, wie er sagte, jeder große Mann ein Kind halte. Als Livingstone ihm dafür dankte und erwiderte, es sei ein großes Unrecht, Eltern ihre Kinder zu nehmen, dieses Mädchen solle bei seiner Mutter bleiben und ihr Wasser holen, und Schinte möchte doch statt des Sklavenhandels den Handel mit Vieh, Elfenbein und Bienenwachs einführen, so meinte dieser, Livingstone sei mit der Größe der Sklavin unzufrieden, und schickte nach einer größeren. Doch der letztere erklärte, er habe einen Abscheu vor der Sklaverei, und es sei Gott mißfällig, Menschen zu verkaufen und andern solche Schmerzen zu bereiten, wie die Mutter dieses Kindes empfinden müßte, wenn es ihr genommen würde.

Schinte wünschte die Bilder der Zauberlaterne zu sehen, aber Livingstone war durch Fieberanfälle so geschwächt und hatte so heftiges Herzklopfen und Ohrensausen, daß er ihn mehrere Tage warten lassen mußte. Als er endlich zu dem Häuptlinge kam, hatte dieser die Vornehmsten und seinen ganzen weiblichen Hofstaat um sich versammelt. Das erste Bild stellte Abraham mit gezücktem Messer dar, wie er Isaak schlachten will, es erschien in Lebensgröße, und die Balunda sagten, es sei viel mehr einem Gott ähnlich, als ihre hölzernen und thönernen Götzenbilder. Livingstone bemerkte ihnen, dieser Mann sei der Stammvater des Volkes gewesen, welchem Gott die Bibel gegeben habe, die wir jetzt besitzen, und daß unter seinen Kindern der Heiland erschienen sei. Die Weiber hörten mit stiller Ehrfurcht zu, als aber Livingstone das Bild in der Richtung gegen sie herauszog, meinten sie, das gezückte Messer solle sie, statt Isaak, treffen. „Mutter! Mutter!“ schrieen alle auf einmal, rannten Hals über Kopf davon und ließen sich nicht mehr zurückbringen. Schinte dagegen blieb während der ganzen Darstellung ruhig sitzen, untersuchte nachher die Laterne genau, und Livingstone erklärte, wie er stets that, die Einrichtung derselben, um jede abergläubische Vorstellung zu beseitigen. Sie war bei den Makololo und Balunda äußerst beliebt, weither kamen ihretwegen die Leute, und das Vorzeigen und Erklären ihrer Bilder war der einzige Unterricht, um dessen Wiederholung Livingstone gebeten wurde.

Die Häuptlinge betrachteten es als eine Ehrensache, Fremde zu bewirten, und tägliche heftige Regengüsse unterstützten Schintes Zureden, daß Livingstone länger, als er anfangs beabsichtigte, bleiben möchte. Als endlich der Tag der Abreise herannahte, kam Schinte in Livingstones Zelt, legte ihm eine Perlenschnur mit dem Endstücke einer sehr hoch geschätzten konischen Muschel um den Hals und sagte: „So, nun hast du einen Beweis meiner Freundschaft!“ Für die Reise versah er seine Gäste mit einem guten Vorrate von Nahrungsmitteln und gab ihnen acht Männer mit, die ihnen den Weg bis zum nächsten Häuptlinge, Katema, zeigen und das Gepäck sollten tragen helfen.


Muschel und daraus verfertigter Schmuck.

Nach einem herzlichen Abschiede von Schinte brach Livingstone am 26. Januar mit seinen Gefährten auf, durchzog in nördlicher Richtung das liebliche Thal, wandte sich dann westwärts und kam an einer Reihe prächtiger grüner Hügel vorüber. Schöner offener Wald wechselte mit fruchtbaren Thälern, in denen kleine Dörfer lagen. Auf Intemeses, des von Schinte mitgegebenen Hauptführers Befehl versahen die Bewohner der Dörfer, an welchen man vorüberkam, die Reisenden bereitwillig mit Nahrungsmitteln, obgleich man ihnen nichts oder nur einige Perlen geben konnte. Eine Hauptrolle spielten dabei freilich die 8—10 cm im Durchmesser haltenden und 30—45 cm langen Maniokwurzeln, welche, zu Mehl verrieben und mittels kochenden Wassers in eine Art Brei verwandelt, das Nationalgericht der Balunda bilden. Dieses hatte aber für Livingstone und seine Gefährten einen so widerlichen, dem kranker Kartoffeln ähnlichen Geschmack, daß sie es nur mit etwas Honig genießen konnten; auch waren sie, wenn sie noch so viel davon gegessen hatten, nach zwei Stunden hungriger als zuvor.

Jetzt kam man wieder an den Liba, die Grenze von Schintes Gebiete, und nachdem man auf das westliche Ufer übergesetzt war, dehnte sich vor den Reisenden eine große, wenigstens vier Meilen breite Ebene aus, welche, während der Liba noch innerhalb seiner Ufer blieb, die täglichen

Regengüsse so überflutet hatten, daß das Wasser an den seichtesten Stellen bis an die Knöchel ging. Die Ebene war mit kurzem Grase bedeckt, eine Menge Lotuspflanzen standen in voller Blüte, und auf kleinen Bodenerhebungen, die sich wie Inseln ausnahmen, wuchsen verkümmerte Bäume; auch sah man Fische, Krebse und Wasserschildkröten. Bei dem Plätschern der Reitochsen durch das Wasser spritzte dieses in die Höhe, so daß Livingstones Füße beständig naß waren, während seine Gefährten darüber klagten, daß auf den nassen Wegen in Lunda die Schwielen an ihren Fußsohlen aufweichten. In einer Nacht regnete es so heftig, daß das Wasser bis zu den Betten heraufstieg; von da an zog man immer einen Graben um jede Hütte und machte sich aus Erde ein erhöhtes Lager zurecht. Bald mußte man auch in nordwestlicher Richtung viele kleine Zuflüsse des Liba durchwaten, so daß die Reisenden den ganzen Tag durchnäßt waren. An einzelnen Stellen ragten die Ochsen nur mit ihren Köpfen über das Wasser empor, und Livingstone, der dann auf seinem Tiere bis zur Brust unter Wasser kam, sagt, der einzige Zufluchtsort für seinen Chronometer sei seine Achselhöhle gewesen, wo allein derselbe gegen das Wasser von oben und von unten Schutz gefunden habe. Seine Leute überschritten diese Gewässer, indem sie ihre Lasten hoch über den Kopf hielten.

Nach Ueberwindung aller dieser Mühseligkeiten kam man in das schöne und fruchtbare Land an den Ufern des Lokalueje, der von Nordosten her in den Liba einmündet. Hier wird das ganze Jahr gesäet und geerntet, so daß man Mais, Hirse und andere Bodenfrüchte zu der gleichen Zeit in allen Stadien des Wachstums sieht. Außerdem verstehen es die Einwohner eine Menge Fische zu fangen, welche geräuchert werden und bei ihrer sonstigen unschmackhaften Kost ein großer Leckerbissen sind. Auch hier, wie auf seiner ganzen bisherigen Reise, war Livingstone der erste Weiße, der den Eingeborenen zu Gesichte kam. Sie beschränkten sich aber nicht darauf, ihn anzustaunen, sondern die Vorsteher der Dörfer versahen ihn auch mit Lebensmitteln, wofür er mehreren Rasiermesser und eiserne Löffel schenkte. Seine Gefährten machten mit den Dorfbewohnern Bekanntschaft und sagten zu dem einen oder andern: „Ich komme weit her, gieb mir etwas zu essen!" Diese Bitte war nie vergeblich, und oft gaben ihnen die gutherzigen Leute Nahrungsmittel, ohne vorher darum gebeten worden zu sein.

Je weiter Livingstone gegen Norden kam, desto größeren Aberglauben fand er. Bei Todesfällen wurde heftig getrommelt, um die abgeschiedenen Geister in Schlaf zu bringen, und manchmal dauerte das Trommeln von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang. Man scheint die Verstorbenen als Rachegeister zu betrachten, sie demnach mehr zu fürchten als zu lieben und sich die Umgebung ihres Grabes als ihren gewöhnlichen Aufenthaltsort zu denken. Wenn ein Häuptling stirbt, so wird eine Anzahl Diener geschlachtet, welche ihm nach dem Tode Gesellschaft leisten sollen. Als Livingstone in Beziehung auf einen verstorbenen grausamen Häuptling, von dem ihm erzählt wurde, fragte, ob denn derselbe nicht gewußt habe, daß er mit

denen, die er umgebracht, von einem Herrn gerichtet werden würde, vor dem kein Ansehen der Person gelte, so bekam er zur Antwort: „Wir gehen nicht zu Gott hinauf, wie du, wir werden in die Erde hinuntergehen.“ Stets suchte Livingstone Gelegenheit zu religiöser Belehrung, und zwar begann er immer mit dem Kommen des Sohnes Gottes in die Welt und seinem Erlösungswerke; denn, „wenn sie das nicht fesselt,“ sagt er, „so thut es alles andere noch weniger“. Er fand jedoch wenig Gehör, woran auch der für religiöse Belehrung so ungünstige Umstand seinen Anteil hatte, daß er seit seiner Ankunft in Lunda durch einen Dolmetscher reden mußte.

Gegen die Mitte Februars erreichte man die Stadt Katemas (11° 35′ 49″ südl. Br., 22° 27′ östl. L.), durch dessen Gebiet man schon seit einiger Zeit gereist war. Es war weniger eine Stadt, als ein Komplex von Dörfern, deren Hütten weit zerstreut waren. Am nächsten Morgen wurden die Reisenden förmlich vorgestellt. Katema nahm eine Art Thron ein, während vor ihm ungefähr 300 Mann und dicht hinter ihm 30 Weiber, angeblich seine Frauen saßen; etwa 50 m von ihm entfernt saß in einem Halbkreis die Hauptmasse des Volkes. Jede Abteilung hatte ihren Vorgesetzten, der ein paar Schritte vor ihr saß und, wenn es vom Häuptlinge gewünscht wurde, als Ratgeber näher trat. Intemese berichtete laut über das Benehmen und die Absichten des weißen Mannes und seine Begleiter.

Katema, ein großer Mann von etwa 40 Jahren, hatte einen mit Perlen und Federn geschmückten Helm auf dem Kopfe und trug einen tabakbraunen Rock mit einem breiten Brokatband an den Aermeln. In der Hand hatte er einen aus den Spitzen von Gnuschwänzen gemachten großen Wedel, welcher Zauberkräfte besitzen sollte, und den er, solange die Fremden anwesend waren, beständig vor sich her schwenkte. Er schien bei guter Laune zu sein und lachte mehrmals herzlich. „Dies ist ein gutes Zeichen,“ sagte Livingstone, „denn wenn einer so recht aus Herzensgrund lachen kann, so ist keine Tücke von ihm zu fürchten und in der Regel gut mit ihm umzugehen.“ Katema ließ den Reisenden 16 große Körbe Mehl, ein halbes Dutzend Hühner und ein Dutzend Eier vorsetzen. Dabei sagte er, es thue ihm leid, daß der weiße Mann mit seinen Gefährten hungrig geschlafen habe, in seiner Stadt dürfe kein Fremder notleiden, und schloß mit den Worten: „Gehet nach Hause, kochet und esset, dann werdet ihr imstande sein, morgen mit mir zu sprechen!“

Als Livingstone am andern Morgen zu dem Häuptlinge kam, sagte dieser: „Ich bin der große Herr, Katema, der Genosse des Matiamvos, im ganzen Lande kommt dem Matiamvo und mir niemand gleich. Ihr findet keinen Menschenschädel, wo ihr euer Lager aufgeschlagen habt: ich habe noch nie einen Händler getötet, sie kommen alle zu mir. Ich bin der große Herr, Katema, von dem ihr gehört habt.“ Als Livingstone ihm seinen Plan mitteilte, bestimmte er sogleich drei Männer zu Führern und sagte, der nordwestliche Weg sei der nächste und werde von allen Händlern eingeschlagen; jetzt aber reiche dort das auf der Ebene stehende Wasser bis an

die Hüften, weshalb er die Reisenden einen nördlichen Weg führen lassen wolle, der noch von keinem Händler betreten worden sei.

Livingstone schenkte ihm einen kleinen Shawl, ein Rasiermesser, drei Schnüre Perlen, einige Knöpfe und ein Pulverhorn, lauter Gegenstände, die ihn höchlich erfreuten. Als jener, wegen der Geringfügigkeit dieser Gegenstände sich entschuldigend, ihn fragte, was er ihm aus Loanda mitbringen könnte und hinzufügte, freilich dürfte es nichts Großes, sondern nur etwas Kleines sein, so lachte Katema herzlich über diesen Beisatz und erwiderte: alles, was die Weißen haben, wäre ihm angenehm, aber am liebsten möchte er doch statt seines alten Rocks einen neuen haben. Die Zauberlaterne wollte aus abergläubischer Furcht Katema nicht sehen, und auch ein anderer Versuch zu religiöser Belehrung mißlang bei ihm.

Kanarien- und andere Singvögel, die hier in der Nähe der Dörfer sehr zahlreich waren, stimmten morgens und abends einen lieblichen Chorgesang an, während sie in der Tageshitze alle still waren und in den schattigsten Teilen der Bäume ihre Siesta hielten. Dagegen waren die übrigen Tierklassen nur schwach vertreten, und je weiter die Reisenden kamen, desto auffälliger wurde ihnen der verhältnismäßige Mangel an Wild und größeren Vögeln.

Die Weiterreise, zu der man am 20. Februar aufbrach, führte an dem schmalen Ende des Dilolo-Sees vorüber, der hier nur wie ein Fluß aussah, an seinem andern Ende aber über eine Stunde breit und drei Stunden lang ist. Ueber diesen an Fischen und Flußpferden reichen See hörte Livingstone von einem seiner Führer folgende merkwürdige Sage: Ein weiblicher Häuptling, Namens Monenga, kam eines Abends in ein Dorf, das da stand, wo jetzt das Wasser ist, und bat um Nahrung. Nicht bloß wurde ihr aber diese Bitte abgeschlagen, sondern, als sie wegen des Geizes der Dorfbewohner eine Drohung ausstieß, fragte man sie spottend, was sie denn thun könnte. Da begann sie einen feierlich langsamen Gesang, worin ihr Name vorkam, und indem sie die letzte Note in die Länge dehnte, sank das Dorf samt Menschen und Tieren da hinab, wo jetzt der Dilolo-See ist. Ilolo bedeutet Verzweiflung; denn als der Vorsteher des Dorfes, in dessen Abwesenheit dies geschah, bei seiner Rückkehr sah, was sich zugetragen hatte, stürzte er sich aus Verzweiflung in den See. Monenga wurde getötet. „Diese Sage," sagt Livingstone, „ist vielleicht ein leiser Nachklang der Tradition von der Sündflut, der einzige, der mir vorkam."

Sobald man den See hinter sich hatte, mußte unter heftigen Regengüssen eine große, mit Wasser bedeckte Grasebene durchwatet werden. Jenseits derselben kam man in bewohntes Land, und zwar zu Dörfern, die unter dem Häuptlinge Katende standen. Zu seiner Ueberraschung fand Livingstone, daß die fast ganz flache Ebene, die er durchzogen hatte, die Wasserscheide zwischen den südlichen und nördlichen Flüssen bildet; denn in der Gegend, wo er sich nun befand, strömten die Flüsse nordwärts in den Kassai oder Loke, dem die Reisenden jetzt nahe waren, während die bisher

von ihnen überschrittenen Flüsse alle südwärts flossen. Jetzt nahm die Gegend einen anderen Charakter an. Indem die Karawane in nordnordwestlicher Richtung weiter zog, stieß sie auf die ersten tiefen Thäler, welche Livingstone, seitdem er Kolobeng verlassen hatte, zu Gesicht bekam. Diese romantischen Thäler waren reich an Quellen, prangten im Schmucke riesiger Waldbäume und schöner Blumen und wurden von größeren oder kleineren Flüssen durchströmt, über welche man nur mit Kähnen kommen konnte, oder die man auf rohen, zum Teil unter Wasser stehenden Brücken überschritt oder auch durchwaten oder durchschwimmen mußte.

Ueber den ausgetretenen Nguana Locke (d. h. Lokes Kind) führte zwar eine Brücke, aber wenn man sie schwimmend erreicht hatte, mußte man auf ihr bis an die Brust im Wasser waten; einige von Livingstones Leuten zogen es daher vor, ganz hinüberzuschwimmen, indem sie sich dabei an den Schwänzen der Ochsen hielten. Er selbst wollte, als er an den tiefen Teil des Stromes kam, sich auf dieselbe Art hinüberhelfen; ehe er jedoch, von seinem Ochsen herabgleitend, den Schwanz desselben ergreifen konnte, that das Tier einen gewaltigen Ruck vorwärts, und als er am Zügel zog, war es, als ob es sich rückwärts auf ihn werfen wollte. So ließ er es denn los und schwamm allein über den Strom. Unbeschreiblich war der Schrecken seiner Leute, als sie ihn von dem Ochsen getrennt sahen; gegen zwanzig derselben sprangen, einige von der Brücke herab zu seiner Rettung ins Wasser, und als er gerade das Ufer erreichte, faßte ihn einer am Arme und ein anderer schlang ihm den Arm um den Leib. Rührend war es, wie sie jetzt alle auf ihn losstürzten und ihre Freude ausdrückten, daß er wie ein Fisch schwimmen könne. Als man abends in Dörfer der Kasabi kam und diese die Reisenden mit den tiefen Flüssen, die von ihnen noch zu überschreiten seien, schrecken wollten, lachten Livingstones Leute und sagten: „Wir können alle schwimmen; niemand anders brachte den weißen Mann über den Fluß, als er selbst."

Doch nicht bloß die Physiognomie der Gegend hatte sich geändert, sondern auch der Charakter der Einwohner, auf welche die nahe portugiesische Kolonie und der vielfache Verkehr mit Sklavenhändlern einen nachteiligen Einfluß ausübten. Von Gastfreundschaft und Geschenken war hier keine Rede mehr, sondern alles mußte man kaufen. Sogar die Erlaubnis zum Durchreisen sollte bezahlt werden, und als Livingstone mit seinen Gefährten eines Tags über eine Brücke gegangen war, wurde zu ihrer größten Ueberraschung von einem am Ende derselben stehenden Neger eine Abgabe gefordert. Vor allem verlangten die Eingeborenen Schießpulver und Baumwollenzeuge, aber von ersterem konnte man nichts entbehren, und Zeuge führte man nicht bei sich. Geld war auch hier unbekannt und wertlos; Gold hielten die Leute für Messing. Da es nun auch kein Wild mehr in dieser Gegend gab, so waren die Reisenden förmlich in Gefahr zu verhungern. Einer von den Führern fing sich einen hellblauen Maulwurf und zwei Mäuse zum Abendbrot, und wenn sie in die Nähe der Dörfer

kamen, sahen sie oft Knaben und Mädchen nach diesen häßlichen Tieren graben. Vieh gab es trotz der vortrefflichen Weideplätze nicht, vielleicht weil früher die Tsetse hier gehaust hatte, die dann durch den Mangel an Wild später selbst vertrieben worden sein mochte.

Besonders die Häuptlinge, verwöhnt durch die Abgaben der um ihre Gunst buhlenden Sklavenhändler, stellten an Livingstone unverschämte Forderungen. Gleich der erste verlangte für die Erlaubnis zur Durchreise einen Mann, einen Elefantenzahn, Perlen, kupferne Ringe oder eine Muschel, ließ sich aber glücklicherweise zuletzt mit einem alten Hemde abfinden. Dagegen bedurfte es im Gebiete der Tschiboque der ganzen Kaltblütigkeit und Selbstverleugnung Livingstones, um ohne Blutvergießen davon zu kommen. Bei einem Dorfe beabsichtigte er den Sonntag über Rast zu halten, und da die Mundvorräte aufgezehrt waren, ließ er einen abgetriebenen Reitochsen schlachten und sandte dem Häuptlinge Njambi mit einer freundlichen Botschaft den Buckel und die Rippen des Tieres. Damit war aber Njambi nicht zufrieden, sondern indem er am andern Morgen den Reisenden einige wenige Nahrungsmittel schickte, ließ er ihm sagen, falls er nicht einen Mann, einen Ochsen, eine Flinte, Pulver, ein Kleid oder eine Muschel erhalte, so lasse er sie nicht weiterziehen. Auf Livingstones ablehnende Antwort versammelte Njambi gegen Mittag seine Leute und umzingelte das Lager in der Absicht, die Reisenden auszuplündern. Livingstones Leute griffen zu ihren Wurfspießen und nahmen eine defensive Haltung an, während die jungen Tschiboque ihre Schwerter zogen und damit wütend in der Luft herumfochten, einige sogar ihre Flinten auf Livingstone richteten und einander zuwinkten, als wollten sie sagen: „So müssen wir es mit ihm machen!"

Livingstone setzte sich auf seinen Feldstuhl, legte seine doppelläufige Flinte über die Kniee, und auf seine Einladung ließ sich der Häuptling mit seinen Räten ihm gegenüber auf die Erde nieder. Nach dem Grunde seines bewaffneten Auftretens befragt, antwortete Njambi, einem seiner Leute habe Pitsane, als dieser am Feuer saß, an das Bein gespuckt, und zur Sühne dafür müsse ein Mann, ein Ochse oder eine Flinte ausgeliefert werden. Pitsane gab die Sache zu; daß es aber unabsichtlich geschehen sei, könne man, sagte er, daraus erkennen, daß er gerade vorher dem Manne Fleisch geschenkt und einen Freundschaftsbund mit ihm geschlossen, auch den Speichel ihm alsbald abgewischt habe. Hierauf erklärte Livingstone, lieber würden sie alle sterben, als einen Mann zum Sklaven hergeben, und überhaupt könne keinerlei Abgabe für ihre Durchreise gefordert werden; wenn sie durch die Gärten der Eingeborenen zögen, dann würden sie dafür zahlen, nicht aber, wenn sie Grund und Boden beträten, der nicht den Tschiboque, sondern Gott, dem gemeinsamen Vater, gehöre. Da dies mit den eigenen Vorstellungen der Eingeborenen vollkommen übereinstimmte, so wagten sie nicht zu widersprechen, kamen aber auf das angebliche Vergehen Pitsanes zurück. Vergebens opferte Livingstone auf die Bitte seiner Leute abermals

ein Hemd; die jungen Tschiboque schrieen und schwangen ihre Schwerter, um noch mehr zu erpressen.

Auf Pitsanes Bitte bot Livingstone dem Häuptlinge Perlen und legte noch ein Tuch dazu; aber je mehr er gab, desto unverschämter wurden die Forderungen der Tschiboque, und bei jeder derselben umkreisten sie die Reisenden mit Geschrei und geschwungenen Schwertern. Ein junger Mann griff Livingstone von hinten an, dieser aber wandte sich rasch um und hielt ihm den Lauf seiner Flinte vor den Mund, worauf er sich zurückzog. Zwar war Livingstone überzeugt, daß er mit seinen von Sebituane eingeübten Makololo eine zweimal so große Anzahl von Angreifern zurücktreiben könnte, und überdies hatten seine Leute in aller Ruhe den Häuptling und seine Räte umringt und gaben ihnen zu verstehen, daß sie ihren Speeren nicht entrinnen würden. Er wollte aber um jeden Preis Blutvergießen vermeiden und sagte zu den Tschiboque, wenn es zum Kampfe käme, so müßten sie die Schuld vor Gott tragen; er selbst wünsche nichts, als im Frieden weiterzuziehen. Dann blieb er eine Weile schweigend sitzen. Es waren dies Augenblicke peinlicher Spannung; wußte er doch, daß die Tschiboque zuerst auf den weißen Mann zielen würden. Aber er verbarg sorgfältig seine Aufregung und betrachtete mit anscheinender Ruhe die wilde Scene um ihn her.

Der Häuptling und seine Räte, die sich selbst in unmittelbarer Gefahr sahen, zeigten denn doch keine Lust, die Feindseligkeiten zu eröffnen. Endlich sagten sie: „Ihr kommet auf eine ganz neue Art zu uns und saget, ihr seiet Freunde; wie können wir das aber wissen, wenn ihr uns nichts zu essen gebet und nichts von uns zu essen nehmet? Gebt uns einen Ochsen, so sollet ihr von uns haben, was ihr euch nur wünschet, und dann sind wir Freunde.“ Auf die dringenden Bitten seiner Leute verwilligte Livingstone den Ochsen, und gefragt, was er dagegen haben wolle, bezeichnete er Lebensmittel als das, was für ihn und seine Gefährten am nötigsten sei. Die Menge verlief sich, und abends schickte ihm Njambi einen ganz kleinen Korb mit Vegetabilien und zwei oder drei Pfund Fleisch von dem Ochsen. So empörend dieser schmutzige Eigennutz war, dankte doch Livingstone Gott in seinem Herzen, daß er kein Menschenblut hatte vergießen müssen.

Eine Woche später, am 13. März, lag Livingstone, von einem heftigen Fieberanfalle heimgesucht, bis tief in die Nacht in einer Art Betäubung auf seinem Lager. Als er um diese Zeit sein Zelt verlassen mußte, war er nicht wenig erstaunt, zu sehen, daß seine Leute Pallisaden errichtet hatten und mit ihren Speeren in der Hand Wache standen. Eine Abteilung bewaffneter Tschiboque lag vor dem Eingange des Lagers, nachdem sie vorher einen Mann, einen Ochsen, eine Flinte oder einen Elefantenzahn verlangt hatten. Ihre Frage, wo der weiße Mann schlafe, war unbeantwortet geblieben. Am Morgen sprach Livingstone mit den Tschiboques, und nach einigen Verhandlungen gab er, da sie sich mit nichts Geringerem beruhigen lassen wollten, auch ihnen um des Friedens willen einen abgetriebenen Ochsen. Damit schien jedoch die Gefahr eines feindlichen Zusammenstoßes

noch nicht beseitigt zu sein; denn man hatte Grund zu dem Argwohne, daß eine größere Anzahl Tschiboque in dem Walde, den man vor sich hatte, einen Hinterhalt gelegt habe. Die Reisenden marschierten daher in einer geschlossenen Masse und duldeten nicht, daß einer zurückblieb. Stundenlang ging es in düsterem Schweigen durch einen finsteren Wald, ohne daß eine Störung eintrat. In einem Dorfe, zu dem man kam, waren alle Männer abwesend, und man vermutete, daß sie zu ihren Stammgenossen im Walde gestoßen seien. Obgleich sich nun Livingstone sehr unwohl fühlte und es in Strömen zu regnen begann, ließ er doch weiter marschieren, da alle aus der unheimlichen Nachbarschaft fortzukommen wünschten. Er selbst und die zwei andern Reiter fingen sich im Walde häufig in Schlingpflanzen, die sie wegen der Dunkelheit nicht zeitig genug sahen, um ihnen auszuweichen, und wurden dann, da sich die Ochsen nicht gleich zum Stehen bringen ließen, oft zu Boden gerissen. Als ob aber das noch nicht genug wäre, setzte sich Sinbad, Livingstones Tier, in gestreckten Galopp, der angezogene Zügel riß, Livingstone stürzte rückwärts auf den Kopf, und zu gleicher Zeit gab ihm der Ochse einen Stoß an den Schenkel. „Zwar wurde," sagt Livingstone, „mein Gesamtbefinden durch diese brutale Behandlung eher verbessert als verschlimmert, aber ich möchte dieselbe doch nicht anderen als Mittel gegen das Fieber empfehlen! Dieses hatte mich in der letzten Zeit so hartnäckig verfolgt, daß ich fast zum Skelette abgemagert war. Die so oft durchnäßte wollene Decke, die ich als Sattel gebrauchte, trocknete selbst in der Sonne nicht unter mir, und dies bewirkte in Verbindung mit der Wärme des Ochsen, daß meine Haut sich in einem beständigen Wechsel zwischen Heilen und Wiederwundwerden befand. Zu dem allem kam jetzt noch, daß meine vorstehenden Knochen auf meinem harten nächtlichen Lager sich wundrieben."

Am andern Tage wurden die Reisenden an der Furt über einen Fluß von einer feindlichen bewaffneten Schar empfangen, die ihnen mit lautem Geschrei den Weg versperrte. Livingstone, der an der Spitze seiner Leute ritt, stieg ab, ging auf den Anführer der Bande zu und zeigte ihm, wie leicht er ihn töten könnte, wies dann aber gen Himmel und sagte: „Ich fürchte Gott." Der Angeredete legte die Hand aufs Herz, deutete ebenfalls gen Himmel und sagte: „Ich fürchte zu töten, aber komm in mein Dorf, komm, komm!" Jetzt trat der alte Häuptling Jonga Panza herzu und äußerte, es wäre eine Beleidigung für ihn, wenn die Fremden an ihm vorüberzögen; denn gleich allen Stämmen in der Nähe der portugiesischen Niederlassungen bildeten auch hier die Leute sich ein, sie seien berechtigt, für den Durchzug durch ihr Land sich bezahlen zu lassen, und legten daher großen Wert darauf, von Fremden besucht zu werden. Um blutige Händel zu vermeiden, machte sich Livingstone mit seinen Leuten auf den Weg nach dem Dorfe Jonga Panzas (10° 25′ südl. Br., 20° 15′ östl. L.), und schlug in der Nähe desselben sein Lager auf. Es war ein kleines Dorf, von schönen immergrünen Bäumen umgeben, die über und über mit

Schlingpflanzen bedeckt waren. Der Häuptling sandte sogleich Lebensmittel, darunter eine Ziege, die als ein besonders wertvolles Geschenk angesehen wurde, da es hier nur wenig Haustiere gab, obgleich das Land sich vortrefflich zur Viehzucht eignet. Während der aufregenden Scenen, an denen dieser Teil seiner Reise so reich war, vergaß Livingstone stets sein Fieber, aber mit dem Bewußtsein der Sicherheit kehrte das niederdrückende Gefühl großer Schwäche zurück. An dem Sonntage, den er bei dem Dorfe Jonga Panzas zubrachte, war er so krank, daß er weder den gewöhnlichen Gottesdienst halten, noch sonst irgend etwas vornehmen konnte. Am Montag aber begannen die peinlichen Verhandlungen wegen der Durchzugsabgabe, und die Dazwischenkunft verschmitzter Händler gab denselben eine für Livingstone sehr ungünstige Wendung. Vergebens boten seine Leute alle ihre Zieraten und er selbst die von Schinte ihm geschenkte Muschel, seine übrigen Perlen und alle seine Hemden an, — nicht bloß ein Ochse, sondern auch einer der Elefantenzähne, welche Sekeletu seinen Leuten zum Verkaufen in Loanda mitgegeben hatte, mußte hergegeben werden.

Nach allen diesen Vorgängen wunderte sich Livingstone nicht mehr, daß Expeditionen der Eingeborenen vom Innern nach der Küste gewöhnlich ihr Ziel nicht erreicht hatten. Auch seine Leute waren jetzt so entmutigt, daß einige vorschlugen, sich auf den Rückweg zu machen, und tief betrübte ihn der Gedanke, vielleicht gerade an der Schwelle der portugiesischen Niederlassungen umkehren zu müssen. Nachdem er seine ganze Ueberredungskunst angewendet hatte, erklärte er ihnen, wenn sie umkehrten, so würde er allein weiterreisen, zog sich dann in sein Zelt zurück und erhob seine Seele zu dem, der die Seufzer der Traurigen hört. Bald darauf steckte Mohorisi den Kopf in das Zelt und sagte: „Wir werden dich nimmermehr verlassen — sei nur unverzagt! Wohin du gehst, folgen wir dir, — an unsern Reden war nur die Ungerechtigkeit dieser Leute schuld.“ Noch andere kamen und sagten: „Sei nur getrost! wir sind alle deine Kinder und bereit für dich zu sterben. Wir haben nicht gekämpft, weil du es nicht wolltest, und in der Bitterkeit unseres Herzens haben wir so gesprochen, weil wir gar nichts thun konnten; wenn aber die Feinde den Kampf beginnen, so wirst du sehen, was wir leisten können.“

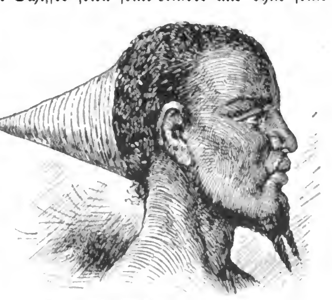
So konnte denn Livingstone mit seinen Getreuen im Frieden weiterziehen, begleitet von den Söhnen Jonga Panzas, die aber, nachdem sie Schintes Muschel zum voraus als Führerlohn empfangen hatten, schon am zweiten Tage die Reisenden schnöde im Stiche ließen. Doch wußten sich diese auch ohne sie weiterzuhelfen. Ihr Weg führte sie bald durch tiefe Thäler und schöne Wälder, in denen wegen des in ganz Lunda herrschenden Mangels an Fleischkost zahllose Mäusefallen angebracht waren, bald über fruchtbare Ebenen mit immer zahlreicher werdenden Dörfern. Am 30. März gelangten sie an den steilen Rand des bis jetzt überschrittenen, von tiefen Thaleinschnitten durchzogenen Hochplateaus, und das große, etwa 20 Meilen breite Thal des Quangoflusses lag vor ihnen. Von der Höhe,

auf der sie standen, ging es aber so steil abwärts, daß Livingstone nicht bloß von seinem Ochsen absteigen, sondern sich auch, da er sich noch immer sehr schwach fühlte, von seinen Leuten führen lassen mußte, um nicht kopfüber hinabzustürzen.

Die Bewohner dieses Thales, die Baschinjes, waren zwar anderen Stammes, aber Fremden gegenüber nicht anderen Sinnes, als die im Oberlande. Am 2. April hielt Livingstone mit seinen Leuten an einem kleinen Flusse Sonntagsrast, und da sie seit zehn Tagen nichts als Maniok gegessen hatten und ganz ausgehungert waren, so wurde einer der vier noch übrigen Ochsen geschlachtet. Sie erhielten hier weder Maniok noch Mehl, da die Eingeborenen für die armseligen Zieraten, die sie ihnen noch bieten konnten, keinerlei Lebensmittel hergeben wollten. Das Schlimmste aber war, daß der Häuptling Sansawe, ein ganz junger Mann, die armen Reisenden mit der alten schon so oft gehörten Forderung eines Mannes, eines Ochsen oder eines Elefantenzahnes quälte; einer seiner Leute aber, dessen Lüsternheit nach Ochsenfleisch nicht befriedigt wurde, sagte geradezu: „Ihr könnet es uns immerhin geben; denn wir werden euch doch alles nehmen, wenn wir euch morgen totschlagen." Nachdem sich Livingstone den ganzen Tag über mit Sansawes Abgesandten müde geredet und ihnen vorgestellt hatte, daß die Elefantenzähne Sekeletus Eigentum und die noch übrigen drei Reitochsen ihnen unentbehrlich seien, ein Mann aber unter keinen Umständen von ihnen zum Sklaven hergegeben werde, kam abends der Häuptling selbst, um die Haare des weißen Mannes zu sehen, bei deren Anblick er laut auflachte. Auch verwunderte er sich nicht wenig, als ihm Livingstone zum Beweise dafür, daß alle Menschen eines Ursprungs, also Brüder seien und nur die Sonnenhitze den Unterschied in der Farbe hervorbringe, die bedeckten Teile seiner Haut zeigte, deren Weiße gegen die braune Farbe seines Gesichts und seiner Hände scharf abstach. Eine Taschenuhr ließ der Häuptling sich noch zeigen, aber vor dem Kompaß wich er scheu zurück, und auch die Zauberlaterne wollte er aus abergläubischer Furcht nicht sehen. Nachdem er eine Weile fortgegangen war, ließ er Livingstone sagen, wenn er ihm außer den Kupferringen und dem Fleische des Ochsen nicht noch eine rote Jacke und einen Mann gäbe, so müßte er dahin zurückkehren, woher er gekommen sei. Jetzt wußte man, was man zu thun hatte. Ohne sich weiter um den Häuptling zu kümmern, zog die Karawane mit Tagesgrauen unter feinem Regen an dem Dorfe vorüber, bei jeder Baumgruppe und jedem Hügel, woran man vorbeikam, eines Angriffs mit Kugeln gewärtig. Erst nach zwei Stunden Weges begannen die Reisenden frei aufzuatmen, und Livingstones Leute sagten voll Dankbarkeit: „Wir sind Jesu Kinder." Trotz des Regens wurde der Marsch durch das Quangothal fortgesetzt, welches überall von fast horizontalliegenden Thonfelsen durchbrochen war. Zwischen denselben war das Gras, das die Dicke von Federkielen hatte, so hoch, daß es die Reiter ungefähr um zwei Fuß überragte, und da es voll Regentropfen hing, so wirkte es wie

ein Douchebad auf die Reisenden. Nach sechsstündigem Marsche durch dieses Thal, worin sie an vielen Dörfern vorbeikamen, machten sie an dem Flusse Quango Halt (9° 53′ südl. Br., 18° 37′ östl. L.), der damals die östliche Grenze der portugiesischen Gebietsansprüche genannt werden konnte. Livingstone aber dankte Gott, daß er ihn ohne Verlust eines Gefährten einen so weiten Weg hatte zurücklegen lassen.

Am andern Tage galt es, auf das westliche Ufer des schönen, 150 m breiten Quango überzusetzen, der durch ausgedehnte Wiesen mit gigantischem Gras und Röhricht fast gerade nordwärts fließt. Während Livingstone einige Baschinje zu veranlassen suchte, ihm ihre Kähne zu leihen, kam der Häuptling und erklärte, alle Schiffer seien seine Kinder und ohne seine Erlaubnis könne nichts geschehen; hierauf verlangte auch er einen Mann, einen Ochsen oder eine Flinte. Livingstones Leute gaben ihm ihre letzten kupfernen Ringe, und er selbst wollte ihm seine Schlafdecke, das Einzige, was er noch hatte, geben, sobald er das jenseitige Ufer erreicht habe. Da aber der Häuptling immer zudringlicher wurde und zuletzt auf der Auslieferung eines Mannes bestand, so beschloß Livingstone, eine Strecke stromaufwärts zu ziehen und sich dort nach Kähnen umzusehen. Während er noch seine Leute, die unterwegs angegriffen zu werden fürchteten, für seinen Plan zu stimmen suchte, kam ein junger portugiesischer Sergeant, Cypriano di Abreu, und billigte seinen Plan. Als nun die Karawane von dannen zog, feuerten die Baschinje aus den von Livingstones Leuten verlassenen Baracken nach ihnen, und setzten dies eine Zeit lang fort, ohne daß jedoch eine Kugel die Reisenden erreichte. Mit Cyprianos Hilfe gelang es, über den Fluß zu kommen, ohne daß Livingstone sich von seiner Decke zu trennen brauchte, und am jenseitigen Ufer angelangt, befanden sich die Reisenden im Gebiete der den Portugiesen unterworfenen Bangola, auch Cassonge oder Cassanthe genannt, und alle Schwierigkeiten mit den Grenzstämmen waren nun glücklich überstanden.


Haartracht eines Baschinje-Häuptlings.

Mit leichtem Herzen zogen die Reisenden westwärts auf einem schmalen Fußwege durch das hohe Gras und kamen nach dem Eintritte der Dunkelheit bei der Wohnung Cyprianos an, vor der Livingstone für die Nacht sein Zelt aufschlagen ließ. Cypriano befehligte eine unter den Bangola stationierte Abteilung Miliz, welche, da sie keinen Sold bekam, sich von Handel und Ackerbau nährte. Diese Soldaten waren gleich dem Sergeanten

selbst, Mischlinge von Portugiesen und Negern und hatten alle das Wollenhaar der letzteren.

Am nächsten Morgen versorgte Cypriano Livingstones Leute reichlich mit Kürbissen und Mais, ihn selbst aber lud er zum Frühstück ein, welches aus Erdnüssen, geröstetem Mais, gekochten Maniokwurzeln, Guajava und Honig bestand, und das sich der ausgehungerte Mann trefflich schmecken ließ. Auch das Mittagsmahl nahm er bei Cypriano ein, der noch einige Freunde dazu eingeladen hatte. Vor und nach dem Essen goß eine Sklavin jedem Wasser auf die Hände; einer der Gäste zerlegte mit Messer und Gabel das Geflügel, aber zum Essen hatte man weder Gabeln noch Löffel. Alle konnten geläufig lesen und schreiben, wußten aber nichts von der Bibel und trugen, wie die Heiden, ihre Zaubermittel, neusilberne Amulette zum Schutz gegen jede Gefahr, um den Hals. Durch Regen und andere Umstände aufgehalten, verweilte hier Livingstone fünf Tage, und während dieser Zeit ermüdete Cyprianos Gastfreundschaft nicht; er plünderte seinen ganzen Garten, um die Reisenden mit Lebensmitteln zu versorgen, schlachtete einen Ochsen für sie und ließ ihnen durch seine Mutter und ihre Mägde aus Maniokwurzeln Mehl für die Reise bis Cassange bereiten.

Nach einer mühsamen dreitägigen Reise durch das hohe Gras und über mehrere kleine Nebenflüsse des Quango erreichte die Karawane Cassange, die am weitesten landeinwärts gelegene portugiesische Station in Westafrika. Livingstones Kleidung sah ziemlich verkommen aus, als er seinen Einzug in dieses Dorf hielt. Der erste Herr, der ihm begegnete, fragte ihn, ob er einen Paß habe, und sagte, er müsse ihn vor die Behörde führen. „Ich befand mich," sagt Livingstone, „in dem Gemütszustande eines Menschen, der einen kleinen Diebstahl begangen hat, um Obdach und Kost im Gefängnis zu erlangen, und folgte dem Herrn mit Freuden in das Haus des Kommandanten Senhor de Silva Rego. Als ich diesem meinen Paß zeigte, lud er mich höflich zum Abendessen ein, und da wir seit drei Tagen nichts als Cyprianos Maniokmehl zu essen gehabt hatten, so fürchtete ich den übrigen Herren am Tische ungemein gefräßig erschienen zu sein; doch mochten sie wohl meine Lage begreifen, da sie selbst große Reisen gemacht hatten. Wären sie übrigens nicht anwesend gewesen, so hätte ich auch noch etwas für die Nacht zu mir gesteckt; denn nach dem Fieber ist der Appetit außerordentlich und Maniok ist ein höchst unbefriedigendes Nahrungsmittel.

Kapitän Antonio Rodrigues Neves hatte die Freundlichkeit, Livingstone in sein Haus aufzunehmen, und welche Wohlthat es für diesen war, statt auf hartem Lager in seinem durchlöcherten kleinen Zelte, nun einmal wieder gegen Wind und Wetter geschützt in einem Bette zu schlafen, läßt sich leicht denken. Am andern Morgen stattete ihn der Kapitän mit einer anständigen Kleidung aus, und während seines ganzen Aufenthalts in Cassange wurde er von ihm wie ein Bruder behandelt; auch seine hungrigen Leute unterhielt Neves, ohne eine Bezahlung dafür zu beanspruchen.

Das auf einer Erhöhung in dem weiten Quangothale gelegene Dorf Cassange bestand aus 30—40 zerstreuten, aus Lehm und Flechtwerk errichteten Kaufmannshäusern mit Gärten, in denen zum Teil auch europäische Gewächse gezogen wurden. Hier wurde das Sekeletu gehörige Elfenbein verkauft, und zwar zu einem Livingstones Begleiter höchst befriedigenden Preise. Während diese in ihrer Heimat den dorthin kommenden Händlern, die freilich ihre Reise- und Transportkosten berechnen mußten, für eine Flinte zwei Elefantenzähne gaben, erhielten sie jetzt für einen Zahn zwei Musketen, drei Pulverfäßchen, große Bündel Bohnen und so viel englischen Kaliko, daß alle sich damit bekleiden konnten. Für einen andern Elefantenzahn nahm man lauter Kaliko, um mit diesem in jener Gegend sehr beliebten Tauschartikel die Reise nach der Küste zu bestreiten; die zwei übrigen aber machte man zu Geld, um damit in Loanda für Sekeletu ein Pferd zu kaufen.

An Livingstone erschien den Bewohnern von Cassange manches rätselhaft. Sie dachten, ein Mann wie er, der Längen und Breiten berechnen könne, müsse mehr als ein Missionar sein, und wahrscheinlich reise er als ein Agent der englischen Regierung im Interesse der Unterdrückung des Sklavenhandels. Als er näher mit ihnen bekannt wurde, fragten sie ihn, ob er zugleich Doktor der Medizin und der Mathematik sei, und welche Stelle er in der englischen Armee bekleide. Obgleich die Leute aber trotz aller Offenheit Livingstones nicht recht wußten, was sie aus ihm machen sollten, gewann er doch durch sein ganzes Wesen die Achtung und das Vertrauen aller, die ihn kennen lernten.

Das auf 16. April fallende Osterfest wurde in Cassange, wo weder ein Gotteshaus noch ein Geistlicher war, auf eine eigentümliche Art gefeiert. Die Farbigen setzten eine Figur, die den Judas Ischariot vorstellen sollte, auf einen Ochsen und führten sie unter Spottreden und Verwünschungen im Dorf umher. Um 10 Uhr begab man sich nach der Kommandantur, und auf ein gegebenes Zeichen wurde eine Anzahl Kanonenschüsse, welche Livingstones Begleiter in nicht geringes Staunen versetzten, abgefeuert. Kapitän Neves lud alle angesehenen Bewohner des Orts zu einem Festmahl ein, bei dem es neben ausgesuchten Speisen an portugiesischem Wein und englischem Bier nicht fehlte, und selbstverständlich befand sich auch Livingstone unter den Gästen.

Vor der Abreise von Cassange spendete der Kommandant Livingstones Leuten einen Ochsen und lud ihn selbst zu Tische. In Hängematten, von Sklaven getragen, begleiteten die Offiziere und Kaufleute des Orts Livingstone bis an den Rand des Plateaus, auf dem ihr Dorf lag, nachdem sie ihm schon vorher für Loanda, wo es keinen Gasthof gab, Briefe an ihre dortigen Freunde eingehändigt hatten, worin sie diese um seine Aufnahme in ihre Häuser baten. Mit gerührtem Herzen gedenkt Livingstone dieser liebreichen Fürsorge und der in Cassange ihm erwiesenen Gastfreundschaft.

Von Cassange (9° 37′ 30″ südl. Br., 17° 49′ östl. L.), das die Reisenden am 21. April verließen, hatten sie noch 60—70 Meilen bis an die Küste zurückzulegen. Sie durchzogen den noch übrigen Teil des fruchtbaren Quangothales, dessen westliche Begrenzung, gleich der östlichen, eine von vielen Schluchten durchzogene felsige Bergwand ist, und nachdem diese steile Höhe in einer Stunde erstiegen war, befand man sich wieder auf einer Hochebene mit Wald und Wiesen. Bald kam man an ein Dorf, wo sich ein Haus zum Uebernachten vorfand. Dies war den durchnäßten und durchkälteten Reisenden sehr erwünscht; denn wegen der höheren Lage und der Nähe des mit dem Mai beginnenden Winters war die Temperatur so gesunken, daß einige Leute Livingstones von der Kälte viel zu leiden hatten. Hin und wieder waren nämlich auf Veranstaltung der Regierung, gleich den Khans im Orient, Hütten aus Lehm und Flechtwerk für Reisende errichtet. In denselben befinden sich Stühle, ein Tisch, ein großer Wasserkrug und Holzbänke, auf denen man schlafen kann, — freilich ein nicht sehr bequemes Lager, das aber doch besser war, als der Erdboden unter einem löcherichten Zelte und leichten Baracken, besonders wenn es regnete oder stark taute. Bei dem lebhaften Handelsverkehre zwischen der Küste und dem Innern kamen diese öffentlichen Hütten einem dringenden Bedürfnis entgegen.

Die Basongo, in deren weithin zerstreute Dörfer man jetzt kam, waren höflich und freundlich. Auch fehlte es nun nicht mehr an Lebensmitteln; sobald die Karawane bei einem Dorfe anlangte, erschienen Weiber und brachten in Körben Maniokmehl, Wurzeln, Erdnüsse, Yam, Pfeffer und Knoblauch zum Austausche gegen Kaliko; auf der Weiterreise traf man auch Anpflanzungen von Orangebäumen, deren erquickende Früchte von den Eingeborenen in Menge zum Verkauf ausgeboten wurden.

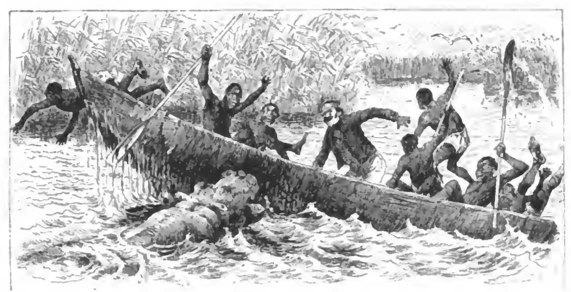
Um diese Zeit befand sich Livingstone gleich mehreren seiner Leute in einem sehr leidenden Gesundheitszustande. Infolge der fortwährenden Fieberanfälle litt er an heftigem Schwindel, oft, wenn er morgens aufstand, waren seine Kleider vom Schweiße so durchnäßt, wie wenn man sie in Wasser getaucht hätte, und seine Schwäche war so groß, daß er bei dem Versuche, die Ortslagen zu bestimmen, sein Instrument nicht festhalten und die einfachsten Berechnungen nicht ausführen konnte. Auch bemühte er sich vergebens, den in der Provinz Angola herrschenden Dialekt zu lernen oder sich überhaupt neue Wörter einzuprägen. „Ich vergaß selbst,“ sagt er, „die Wochentage, sowie die Namen meiner Gefährten, und hätte man mich nach meinem eigenen Namen gefragt, so hätte ich ihn wahrscheinlich nicht nennen können.“ In diesem Zustande war für ihn die herzliche Gastfreundschaft, womit ihm unterwegs portugiesische Beamte und Kaufleute entgegenkamen, von besonderem Werte. So wurde er, als er in dem fruchtbaren, durch seine Viehzucht berühmten Distrikte Ambaca auf der Station gleichen Namens anlangte, von dem dortigen Kommandanten, Arsenio de Carpo, aufs freundlichste empfangen. Auf den Rat desselben

trank Livingstone bei ihm das erste Glas Wein seit seinem zwanzigsten Lebensjahre und fühlte sich dadurch sehr erquickt. Als er am 12. Mai Ambaca wieder verließ, versah ihn der Kommandant zu eigenem Gebrauche bis zur nächsten Station mit einem reichlichen Vorrate von Fleisch und Brot und gab ihm zwei Milizsoldaten als Führer mit.

Je weiter man gegen Westen kam, desto malerischer wurde die Gegend; die groteskeste Scenerie aber bot das wilde Bergland Golungo Alto. In der denselben Namen führenden Station dieses Distrikts wurde Livingstone mit seinen Gefährten von dem dortigen Kommandanten, Lieutenant Antonio Canto e Castro, mit der herzlichsten Gastfreundschaft aufgenommen. Nachdem er sich im Hause dieses liebenswürdigen jungen Mannes einige Tage erholt hatte, fühlte er sich viel kräftiger und konnte sich am Anblicke der ihn umgebenden prächtigen Landschaft erfreuen. Der Ort war ganz von grünen Hügeln eingeschlossen, wovon manche bis zu ihren Gipfeln mit Maniok, Kaffee, Baumwolle, Erdnüssen, Bananen, Ananas, Guajava, Papaya, Flaschenkürbissen, Pitangas und Jambos bepflanzt waren, Früchten, die zum Teil frühere Missionare aus Südamerika gebracht hatten. Diese hohen, an vielen Punkten mit riesigen Palmen gekrönten Hügel ringsum erinnerten Livingstone sehr lebhaft an die prachtvolle Umgebung der Bai von Rio de Janeiro.

Auf der Weiterreise kam man bald durch Wälder voll gigantischer Bäume, bald vorüber an Gärten und Feldern von außerordentlicher Fruchtbarkeit. Alle Arten von Fruchtbäumen und Weinstöcken tragen hier zweimal im Jahre; Korn und Gemüse brauchen nur gesäet zu werden und geben ebenfalls eine doppelte und je nach Umständen eine dreimalige Ernte; auch Kaffee und Baumwolle gedeihen vortrefflich.

Allmählich traten die Berge zurück, und der Weg zur Westküste hinab führte über weniger fruchtbare Ebenen. Als man das Meer zu Gesichte bekam, betrachteten Livingstones Leute staunend die unermeßliche Wasserfläche, fürchteten aber auch zugleich, sie würden da drunten, wo nichts als Wasser zu sehen war, Mangel leiden, und Livingstone selbst war durch Krankheit und Sorge so niedergedrückt, daß er sie nicht zu beruhigen vermochte. Das Fieber hatte bei ihm eine Art chronischer Diarrhöe erzeugt, die ihn so sehr plagte, daß er keine zehn Minuten auf seinem Ochsen bleiben konnte. Als sie endlich am 31. Mai nach der Stadt Loanda hinabstiegen, war er sehr niedergeschlagen; denn er wußte, daß unter einer Bevölkerung von 12000 Seelen sich nur ein einziger Engländer befand, und ihn quälte die Ungewißheit über den Charakter desselben. Doch bald sollten die bangen Fragen, die er in sich bewegte, die freundlichste Antwort finden.



Livingstones Kahn und das Flußpferd.

9. Aufenthalt in San Paolo de Loanda und Rückkehr nach Linjanti.

1854–1855.

In Gabriels gastlichem Hause. — Der gütige Bischof. — Die Makololo auf einem Kriegsschiffe. — Geschenke für Sekeletu und seine Leute. — Abreise von Loanda. — Idyllische Scenen. — Tropische Regenflut. — Schwere Erkrankung. — Der Ueberfall im Walde. — Ein Schlag auf den Bart. — Die getäuschten Verfolger. — Finsterer Aberglaube. — Ein prächtiger Blumenteppich. — Der siebenundzwanzigste Fieberanfall. — Bei Katema und Schinte. — Abenteuer mit einem Büffel. — Herzlicher Empfang im Barotse-Lande. — Dankgottesdienst. — Livingstones Kahn und das Flußpferd. — Die geheimnisvolle Kiste. — Ankunft in Linjanti. — Ergebnisse der Reise. — Die goldene Medaille.

Edmund Gabriel, Kommissär der englischen Regierung zur Unterdrückung des Sklavenhandels, hatte einen Boten nach Cassange gesandt, um Livingstone zu sich einzuladen, aber der Bote hatte die Reisenden verfehlt. Als Livingstone nun in Gabriels Vorhaus eintrat, entzückte ihn der Anblick schöner Blumen, und die augenscheinlich sorgsame Pflege derselben erweckte in ihm alsbald ein günstiges Vorurteil für ihren Besitzer, das auch gerechtfertigt wurde. „Da er sah, daß ich krank war,“ sagt Livingstone, „so trat er mir sein eigenes Bett ab, und nie werde ich das wonnige Gefühl vergessen, das ich empfand, als ich wieder in einem englischen Bette lag, nachdem ich sechs Monate lang auf dem Boden geschlafen hatte. Ich schlief bald ein, und Gabriel, der gleich nachher kam, freute sich über die erquickende Ruhe, deren ich genoß.“

In der Hoffnung, mittels eines kurzen Genusses der Gastfreundschaft Gabriels seine frühere Kraft wieder zu gewinnen, blieb Livingstone unter dessen Dache; aber nachdem er den das Fieber erzeugenden Einflüssen so lange ausgesetzt gewesen war, kam als Nachwirkung derselben eine größere Schwäche als je über ihn. Mehrere angesehene Portugiesen besuchten ihn bald nach seiner Ankunft, und der Bischof von Angola, Joachim Moreira

Reis, damals zugleich provisorischer Gouverneur der Provinz, sandte seinen Sekretär zu ihm, um ihm die Hilfe des Gouvernement-Arztes anzubieten. Als bald auch englische Kreuzer in den Hafen einliefen und die Offiziere Livingstones außerordentliche Magerkeit wahrnahmen, erklärten sie sich bereit, ihn nach St. Helena oder heim zu bringen. So lockend aber auch dieses Anerbieten für ihn war, lehnte er es doch ab, weil er sich verpflichtet fühlte, seine Begleiter in ihre Heimat zurückzuführen, die sie ohne ihn wohl nie wieder gesehen hätten. Auch ging er mit dem Gedanken um, mittels des Sambesi eine Verbindungsstraße zwischen dem Lande Sekeletus und der Ostküste herzustellen, nachdem er sich überzeugt hatte, daß der Anlegung einer für Wagen fahrbaren Straße nach der Westküste die vielen Wälder, Flüsse und Moräste unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg legen würden.

Gern nahm Livingstone dagegen die ihm angebotene Hilfe des englischen Schiffsarztes Cockin an, und die Behandlung desselben sowie der Umgang mit den gemütlichen Schiffsoffizieren und Gabriels unermüdliche Gastfreundschaft und Fürsorge wirkten sehr günstig auf seine Gesundheit. Am 14. Juni war seine Genesung so weit fortgeschritten, daß er den Bischof besuchen konnte, begleitet von seinen durch Gabriels Güte mit neuen Kleidern von gestreiftem Baumwollenzeug und roten Mützen geschmückten Leuten. Der Bischof empfing die Reisenden als provisorischer Gouverneur in der großen Halle des Palastes und richtete an sie viele verständnisvolle Fragen in Beziehung auf die Makololo. Diese Unterredung gefiel Livingstones Leuten ungemein.

Einen guten Eindruck machte das ernste Wesen und die Wißbegierde der letzteren, welche in der neuen Welt, in der sie sich befanden, Wunder auf Wunder sahen. Erregten schon die zweistockigen steinernen Häuser ihre Verwunderung und konnten sie nicht begreifen, wie man so eine Hütte auf die andere setzen könne, so stieg ihr Staunen, als Livingstone sie auf ein englisches Kriegsschiff führte. Auf dem Verdeck wies er auf die Matrosen und sagte: „Das sind lauter Landsleute von mir, welche die Königin geschickt hat, um den Handel mit schwarzen Menschen zu unterdrücken.“ Sie entgegneten: „Wahrlich, sie sind alle wie du!“ und alle Furcht war auf einmal verschwunden, sie mischten sich unter die Matrosen und die gutmütigen Teerjacken gaben ihnen von ihrem Mittagessen, Brot und Rindfleisch. Der Kommandant erlaubte, eine Kanone abzuschießen, und sie freuten sich, als Livingstone zu ihnen sagte: „Damit unterdrückt man den Sklavenhandel.“ Die Größe des Kriegsschiffs versetzte sie in nicht geringes Staunen. „Es ist nicht bloß ein Kahn,“ sagten sie, „es ist eine Stadt!“ und das Matrosendeck nannten sie die Kotla. Die Höflichkeit der Offiziere und der Mannschaft gegen Livingstone machte auf sie einen sehr günstigen Eindruck; denn hatten sie sich schon bisher sehr freundlich gegen ihn benommen, so stieg er jetzt doch noch viel höher in ihren Augen, da sie ihn von seinen Landsleuten so geachtet sahen, und von da an behandelten sie ihn stets mit der größten Ehrerbietung.

Zu Anfang Augusts bekam Livingstone einen schweren Rückfall, der ihn in ein wahres Skelett verwandelte. Als er sich aber wieder erholte, fand er zu seiner Freude, daß jetzt auch die Müdigkeit verschwunden war, welche nach seiner ersten Genesung fortgedauert hatte. Während dieser letzten Krankheit hatten seine Leute, um die er sich längere Zeit nicht kümmern konnte, von selbst einen Holzhandel begonnen. Mit dem Hahnenschrei zogen sie morgens aus, erreichten mit Tagesanbruch die unbebauten Strecken des angrenzenden Landes, sammelten Brennholz und kehrten damit nach der Stadt zurück. Hier teilten sie es in kleine Bündel, und da sie reichlicher gaben, als die gewöhnlichen Holzverkäufer, so fanden sie bald Abnehmer. Als ein Schiff mit Kohlen für die englischen Kreuzer ankam, verwendete sie Gabriel beim Ausladen und zahlte ihnen einen halben Schilling täglich. Diese Beschäftigung dauerte über einen Monat, und sie konnten sich nicht genug darüber wundern, welch ungeheure Menge von „Steinen, die brennen", ein solches Schiff fasse. Mit dem Gelde kauften sie sich Kleidungsstücke, Perlen und andere Dinge, die sie in ihr Land mitnehmen wollten, und zwar sahen sie bei der Auswahl der Zeuge nicht auf bunte Farben, sondern vor allem auf die Festigkeit und Dauerhaftigkeit der Ware.

Dem Bischofe, der sich während Livingstones Krankheit oft nach ihm erkundigen ließ, stattete er, sobald er wieder gehen konnte, einen Besuch ab, um ihm für seine Freundlichkeit zu danken. Dabei verriet das ganze Wesen und Benehmen des Bischofs große Herzensgüte, und in Beziehung darauf, daß Livingstone Protestant war, äußerte er, ihn, der aus Ueberzeugung Katholik sei, schmerze es, wenn er andere einen andern Weg verfolgen sehe; aber fern von aller Lieblosigkeit und Verdammungssucht gegen Andersgläubige verglich er die ernsten Anhänger der verschiedenen christlichen Kirchengemeinschaften auf dem Wege zum Himmel mit Leuten, die auf den verschiedenen Straßen Loandas nach einer Kirche gingen.

Was Livingstone bei der Erschließung des Inneren von Südafrika im Auge hatte, fand, in der Zeitung von Angola kurz angedeutet, bei der Regierung und den Kaufleuten in Loanda so lebhaften Anklang, daß auf angelegentliche Empfehlung des Bischofs die Kommission für öffentliche Arbeiten, um die Makololo zu einem freien Handel nach der Küste zu ermuntern, ein ansehnliches Geschenk für Sekeletu bewilligte. Dasselbe bestand in einer vollständigen Oberstenuniform und einem Pferde samt Sattel und Zaum für den Häuptling selbst, und in Anzügen für alle von ihm Livingstone mitgegebenen Begleiter. Auch die Kaufleute gaben ausgezeichnete Exemplare von allen ihren Handelsartikeln, sowie zwei Esel zur Verpflanzung dieses Haustiers, dem die Tsetse nichts anhat, in Sekeletus Land. Diese Geschenke waren von Briefen des Bischofs und der Kaufleute begleitet; auch wurde Livingstone mit Empfehlungsbriefen an die portugiesischen Behörden in Ostafrika ausgerüstet. Er versah sich mit einem guten Vorrate von Baumwollenzeugen, frischer Munition und Perlen und gab jedem seiner Leute eine Muskete. Da diese jetzt selbst so viel Gepäck

hatten, daß sie das Livingstones nicht tragen konnten, so gab ihm der Bischof 20 Träger mit und ließ an die Kommandanten aller Distrikte, durch welche die Rückreise führte, den Befehl ergehen, ihm jeden möglichen Vorschub zu leisten. Ein gutes neues Zelt hatten ihm seine Freunde auf dem englischen Kriegsschiff „Philomele" zurecht gemacht.

So ausgestattet verließ Livingstone mit seinen Gefährten am 20. September 1854 Loanda und fuhr zur See bis an die Mündung des Bengo, und eine Strecke stromaufwärts, bis dahin von Gabriel begleitet, der ihn vom ersten bis zum letzten Tage seines Aufenthalts bei ihm mit der Liebe eines Bruders behandelt hatte. Neu gestärkt an Leib und Seele konnte Livingstone jetzt auf der Rückreise Land und Leute schärfer, als es ihm auf der Herreise möglich gewesen war, ins Auge fassen, und um interessante Punkte zu sehen, bog er mehrmals von seinem Wege ab. Auch holte er astronomische Beobachtungen zur Bestimmung der Lage wichtigerer Oertlichkeiten nach, eine oft schwierige und zeitraubende, aber sehr verdienstliche Arbeit, wodurch es ihm gelang, große Irrtümer in den vorhandenen Karten von Angola zu berichtigen. Außerdem sah er sich nicht bloß hie und da durch eigenes Unwohlsein oder die Erkrankung seiner Gefährten zum Stilleliegen gezwungen, sondern auch die Gastfreundschaft der portugiesischen Beamten und Kaufleute nötigte ihn zuweilen, länger, als es seine Absicht war, an einem Orte zu bleiben. Geraume Zeit verweilte er in Golungo Alto, wo er den liebenswürdigen jungen Kommandanten, Antonio Canto e Castro, in einer schweren Fieberkrankheit mit gutem Erfolge ärztlich behandelte und, solange der Kranke besinnungslos darniederlag, dessen Hauswesen und besonders die lüsternen Sklaven treulich überwachte. Auf der Weiterreise traf ihn die unangenehme Nachricht, daß das Postschiff, mit dem er von Loanda aus ein großes Paket mit Briefen, Karten und einem Tagebuche nach England hatte abgehen lassen, bei Madeira untergegangen sei, und er mußte sich nun entschließen, die verlorenen Papiere so viel als möglich durch neue zu ersetzen, was er großenteils in dem gastlichen Hause des Kapitäns Neves zu Cassange that, der ihm schon auf der Reise nach Loanda so viel Freundlichkeit erwiesen hatte. Alle diese Umstände bewirkten, daß er erst zu Ende Februars 1855 die Provinz Angola verließ, indem er mit seinen Leuten wieder nach dem östlichen Ufer des Grenzstromes Quango übersetzte.

Nicht bloß schildert Livingstone die außerordentliche Fruchtbarkeit Angolas mit den lebhaftesten Farben, indem er nur beklagt, daß sie nicht besser benützt werde, sondern auch die Schönheit des Landes erfüllte ihn mit Bewunderung. „Auf der Reise durch dieses Land," sagt er, „dachte ich oft, daß seine Schönheit selbst einen Engel entzücken könnte. An stillen Morgen, wenn die linde, erquickende Luft nur hie und da leise wie von einem Fächer bewegt wurde, stellten sich zuweilen meinen Augen wahrhaft idyllische Bilder dar, — grüne, grasreiche Wiesen, weidende Rinder und Ziegen, springende Böckchen, die Hirtenknaben mit kleinen Bogen, Pfeilen

und Speeren, Weiber, die mit einem Wasserkruge auf dem Kopfe nach dem Flusse gingen, Männer, die unter schattigen Bananen näheten, grauköpfige Alte, die mit dem Stock in der Hand auf dem Boden saßen und auf die Morgenunterhaltung horchten, während andere Bäumchen und Zweige herbeitrugen, um die Zäune auszubessern, und über dem allem der glänzende afrikanische Sonnenschein und der liebliche Gesang der Vögel in den Zweigen."

Jenseits des Quango befand sich Livingstone jetzt wieder im Gebiete der feindseligen Baschinje; da ihm aber nun der Ruf eines großen Herrn voranging, auch alle seine Leute mit Flinten bewaffnet und mit beliebten Tauschwaren versehen waren, so traten die Eingeborenen viel bescheidener als früher auf und ließen die Reisenden unbehelligt ihre Straße ziehen. Dagegen hatten diese auf ihrem Weitermarsche unter den Unbilden der Witterung viel zu leiden. Nachdem sie die östliche Grenze des Quango- oder Cassange-Thales erklommen hatten, und wieder in das Centralland hinabgestiegen waren, wurden sie auf einer ausgedehnten, unter Wasser stehenden Grasebene von heftigen Regengüssen überfallen, und da weit und breit keine über das Wasser hervorragende Bodenerhebung zu sehen war, so warfen sie längliche Erdhügel auf, bedeckten diese mit Gras und übernachteten darauf. Hier ergoß sich der Regen wie eine wahre Flut über sie, so daß sie zwei Tage lang nicht von der Stelle konnten. Infolge dessen ging das Wechselfieber, von dem Livingstone schon seit einem Monate heimgesucht war, am 19. April in ein außerordentlich heftiges rheumatisches Fieber über, und er mußte acht Tage lang liegen, wobei er sich unter heftigen Kopfschmerzen stöhnend hin- und herwarf. Es war dies der schwerste Anfall, und er mußte drei Wochen in einem Dorfe der Ruhe pflegen. Während dieser Krankheit sorgten seine bekümmerten Begleiter nach Kräften für ihn; Maschauana schlief, wie immer, zu seinen Füßen, und nie während der ganzen Reise mußte Livingstone ihn zweimal rufen, wenn er seiner durfte.

Ehe die Karawane das Dorf verließ, ereignete sich ein unangenehmer Vorfall. Dem im Lager um ein Stück Fleisch feilschenden und zankenden Häuptlinge hatte einer von Livingstones Leuten einen Schlag auf den Mund versetzt. Die Vornehmsten der Karawane überreichten dem erzürnten Manne fünf Stück Zeug und eine Flinte als Sühne; aber je mehr sie gaben, desto mehr forderte er, und als man sich auf nichts weiteres einlassen wollte, ließ er an alle umliegenden Dörfer die Aufforderung ergehen, ihm die durch den Schlag auf den Bart angethane Beschimpfung rächen zu helfen. Da der Mut dieser Leute gewöhnlich mit dem Erfolge wuchs, so beschloß Livingstone, nichts weiter zu geben, und reiste ab. Als er nun mit seinen Gefährten in einen Wald kam, lief ihnen eine Anzahl Eingeborener nach und riß die Lasten der Hintersten im Zuge zu Boden; auch fielen einige Schüsse.

Glücklicherweise hatte Livingstone einen sechsläufigen Revolver bei sich, den ein englischer Seeoffizier ihm von Loanda aus nachgeschickt hatte, und seines Fiebers vergessend, wankte er mit drei oder vier seiner Leute so schnell, als seine Schwäche es erlaubte, rückwärts und stieß alsbald auf

den Häuptling. Der Anblick des Revolvers und das geisterhafte Aussehen des ihm scharf ins Gesicht blickenden weißen Mannes machten seiner martialischen Stimmung plötzlich ein Ende, denn er rief: „Oh, ich bin nur gekommen, mit dir zu reden, und wünsche nichts als Frieden!“ Maschauana, der seine Hand ergriffen hatte, fühlte, daß der Mann zitterte, und bei Untersuchung seiner Flinte fand es sich, daß sie abgeschossen war. Jede Partei sammelte sich jetzt um ihren Führer, und als ein Eingeborener Livingstone und seinen Leuten zu nahe kam, trieb ihn einer von diesen mit seiner Kriegskeule zurück.

Livingstone hieß alle sich setzen und sagte dann zu dem Häuptlinge: „Bist du in friedlicher Absicht gekommen, so ist die unsrige keine andere; gehe heim in dein Dorf!“ Als dieser erwiderte: „Ich fürchte, du würdest mich in den Rücken schießen,“ entgegnete Livingstone: „Wenn ich dich töten wollte, so könnte ich dich ebenso gut ins Gesicht schießen.“ Da rief einer von Livingstones Begleitern diesem zu: „Es ist nur eine List von ihm, — biete ihm ja nicht den Rücken.“ Livingstone aber antwortete: „Sage ihm, er solle sehen, daß ich mich vor ihm nicht fürchte!“ Damit wandte er sich um und bestieg seinen Ochsen. Offenbar froh, ohne Schaden davonzukommen, entfernten sich die Dorfleute, und ungestört zog die Karawane auf den schmalen Waldwegen weiter.

Die Reise ging übrigens sehr langsam vor sich. Das Eintauschen von Lebensmitteln verursachte viel Zeitverlust, und dazu kamen wiederholte Krankheitsanfälle, von denen nicht bloß Livingstone selbst, sondern auch ein Teil seiner Leute heimgesucht wurde, so daß durchschnittlich nur zehn Reisetage auf den Monat kamen und man an jedem derselben nur 3½ Stunden auf dem Marsche war. Dieses langsame Weiterkommen war um so unangenehmer, als man sich auf dem Sklavenhändlerwege befand, wo die Eingeborenen sehr anmaßend und habgierig waren. Um billiger zu leben, schlug daher Livingstone eine südlichere Richtung ein, und bald befand man sich unter bescheidenen und freundlichen Leuten. Die Reise ging durch Thäler mit größeren und kleineren Flüssen, die sich alle in den Kassai ergießen, und über dazwischen liegende Hochebenen mit dichten, von Schlingpflanzen durchflochtenen Wäldern oder mehr als mannshohem Grase. Der Weg bestand in einem nur einen Fuß breiten Pfade, zu dessen beiden Seiten eine Menge Schlingen und Fallen angebracht waren; denn da nur hie und da ein Häuptling einige Ziegen besaß und sonst kein Vieh vorhanden war, so wurden auch die kleinsten Tiere gefangen und gegessen. Die Eingeborenen, meistens olivenfarbige Leute, zeigten lebhafte Lust, mit unseren Reisenden Handel zu treiben, und fast in jedem Dorfe wollte man diese wenigstens über Nacht behalten. Die Lebensmittel, Hühner, Eier, Mehl waren außerordentlich wohlfeil, so daß mit einem Stückchen Zeug, ein wenig Rindfleisch oder einem Schuß Pulver schon ansehnliche Quantitäten eingetauscht werden konnten.

Doch auch in diesem Teile von Lunda sollte Livingstone einem widerlichen Erpressungsversuche, der für ihn sehr bedenkliche Folgen hätte haben

können, nicht entgehen. In der Nähe des Kassaiflusses erreichte er am Abende des 2. Juni das von Wald umgebene, aus 40—50 Hütten bestehende Dorf eines bedeutenderen Häuptlings, Namens Kawawa. Den ganzen nächsten Tag fand zwischen diesem und den Reisenden der freundlichste Verkehr statt; als ihm aber Livingstone an dem darauffolgenden Morgen seine Absicht, weiter zu reisen, mitteilen ließ, sagte der Häuptling, der weiße Mann müsse, wie er es bei den Tschiboque gethan, so auch ihm einen Ochsen geben, und dazu noch eine Flinte, Schießpulver und ein schwarzes Kleid, wie das, welches er am vorhergehenden Tage zum Trocknen ausgebreitet gesehen habe; verweigere der weiße Mann den Ochsen, so müsse er einen Mann hergeben und ein Buch, aus dem Kawawa ersehen könne, wie der Matiamvo gegen ihn gesinnt sei, und das ihn warne, wenn dieser ihm den Kopf abschneiden wolle. Bald nach dieser überraschenden Botschaft kam der Häuptling selbst in das Lager und erklärte, er müsse alles bekommen, was er verlange, da er über den Kassai gebiete und ohne den geforderten Tribut die Fremden nicht hinüberlassen werde. Livingstone entgegnete, ein Weißer zahle nie einem Schwarzen Tribut, und er werde auch ohne Kawawas Erlaubnis über den Kassai setzen. Da befahl der Häuptling seinen Leuten, sich zu bewaffnen, und als einige von Livingstones Begleitern dieselben nach Bogen, Pfeilen und Speeren laufen sahen, erschraken sie nicht wenig. Livingstone gebot seinen Leuten, sich in Bewegung zu setzen, aber nicht zu feuern, ehe sie angegriffen würden. Hierauf ritt er voran, in der Erwartung, daß, wie gewöhnlich, alle ihm folgen würden; aber manche blieben zurück. Als er dies bemerkte, sprang er von seinem Ochsen und lief mit dem Revolver in der Hand auf sie los. Bei diesem Anblicke rannte Kawawa zwischen seine Leute hinein und auch diese nahmen Reißaus. Jetzt befahl Livingstone den Zurückgebliebenen, ihr Gepäck aufzunehmen und zu marschieren. Einige thaten es eilig, einer aber weigerte sich und schickte sich an, auf Kawawa zu feuern. Livingstone stieß ihn mit seinem Revolver an den Kopf, worauf er gehorsam dem Zuge sich anschloß. So freundlich und nachsichtig Livingstone sonst gegen seine Leute war, so trat er doch jeder Neigung zum Ungehorsam mit großem Ernst entgegen; hing ja von der Aufrechterhaltung der Subordination die Sicherheit und das Fortkommen der ganzen Reisegesellschaft wesentlich ab.

Die ganze Karawane bewegte sich jetzt nach dem Walde; Kawawas Leute gafften ihr aus einer Entfernung von etwa 100 m nach, schossen aber weder einen Pfeil noch eine Kugel ab. Kawawa verzichtete jedoch keineswegs auf seine vermeintlichen Ansprüche, denn als die Reisenden nach etwa vier Stunden die Furt am Kassai erreichten, fanden sie, daß er vier Boten mit dem Befehl an die Fährleute, den Fremden die Ueberfahrt zu verweigern, vorausgeschickt hatte. Diese Boten erklärten Livingstone mit großem Nachdrucke, er müsse die verlangten Dinge und dazu noch einen Mann hergeben, und als er diese freche Forderung zurückwies, nahm man die Kähne vor den Augen der Reisenden weg und hielt diese jetzt für ganz hilflos,

da der Strom hier wenigstens 100 m breit und sehr tief war. Die Fährleute fragten ein dem Batoka-Stamm angehörendes Mitglied der Karawane, ob es in seinem Lande auch Flüsse gäbe, und als er der Wahrheit gemäß es verneinte, waren Kawawas Leute vollends überzeugt, daß ohne sie die Reisenden nicht übersetzen könnten. Livingstone dachte daran, hinüberzuschwimmen, aber Pitsane hatte, mit scheinbarer Gleichgültigkeit auf den Strom blickend, beobachtet, wo die Kähne im Schilfrohr verborgen wurden, und als nun Kawawas Leute sich entfernt hatten und es dunkel wurde, bestiegen die Reisenden einen der versteckten Kähne und saßen bald darauf beim Biwakfeuer am südlichen Ufer des Kassai. Als sie am anderen Morgen weiterziehen wollten, erschienen Kawawas Leute auf den gegenüberliegenden Höhen und waren nicht wenig erstaunt, als sie die Karawane jenseits des Stromes sahen. Endlich rief einer von ihnen: „Ach, ihr seid schlecht!" Pitsane und seine Genossen antworteten: „Ihr seid gut, wir danken euch für den Kahn, den ihr uns geliehen habt."

Es war Livingstone unangenehm, so von einem Häuptlinge zu scheiden, der einen Tag lang freundlich mit ihm verkehrt hatte, aber Kawawa galt in der ganzen Umgegend für einen einfältigen Mann, von dem man sagte, er glaube, der Matiamvo werde ihm eines Tages den Kopf abschlagen, weil er die Rechte der Fremden mißachte. Livingstone erzählte später den ganzen Hergang dem ihm befreundeten Katema sowie anderen Häuptlingen, und alle stimmten darin überein, daß seine Handlungsweise unter diesen Umständen vollkommen gerechtfertigt sei, und daß auch der Matiamvo sie billigen würde.

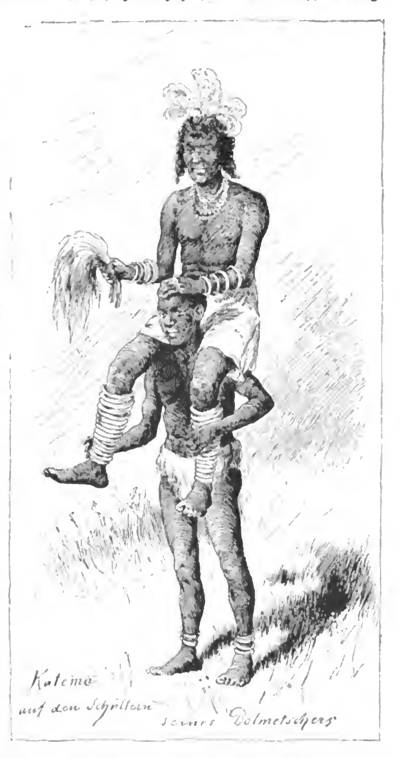
Livingstone war in Kawawas Dorfe und kurz vorher in Cabango, sowie früher in Angola Zeuge von Leichenfeierlichkeiten gewesen und hatte sich dabei immer mehr von der traurigen Wahrheit überzeugt, daß die Religion der Eingeborenen in Angola und Lunda nur eine Religion der Furcht sei. Die Geisterwelt besteht nach ihrer Vorstellung hauptsächlich aus den Barimo, d. h. den Seelen der Verstorbenen, die sich noch immer in die irdischen Angelegenheiten mischen und fortwährend darauf ausgehen, die Lebenden nach sich zu ziehen. Daher wird bei Erkrankungen und anderen Unfällen den erzürnten Geistern ein Huhn oder eine Ziege, die man schlachtet, oder eine Eßware zum Opfer dargebracht, und selbst ein Totschläger unterläßt es nie, sich mit dem Geiste des von ihm Getöteten durch ein Opfer abzufinden. Für ein sehr wirksames Mittel zur Besänftigung der Geister gilt die Trommel, und besonders bei Todesfällen und Begräbnissen hört man ihre Schläge eine ganze Nacht hindurch oder auch vom Morgen bis zum Abend mit der Regelmäßigkeit einer Dampfmaschine erschallen. Doch auch lebende Menschen können durch Zauberei den Tod authun, und dagegen werden eine Menge Amulette und Schutzzaubermittel angewendet. Ferner sieht man in jedem Dorfe und selbst im Walde fratzenhafte Götzenbilder und Opfergaben, die zur Erlangung ihrer Hilfe ihnen angehängt oder vor sie hingelegt werden. Oft mußte Livingstone denken, welch ein

Segen es wäre, wenn die Nacht dieses finsteren Aberglaubens durch das Licht des Evangeliums zerstreut würde; aber gerade hierin ist den Eingeborenen sehr schwer beizukommen, da sie stets die Antwort bereit haben, daß in diesen Dingen die Schwarzen viel klüger als die Weißen seien.

Den Kassai im Rücken durchzog die Karawane jetzt wieder die unübersehbaren, wasserreichen Ebenen, welche die Wasserscheide zwischen dem Kassai und dem Liba bilden. Diese Ebenen, die Livingstone auf seiner Reise nach der Westküste ganz überschwemmt gefunden hatte, boten jetzt, im Winter, einen ganz anderen Anblick dar. Zwar war das Wasser noch nicht ganz vertrocknet, und hin und wieder sah man noch kleine Teiche und Pfützen, aber eine schöne, bunte Pflanzendecke schmückte jetzt den Boden und verschiedenfarbige Vögel belebten die Landschaft. Mit besonderem Wohlgefallen ruhte das Auge auf einem gelben Blümchen, das in solcher Menge vorhanden war, daß es buchstäblich den Boden bedeckte. Ein breiter Streifen davon ging quer über den Weg, und dieser goldene Teppich zeigte alle Nüancen vom blassesten Citronengelb bis zur reichsten Orangefarbe. Nach einigen hundert Schritten kam man an andere Streifen derselben Blume, die aber die blaue Farbe und zwar ebenfalls in allen Schattierungen trug. Auch eine andere schöne Blume zog auf dieser Ebene Livingstones Aufmerksamkeit auf sich, und als er abstieg, um sie näher zu betrachten, erkannte er in ihr zu seiner Freude eine alte Bekannte aus der Heimat, nämlich eine Art Sonnentau. Ihre Blätter waren mit roten Haaren bedeckt, deren jedes einen klebrigen Tropfen an der Spitze hatte, so daß die Pflanze wie mit Diamanten übersäet aussah.

Nachdem Livingstone von einem neuen Fieberanfalle, der ihn auf dieser Ebene heimsuchte, dem siebenundzwanzigsten seit zwei Jahren, sich etwas erholt hatte, zog die Karawane am 8. Juni durch den Lotembwa nach dem Nordwestende des Dilolo-Sees und lenkte so wieder auf ihren alten Weg ein. Dieser kleine See (11° 32′ 1″ südl. Br. und 22° 27′ östl. L.) ist die Wasserscheide zwischen den Flußsystemen, welche nach Osten und Westen gehen, und indem er einen Teil seines Wassers an den Kassai und den andern an den Sambesi abgibt, verteilt er dasselbe zwischen dem atlantischen und indischen Ocean. Von dem See aus erreichten die Reisenden bald die zerstreuten Dörfer, über die Katema herrschte, und dankten Gott, daß sie wieder alte, befreundete Gesichter sahen. Katema selbst war gerade auf der Jagd, um seinen Tribut an Tierhäuten für den Matiamvo zu sammeln; als er aber am andern Tage zurückkehrte, empfing er Livingstone aufs freundlichste, bat ihn, bei ihm auszuruhen und sich satt zu essen und schaffte alles hierzu Nötige herbei. Als er in das Lager kam, schenkte ihm Livingstone, seinem auf der Durchreise nach Loanda gegebenen Versprechen gemäß, seinen mit Goldstickereien verzierten Mantel von rotem Zeug im Werte von 30 Mark, ferner ein Baumwollenkleid, große und kleine Perlen, einen eisernen Löffel und ein zinnernes Pfännchen mit einem Viertelpfund Pulver. Katema war über diese Freigebigkeit seines weißen Freundes

sehr erfreut. Beim Weggehen stieg er seinem Dolmetscher auf die Schulter, — die vornehmste Art und Weise sich zurückzuziehen. Am nächsten Tage beschenkte er die Reisenden mit einer Kuh, damit sie zu der übrigen Kost, womit er sie reichlich versehen hatte, auch gutes Fleisch hätten.



Katema auf den Schultern seines Dolmetschers

Nach mehrtägiger Rast bei Katema setzte die Karawane ihren Marsch fort, zog über die weite Ebene am Nordufer des Liba und kam, nachdem sie diesen Fluß überschritten hatte, durch viele große Dörfer der Balobale, bis sie die Stadt ihres alten Freundes Schinte erreichten, von dem sie aufs herzlichste empfangen wurden. Man war in der Mitte des Winters, während dessen die Balunda ihre Feuerstellen nie vor 9 oder 10 Uhr verlassen. Das an Livingstones Zelt im Schatten eines Baumes angebrachte Thermometer schwankte morgens zwischen 4 und 9 ° R., stieg nachmittags auf 28 ° und abends zeigte es gegen 17 °. Nun hatte Livingstone aus Loanda einen Topf mit allerlei in Linjanti unbekannten Bäumchen zur Anpflanzung daselbst mitgenommen; da er aber bei der jetzigen Temperatur fürchten mußte, sie möchten auf der Weiterreise nach Süden erfrieren, so pflanzte er sie in den Garten eines der vornehmsten Unterthanen Schintes, mit der Bestimmung, daß dieser einen Teil derselben erhalten sollte, wenn sie erstarkt sein würden.

Bei dem Dorfe Nyamoanas bestiegen Livingstone und seine Leute, froh die beschwerliche Landreise hinter sich zu haben, ihre Kähne und fuhren den Liba hinab. Nachdem sie durch weite Strecken gekommen waren, wo es fast oder gar kein Hochwild mehr gab, betrachteten sie jetzt mit besonderem Interesse die schönen Antilopenherden und zwei Löwen, die sie in einiger Entfernung vom Ufer sahen. Nicht lange nachher hatte Livingstone ein gefährliches Zusammentreffen mit einem Büffel. Er war mit zwei seiner Leute auf die Jagd gegangen, und diese verfolgten ein angeschossenes Zebra. Während er ihnen nun langsam nachging, sah er plötzlich einen Büffel, den sie aufgejagt hatten, in vollem Laufe auf sich losstürmen. Vergebens sah er sich nach einer Deckung um, — der einzige Baum auf der mit hohem Grase bedeckten Ebene war zu weit von ihm entfernt. Bei einem Busche mußte der Büffel, etwa noch 15 m von ihm entfernt, eine kleine Wendung machen, und stellte dadurch seine Schulter bloß. Jetzt feuerte Livingstone und warf sich dann platt auf den Boden. Jeden Augenblick mußte er erwarten, von dem wütenden Tiere zerstampft oder in die Höhe geschleudert zu werden; doch der Büffel rannte dicht an ihm vorüber nach dem Flusse, wo man ihn tot fand. Livingstone aber dankte Gott für diese Errettung aus so drohender Gefahr.

Nachdem die Reisenden aus dem Liba in den Sambesi eingelaufen waren, erreichten sie endlich wieder das Gebiet Sekeletus, und als sie am 27. Juli in der Barotsestadt Libonta ankamen, wurden sie wie vom Tode Erstandene mit großer Freude empfangen. Die Weiber kamen ihnen mit eigentümlichen Tänzen und lautem Jauchzen entgegen, und manche derselben küßten ihren Bekannten Hände und Wangen. Hierauf versammelten sich die Männer in der Kotla, wo Livingstone ihnen zuerst die Ursachen seines langen Ausbleibens auseinandersetzte, dann aber Pitsane zur Erstattung des Reiseberichts aufforderte. Dieser sprach länger als eine Stunde, schilderte die ganze Reise und rühmte die Güte der weißen Männer, namentlich Gabriels. Zum Schlusse sagte er, Livingstone habe ihre Erwartungen noch übertroffen; denn er habe ihnen nicht bloß den Weg zu den weißen Männern geöffnet, sondern auch freundschaftliche Beziehungen mit den Häuptlingen unterwegs angeknüpft.

Am nächsten Tage hielt Livingstone zur Feier der glücklichen Heimkehr vor- und nachmittags einen Dankgottesdienst, dem die Eingeborenen sehr zahlreich und mit Aufmerksamkeit anwohnten. Es war in der That eine erstaunliche Reise, die hinter ihm lag, und dachte er an die damit verbundenen, fast übermenschlichen Anstrengungen, die überstandenen vielen Krankheiten und die unzähligen Gefahren, denen er mit den Seinigen ausgesetzt gewesen war, so konnte er Gott nicht genug danken, der nicht bloß ihm selbst so gnädig durchgeholfen, sondern ihm auch die Freude gewährt hatte, alle seine 27 Begleiter wohlbehalten in ihre Heimat zurückzubringen.

Seine Leute, deren er sich in gesunden und kranken Tagen aufs treulichste angenommen hatte, nannten sich selbst seine „Braven“, waren

stolz darauf, das Meer gesehen und sogar ein Kriegsschiff bestiegen zu haben, gingen in ihren europäischen weißen Kleidern, eine rote Mütze auf dem Kopf und die Flinte über der Schulter, umher, indem sie die Haltung der Soldaten in Angola nachzuahmen suchten, und sagten: „Jetzt sind wir die Alten und können erzählen!" Sie dachten alles Ernstes daran, die Reise nach Loanda zu wiederholen, und waren daher besonders auf dem Rückwege darauf bedacht gewesen, überall, wo es anging, mit Eingeborenen Brüderschaft zu schließen, auch hatte sich einer von ihnen in Katemas und ein anderer in Schintes Stadt ein Weib genommen, was die beiden Häuptlinge gerne sahen, da sie mit den gefürchteten Makololo in guten Beziehungen zu stehen wünschten.

Die Einwohner von Libonta waren gegen die Ankömmlinge ungemein freigebig. Die Männer beschenkten sie mit zwei schönen Schlachtochsen und die Weiber mit Milch, Mehl und Butter in Menge. Livingstone bedauerte, keine Gegengeschenke machen zu können, da alle seine aus Loanda mitgebrachten eigenen Warenvorräte, sowie die seiner Begleiter auf der langen Rückreise verbraucht worden waren. Seine Leute erklärten dies den Libontesen, und diese antworteten großmütig: „Das thut nichts; ihr habt uns einen Handelsweg eröffnet!" Fremde kamen in Scharen weit her und selten mit leeren Händen; ihre Geschenke verteilte Livingstone unter seine Leute.

Ebenso ging es auf der Fahrt durch das Barotse-Thal. Die Bewohner desselben waren außerordentlich freundlich, und aus jedem Dorfe brachten sie den Reisenden einen oder auch zwei Ochsen. Livingstone suchte ihnen ihre Liebe dadurch zu vergelten, daß er vielen Fieberkranken aus Loanda mitgebrachte Arzneien reichte, namentlich aber sich große Mühe gab, die Leute mit dem Heilande der Welt bekannt zu machen; auch hörten sie ihm aufmerksam zu, und seine leeren Hände thaten seinem Einflusse keinen Eintrag. Voll Inbrunst war sein Gebet, daß Gottes Geist sie erleuchten und in sein Gnadenreich einführen möge.

Als die Reisenden am 13. August Naliele verließen und dem Ufer entlang fuhren, stieß ein Flußpferd mit der Stirne an den Kahn, auf dem sich Livingstone befand, und hob die Hälfte aus dem Wasser, so daß es den Kahn fast umwarf. Der Stoß war so heftig, daß Maschauana in den Fluß fiel; die übrigen sprangen ihm nach und schwammen mit ihm an das nur etwa 10 m entfernte Ufer. Als Livingstone zurückblickte, bemerkte er, daß das Flußpferd, ein Weibchen, in einiger Entfernung wieder aus dem Wasser emporkam, wie um zu sehen, was es angerichtet habe. Die Reisenden hatten keinen andern Schaden erlitten, als daß sie und ihre Sachen naß geworden waren. Ein solcher Angriff ist so selten, wenn man vorsichtig am Ufer hinfährt, daß Livingstones Leute ausriefen: „Ist das Vieh toll?" In dem Kahn befanden sich acht Personen, woraus zu ersehen ist, welch ungeheure Kraft das Flußpferd im Wasser hat.

Mit dem August war der Winter zu Ende gegangen und schon trieben die Bäume am Ufer unzählige Knospen, die ein so glänzendes Gelb

annehmen, daß man Massen gelber Blüten zu sehen glaubte. Die Fülle des organischen Lebens war erstaunlich, und namentlich wimmelte es von Wasservögeln. Manche Sandbänke waren bei Tag ganz weiß von Pelikanen, deren Livingstone einmal 300 zählte. Andere waren braun von Enten, von denen er mit einem einzigen Schusse 14 erlegte.

Als Livingstone nach Seschefe kam, konnte er endlich von längst an ihn abgesandten Gegenständen Besitz ergreifen. Schon im September 1854 waren nämlich mehrere Matebele, Leute Mosilikatses, am südlichen Flußufer unweit der Viktoria-Fälle mit einer Kiste und andern Gepäckstücken erschienen und riefen den Makololo am nördlichen Ufer zu, sie möchten in Kähnen herüber fahren und die Sachen, die Moffat dem weißen Doktor schicke, in Empfang nehmen. Die Makololo trauten aber dieser Aussage der Matebele, ihrer geschworenen Feinde, nicht, sondern vermuteten, daß man ihnen nur ein gefährliches Zaubermittel in die Hände spielen wolle, und antworteten daher den Matebele: „Fort mit euch! wir wissen das besser. Wie könnte der Doktor diese Sachen sich hierher schicken lassen, da er nach dem Norden gereist ist?" Die Matebele erwiderten: „Hier sind die Sachen, wir legen sie vor euch nieder; lasset ihr sie verderben, so ist es eure Schuld!" Nachdem sich dieselben entfernt hatten, berieten sich die Makololo untereinander, setzten endlich mit Furcht und Zittern über, schafften die Gepäckstücke auf eine Insel mitten im Flusse und errichteten eine Hütte darüber, um sie gegen das Wetter zu schützen. So fand sie Livingstone wohl erhalten, nachdem sie ein ganzes Jahr auf der Insel gelegen waren.

Schon seit langer Zeit hatte er kein Lebenszeichen mehr von seinen Angehörigen erhalten und zu seinem großen Leidwesen auch in Loanda keine Briefe aus England vorgefunden, da wohl von seinen dortigen Freunden sein Vordringen bis zur Westküste für sehr unwahrscheinlich angesehen worden war. Als er nun aber jetzt die Kiste öffnete, fand er darin einen, freilich schon ein Jahr alten Brief von Frau Moffat, worin sie ihm in hausmütterlicher Weise den Inhalt der Gepäckstücke auseinandersetzte, — weiße Hemden, eine blaue Weste, wollene Socken, Citronensaft, Quittenmarmelade, Thee, Kaffee, Mehl u. s. w. Da man in Kuruman seit Flemings Rückkehr nichts mehr von Livingstone gehört hatte, so war man sehr besorgt um ihn, und Moffat selbst reiste in der Hoffnung, etwas von ihm zu erfahren, im Jahre 1854 zu Mosilikatse. „Wenn ich an dich denke," hieß es in dem Briefe der Frau Moffat, „so erhebt sich meine Seele nach oben. ‚Behüte ihn wie Deinen Augapfel!‘ ‚Halte ihn an Deiner Hand!‘ Das sind die Seufzer meines Herzens."

Tief gerührt durch diese Liebeszeichen antwortete Livingstone in ausführlichen Briefen, worin er seinem Schwiegervater über seine Reise berichtete, seiner Schwiegermutter aber seine Pläne entwickelte, über die sie Näheres zu erfahren wünschte, und ihre Besorgnisse durch seine Lieblingssprüche: „Befiehl dem Herrn deine Wege" und „Siehe, ich bin bei euch

alle Tage", zu beschwichtigen suchte, indem er zugleich auf seine Lieblingsaussicht: „Die Erde ist voll von der Erkenntnis des Herrn" hinwies. In einem Briefe an seine Gattin setzte er die Ursachen seines langen Ausbleibens auseinander und fügte in heiterem Tone hinzu, da sie eine gnädige, gutherzige Dame sei, werde sie die Verspätung seiner Rückkehr gewiß entschuldigen.

Nachdem Livingstone in Seschefe einige Tage gewartet hatte, bis seine zwei Pferde aus Linjanti ankamen, begab er sich mit seinen Gefährten nach dieser Stadt und fand dort seinen Wagen und alles, was er im November 1853 zurückgelassen hatte, wohlerhalten wieder. Sekeletu empfing ihn aufs herzlichste, und eine große Volksversammlung wurde berufen, bei der er die Geschenke aus Loanda als Beweise der freundlichen Gesinnung der dortigen weißen Männer und ihres Wunsches, mit den Makololo in Handelsverkehr zu treten, übergab. Hierauf forderte er seine Begleiter auf, einen wahrheitsgetreuen Bericht von dem, was sie gesehen, zu geben. Die wunderbaren Dinge verloren nichts durch ihre Darstellung; als das Wunderbarste von allem aber hoben sie stets hervor, daß sie am Ende der Welt gewesen und erst da umgekehrt seien, wo es kein Land mehr gebe. Ein schlauer alter Mann fragte: „Da seid ihr wohl bis zu Ma Robert (Roberts Mutter, Frau Livingstone) gekommen?" worauf sie denn doch gestehen mußten, daß diese noch ein Stück über das Ende der Welt hinaus wohne. Livingstones gedachten die Berichterstatter in solcher Weise, daß er vor den bewundernden Blicken, die sich von allen Seiten auf ihn richteten, die Augen hätte schließen mögen.

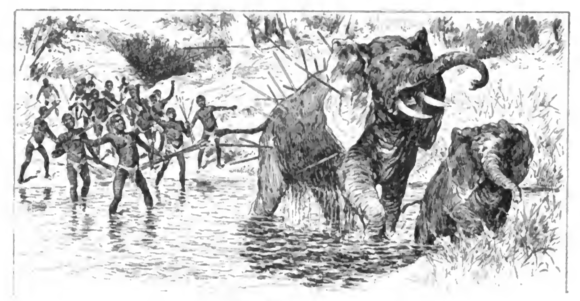
Die Geschenke wurden mit großer Befriedigung und Freude aufgenommen und als Sekeletu am nächsten Sonntage beim Gottesdienste in seiner Oberstenuniform erschien, zog diese die Aufmerksamkeit mehr auf sich als die Predigt. Er säumte nicht, mit einem Araber dahin übereinzukommen, daß sich eine neue Gesellschaft Makololo mit einer Ladung Elfenbein an ihn anschließen, mit ihm nach der Westküste reisen und von ihm handeln lernen sollte; die bisherigen Begleiter Livingstones sollten ausruhen und erst nach der Rückkehr jener ihre Reise nach Loanda wiederholen. Die ersteren kamen denn auch wirklich, wie Livingstone später in England erfuhr, in Loanda an und wurden von Gabriel ebenso freundlich wie ihre Vorgänger behandelt.

So war es also Livingstone gelungen, zwischen den Makololo und der Westküste einen unmittelbaren Handelsverkehr, mittels dessen sie gegen ihre Landesprodukte europäische Waren eintauschen konnten, einzuleiten und dadurch dem Sklavenhandel mit den Mambari entgegenzuarbeiten. Für die ganze gebildete Welt aber hatte er, indem er als der erste Europäer jene nördlichen Regionen Afrikas durchwanderte, ein großes geographisches Problem gelöst und eine Entdeckung von hervorragender Bedeutung gemacht. Wo sich nach den gewöhnlichen bisherigen Vorstellungen eine trostlose Sandwüste ausbreitete, hatte er ein großartiges, von angrenzenden Hügelreihen

überragtes, wasserreiches Plateau, ein Land voll Fruchtbarkeit und überraschender Naturschönheiten gefunden.

Seine astronomischen Beobachtungen zur Bestimmung der Oertlichkeiten hatte Livingstone stets seinem Freunde, dem königlichen Astronomen Maclear in der Kapstadt, zur Bestätigung oder Verbesserung übersandt. Dieser äußerte in einem Briefe an ihn seine Freude über die zunehmende Vervollkommnung seines Schülers, und nach Berichtigung einiger unbedeutender Irrtümer sagt er: „Im ganzen trage ich kein Bedenken, zu behaupten, daß kein Entdeckungsreisender bekannt ist, der seinen Weg so genau, wie Sie, angegeben hat." In einem späteren Briefe, vom 11. August 1855, schreibt Maclear seinem Freunde, er habe aus dessen Mitteilungen Auszüge gemacht und diese sowohl den Behörden zugesandt, als auch in den Zeitungen des Kaplandes veröffentlicht; John Herschel aber habe dieselben der geographischen Gesellschaft in London vorgelegt, und der Präsident der letzteren habe den Arbeiten und Entdeckungen Livingstones, insbesondere seinen ausgezeichneten Beobachtungen und Ortsbestimmungen, ein warmes Lob gespendet. Indem Maclear sodann auf die erstaunliche Reise Livingstones nach Loanda und seine merkwürdige Errettung aus so vielen Gefahren übergeht, sagt er: „Auch daß Sie so zahlreichen Fieberanfällen nicht erlegen sind, ist in der That wunderbar, in der Geschichte vielleicht ohne Beispiel und kann nur aus dem göttlichen Eingreifen zu Gunsten eines hohen Zweckes erklärt werden. Möge Ihr Leben erhalten bleiben! Sie haben für das Wohl der Menschheit mehr gethan, als alle bisherigen Afrikareisenden zusammengenommen."

Die geographische Gesellschaft in London, welcher Livingstone von Angola aus einen ausführlichen Bericht über seine Reise nach Loanda eingesandt hatte, zeichnete ihn im Mai 1855 durch die größte ihr zu Gebot stehende Ehrenbezeugung aus, indem sie ihm die goldene Medaille verlieh. Dabei sprach Lord Ellesmere vom Präsidentenstuhle aus von Livingstones Leistung für die Wissenschaft als von einer, welche nur jenen höheren Zielen untergeordnet sei, die er als echter Missionar stets verfolgt habe. Die Dürftigkeit der Vorkehrungen und Hilfsmittel Livingstones erhöhe nur das Staunenswerte der Resultate, sagte der Lord weiter und zog dann eine Parallele zwischen der Reise desselben und einer portugiesischen Entdeckungsreise von der afrikanischen Ostküste aus, worüber soeben ein Bericht erschienen sei; gegen diese Expedition des Obersten Monteiro, der etliche zwanzig portugiesische Soldaten und 120 Kaffern bei sich gehabt, aber nur von einer etwa 70 Meilen langen Strecke neuen Landes eine oberflächliche Kenntnis erworben habe, bilde die großartige, teils ohne alle, teils mit geringer Bedeckung gemachte Reise Livingstones von der Kapstadt nach Loanda, sowie die wissenschaftliche Genauigkeit seiner Beobachtungen und Berichte einen glänzenden Kontrast.



Eine Elefantenjagd.

10. Von Linjanti nach der Ostküste.

1855—1856.

Ein schreckliches Gewitter. — Die Victoriafälle. — Ein schönes Hochland. — Ein Angriff droht. — Elefantenjagd. — Ueber den Kafue. — Eine prächtige Scene aus der Tierwelt. — Wieder am Sambesi. — Verdächtiges Benehmen der Eingeborenen. — Der wütende Büffel. — Mpendes drohende Haltung. — Verwandlung der Häuptlinge in Löwen. — Ankunft in Tete. — Portugiesische Gastfreundschaft. — Das Sambesi-Delta. — Eine Flußpferdjagd. — Ankunft in Quilimane — Nachrichten aus der Heimat. — Im Hause des Obersten Nunes.

In Linjanti bereitete sich Livingstone eifrig auf seine Reise nach der Ostküste vor, und nach gründlicher Besprechung mit den Makololo über die verschiedenen möglichen Wege, entschied er sich dafür, den Sambesi entlang zu reisen. Zwar mußte er sich dabei auf besondere Schwierigkeiten gefaßt machen, und namentlich waren die an den Ufern des großen Stromes wohnenden Stämme den Makololo, von denen sie allerlei Unbilden erfahren hatten, feindlich gesinnt; aber die Einschlagung dieses Weges schien ihm die meiste Aussicht auf Eröffnung einer Handelsstraße darzubieten. Sekeletu bestimmte für ihn eine Begleitung von ungefähr 120 Mann, zum Teil aus Batoka bestehend, durch deren Land die Reise ging; auch berechtigte er ihn, den ihm selbst schuldigen Tribut an Lebensmitteln von den unterworfenen Stämmen, deren Grenze er berührte, zu erheben. Zu Anführern der Eskorte wurden von dem Häuptlinge Sekwebu und Kanyata ernannt, von denen der erstere, ein verständiger Mann, schon mehrmals beide Ufer des Sambesi in der fraglichen Richtung bereist hatte und mit den Dialekten der Flußanwohner bekannt war.

Es war Oktober und alles zur Abreise bereit, aber das Thermometer zeigte im Schatten noch 34° R., und es wurde daher Livingstone dringend geraten, da die Regenzeit nahe sei, wenigstens solange zu warten, bis die ersten Regengüsse die Luft und den glühenden Boden abgekühlt hätten.

In dieser Zeit des Wartens war er jedoch keineswegs unbeschäftigt: er behandelte schwierige Krankheitsfälle und empfing eine Menge Besuche, die er, wie die öffentlichen Gottesdienste, soviel als möglich dazu benützte, den Samen göttlicher Wahrheit auszustreuen; auch fand er zu seiner Freude, daß seine Arbeit nicht vergeblich war. An den Abenden hatte er oft zwanglose Besprechungen mit den Gebildeteren, und wenn er dann das Gespräch etwa von Sonnen- und Mondfinsternissen auf die unsichtbare, himmlische Welt überleitete, so sagten ihm jene: „Viele Kinder sprechen von den wunderbaren Dingen, die sie von dir hören; aber die alten Männer fragen: ‚Wissen wir denn, wovon er redet?‘ Andere klagen über ihr schlechtes Gedächtnis und sagen: ‚Die wunderbaren Dinge, von denen er spricht, laufen uns gleich wieder davon.‘“

Als Mamire, ein angesehener Mann, der Sekeletus Mutter geheiratet hatte, sich von Livingstone verabschiedete, sagte er zu diesem: „Du kommst jetzt zu Leuten, denen man nicht trauen kann, weil wir sie schlecht behandelt haben; aber du bringst ihnen eine Botschaft, wie sie noch nie eine gehört haben. Jesus wird mit dir sein und dir auch unter Feinden helfen. Wenn er dich sicher geleitet und dich und Ma Robert zurückbringt, so werde ich sagen: er hat mir eine große Gunst erzeigt! Möchten wir einen Weg finden, auf dem wir andere Stämme und weiße Männer besuchen und von ihnen besucht werden können!“ Auf Livingstones Bemerkung, daß er nicht wisse, womit er seine Begleiter belohnen solle, antwortete Mamire: „Natürlich wünscht jeder, wenn er nach langer Abwesenheit zu seinen Freunden zurückkommt, ihnen etwas als sein Eigentum zu zeigen; aber alles Elfenbein in diesem Lande gehört dir, nimm mit, so viel du kannst, und Sekeletu wird dir Leute mitgeben, die es tragen.“

Am 27. Oktober hatten sich die ersten anhaltenden Regengüsse eingestellt, und am 3. November trat Livingstone seine Reise an, begleitet von etwa 200 Mann, unter denen sich Sekeletu selbst und die Vornehmsten des Landes befanden. Während der größere Teil der Karawane voraus zog, um das Nachtlager zurecht zu machen, warteten Livingstone und Sekeletu mit ungefähr 40 Mann an der Grenze des zwischen Linjanti und Seschekе befindlichen Tsetsegebietes bis zum Einbruche der Nacht, in der diese Fliege nicht schwärmt; dann reisten sie weiter. Um zehn Uhr wurde es stockfinster, und ein heftiges Gewitter brach los. Blitze, welche, den Zweigen eines Baumes ähnlich, in acht bis zehn Strahlen auf einmal herniederfuhren, beleuchteten manchmal die ganze Gegend; in der Zwischenzeit aber war es so finster, daß sich die Reisenden für stockblind hätten halten können. Die Pferde, auf denen Livingstone und Sekeletu ritten, zitterten und wandten sich hin und her, als ob sie einander suchten; die Fußgänger aber sah man bei jedem neuen Blitze nach verschiedenen Richtungen gehen und lachend aneinanderstoßen. Der Donner dröhnte so fürchterlich, wie man es nur in Tropenländern hört. Hierauf kam ein Platzregen, der die Verwirrung noch steigerte. Nach der großen Tageshitze froren die Reisenden

bald heftig und eilten einem Feuer zu, das andere Reisende, die nicht zur Karawane gehörten, angezündet hatten. Da Livingstones wollene Decke schon voraus war, so legte er sich auf den kalten Boden nieder und erwartete eine elende Nacht; aber Sekeletu hüllte ihn freundlich in seine eigene Decke ein und blieb selbst unbedeckt, — ein Opfer der Liebe, das Livingstone tief rührte.

In Sescheke wurde Livingstone von Sekeletu mit zwölf Ochsen, worunter drei Reitochsen, mit guter frischer Butter und Honig, sowie zum Ankauf eines Kahnes, wenn er jenseits der Fälle wieder an den Sambesi kam, mit Hacken und Perlen versehen. Während nun der eine Teil der Reisegesellschaft auf Kähnen den Sambesi hinabfuhr, ging der andere mit dem Vieh dem Ufer entlang. Auf dieser Stromfahrt kam man zu den Inseln, wo früher die Batoka gehaust und wandernde Stämme, um sie zu verderben, an sich gelockt hatten, bis Sebituane sie aus ihren Schlupfwinkeln vertrieb und seiner Botmäßigkeit unterwarf. Diese Batoka setzten eine Ehre darein, recht viele Menschenschädel zu sammeln und auf der Insel Kalai, von der Sebituane ihren letzten Häuptling vertrieb, fand Livingstone noch die Häuptlingskotla mit vielen auf Stangen aufgesteckten Menschenschädeln umgeben.

Von dieser Insel aus (17° 51′ 54″ südl. Br., 25° 41′ östl. L.) machte er einen Abstecher nach den großen Fällen, von denen er schon oft gehört, die aber noch kein weißer Mann gesehen hatte. Schon nach einer Fahrt von 20 Minuten auf dem Sambesi sah er in einer Entfernung von mehr als einer Meile Dunstsäulen aufsteigen, die gerade so aussahen, wie wenn eine große Strecke hohen und dicken afrikanischen Grases in Brand stände, weshalb der von den Eingeborenen für die Fälle gebrauchte Name „tosender Rauch“ ganz bezeichnend ist. Es waren fünf Säulen, deren Spitzen sich mit den Wolken zu vermischen schienen, und die unten weiß waren, weiter aufwärts aber dunkel wurden. Die ganze Scene war außerordentlich schön: die Ufer und die auf dem Strome zerstreuten Inseln prangten mit Waldbäumen der verschiedensten Farben und Formen, von denen mehrere in voller Blüte waren. Da stand über alle andern erhaben der riesige Baobab oder Affenbrotbaum, dessen Aeste Stämmen großer Bäume glichen, und dort sah man Gruppen anmutiger Palmen mit ihren federartigen Blättern; der Mohonono, dessen Wuchs in den Tropenländern dem der Ceder des Libanon gleicht, schimmerte wie Silber und stach schön ab gegen die dunkle Farbe des Motsouri, eines cypressenähnlichen Baumes, der über und über mit scharlachroten Früchten bedeckt war.

Livingstone ließ sich an eine kleine Insel rudern, die mitten im Strome und hart am Rande der Felskante lag, über welche das Wasser brausend hinabstürzte. Nachdem er bis an den äußersten Rand der Insel gekrochen war, blickte er in einen Spalt, welcher von einem Ufer des Sambesi bis zum andern reichte, und in den der wenigstens 1800 m breite Strom etwa 90 m tief hinabstürzte, worauf er plötzlich in einen Raum von 15—20 m eingeengt wurde, um dann brüllend und tosend, einem

weißen Bande ähnlich, in dem schmalen und tiefen Felsenbette fortzuschießen. Ein Teil des herabstürzenden und unten mit großer Gewalt auf den harten Basalt aufschlagenden Wassers aber wird eben dadurch in die Höhe getrieben und steigt in fünf 80—100 m hohen Säulen empor, die in ihrer Umgebung als immerwährender Regen niederfallen. Bei Livingstones Besuch wurde das prachtvolle Schauspiel noch durch einen auf den Dunstsäulen sich zeigenden Regenbogen verschönert. Es war damals niedriger Wasserstand, und er sah die Säulen in einer Entfernung von mehr als einer Meile, bei hohem Wasserstand aber soll man sie mehr als zwei Meilen weit sehen und das Tosen bis über Kalai hinaus hören. Seiner Königin zu Ehren gab Livingstone den Fällen den Namen „Victoria-Fälle".

Nachdem Livingstone zum zweitenmale, und zwar diesmal mit Sekeletu, die Fälle besucht hatte, verabschiedete er sich am 20. November von letzterem und dessen Gefolge. Vom Sambesi ab ging jetzt die Reise in nordöstlicher Richtung durch ein schönes, von Batoka bewohntes Land. Wegen der Tsetse mußte man die zwei ersten Stationen bei Nacht reisen, und als man später wieder in Distrikte kam, wo das Vorhandensein derselben zu befürchten war, ging Livingstone gewöhnlich bei Tage zu Fuß weiter und ließ durch einige seiner Leute die Ochsen bei Nacht nachbringen. Das beständige Transspirieren beim Marschieren in der heißen Sonne magerte ihn zwar sehr ab, aber um die Gegend, durch die er zog, beaugenscheinigen zu können, ertrug er standhaft die Beschwerden dieser Reiseart. Er fand das Land außerordentlich reich an allerlei nahrhaften Früchten, und ein Eingeborener aus seiner Begleitung sagte: „Hier verhungert nie jemand."

Das Land stieg mehr und mehr an, bis die Reisenden eine Hochebene, den Rücken der Bodenerhebung erreichten, welche das Becken Centralafrikas einsäumt. Wälder wechselten mit schönen Grasflächen ab, und vieles erinnerte an die Hochflächen von Lunda und Angola. Auch die Bewohner dieser Hochebene hatten ein anderes Aussehen, als die der bisher durchreisten Niederungen, indem die Batoka hier oben von milchkaffeebrauner, ihre Stammgenossen in den Niederungen aber von schwarzer Hautfarbe waren. Nach einiger Zeit hörten die Wälder auf, und die Reise ging über ein unbewohntes, sanft wellenförmiges Land, die Grenze zwischen denjenigen Batoka, welche die Oberherrschaft der Makololo anerkannten, und denen, die nichts von ihr wissen wollten. Dies war das Land, das alle Leute Livingstones wie ein Paradies beschrieben, und wo einst Sebituane sich niedergelassen, aber den Angriffen der Matebele gegenüber aus Mangel an natürlichen Verteidigungsmitteln sich nicht hatte behaupten können. Es hatte ihm namentlich wegen seines Reichtums an Korn und Viehweiden, sowie seines gesunden Klimas gefallen. Man sah hier nur einzelne, aber große, schattige Bäume hie und da über das Land zerstreut; einer derselben, ein Feigenbaum, maß 12 m im Umfang, sein Inneres war ausgebrannt und als Wohnung benützt worden, und Livingstone sah darin noch die Reste von einer Lagerstätte und einem Feuer. Hochwild gab es in

Menge: man sah in der Ferne Büffel, Elen, Kuhantilopen, Gnus und Elefanten. Löwen, die immer im Gefolge des Hochwilds sind, brüllten nachts um die Reisenden; da aber der Mond schien, war keine Gefahr. Als übrigens Livingstone eines Abends auf einem Granitfelsen stand, brüllte ihn ein Löwe von unten an, obwohl es noch hell war.

Der Anblick des immer höher ansteigenden, offenen Landes, das mit kurzem Gras bedeckt, auch da und dort mit einer Menge Klatschrosen und weißen, an unsere Schneeglöckchen erinnernden Blumen geschmückt war, hatte etwas sehr Erfrischendes. Die Temperatur war angenehm, da es, wenn auch nicht überall, doch an vielen Orten geregnet hatte. Bei dem Flusse Dila oder Mozuma zeigte Sekwebu den Ort, wo einst Sebituane wohnte, und wies auf ganze Haufen Knochen von den Ochsen, welche die Makololo schlachten mußten, nachdem sie mit großen Herden, die sie den Batoka geraubt hatten, durch ein Tsetsegebiet gekommen waren. Das Land, das damals außerordentlich reich an Rindern war, bietet nicht bloß prächtige Weiden, sondern eignet sich auch sehr wohl zum Anbau von Getreide und anderen Landeserzeugnissen, und da es schon auf dem Ostabhange des Höhenzugs liegt, so regnet es hier mehr, als in irgend einem Teile des westlichen Abhangs. Sekwebu war beauftragt, Livingstone darauf aufmerksam zu machen, daß diese Gegend vorzüglich zu einer Niederlassung geeignet wäre und der letztere, der sich hier ganz gesund fühlte, hätte auch ohne diese Empfehlung die großen Vorzüge erkannt, welche die Gegend für eine Missionsstation oder eine Niederlassung europäischer Handelsleute darbot. Aber es fehlte dazu an etwas Unerläßlichem, nämlich an Menschen, da sich die Batoka sämtlich nach den Hügeln geflüchtet hatten. Wo früher Städte und Dörfer standen, sah man, gleichsam als die einzigen Hieroglyphen dieses Landes, nur noch Mühlsteine und Quarzkugeln, mit denen man gemahlen hatte.

Indem die Karawane den östlichen Abhang des Höhenzuges hinabzog, näherte sie sich dem Gebiete derjenigen Batoka, welche, da sie die Oberherrschaft der Makololo nicht anerkannten, von diesen Rebellen genannt wurden und die Frage war nun, welche Aufnahme man bei ihnen finden werde. Der Häuptling des ersten Dorfes, das man am 4. Dezember erreichte, war höflich; als es aber dunkel wurde, kamen die Bewohner eines anderen Dorfes, und die Art ihres Auftretens ließ das Schlimmste befürchten. Zuerst wollten sie einen jungen Mann, der nach Wasser gegangen war, mit ihren Speeren töten; als ihnen dieser Mordversuch mißlang, näherten sie sich den übrigen Reisenden, und einer von ihnen brüllte, so laut er konnte, während ihm die Augen aus den Höhlen treten zu wollen schienen, Schaum seine Lippen bedeckte und sein ganzer Leib zitterte. Dieser Mensch, der sich entweder in eine angebliche prophetische Verzückung hineingesteigert hatte oder wahnsinnig war, trat, eine kleine Streitaxt in der Hand, nahe zu Livingstone, und man mußte sich auf alles gefaßt machen. Der letztere aber, der weder seine Leute noch die Fremden seine Besorgnis

merken lassen wollte, sah den Mann eine Zeitlang unverwandt an, und nachdem er durch seine Ruhe gezeigt hatte, daß er sich vor ihm nicht fürchte, winkte er dem höflichen Häuptlinge mit dem Kopfe, er möchte den tollen Burschen fortschaffen, was derselbe denn auch that, indem er ihn wegschleppte. Die Leute von dem andern Dorfe sprachen verächtlich von der kleinen Anzahl der Reisenden und riefen einander triumphierend zu: „Das ist ein ganz unerwarteter Fund für uns! Gott hat sie uns zugeteilt — sie sind verloren — was können sie ohne Schilde machen unter so vielen!“ Sie hielten die Reisenden für schlecht bewaffnet und eine leichte Beute; diese aber luden ihre Flinten und rüsteten sich zur Abwehr eines etwaigen nächtlichen Ueberfalls. Ein solcher erfolgte zwar nicht, aber als die Karawane am andern Morgen durch einen Wald zog, umschwärmten sie Scharen von Eingeborenen; doch der Häuptling des ersten Dorfes, der die Reisenden begleitete, ging voran und sprach mit den Eingeborenen, so daß jene nicht belästigt wurden.

Nur die Bewohner der Grenzdörfer benahmen sich, als stünden sie mit den Makololo auf dem Kriegsfuße. Als man weiter kam, wurde das Benehmen der Batoka oder Batonga, wie sie sich dort nennen, ein durchaus friedliches und freundliches. Sie kamen in großer Anzahl aus allen umliegenden Dörfern, freuten sich sehr über den Anblick des ersten weißen Mannes und Friedensboten und brachten Geschenke von Mais, Korn und Masuka. Ein großer Teil des Landes ist nämlich mit Masukabäumen bedeckt, und der Boden war mit den köstlichen Früchten derselben so bestreut, daß Livingstones Leute unterwegs unaufhörlich davon aßen. Die Weiber bekleideten sich hier mehr, als die in Lunda, aber die Männer gingen ganz nackt. Allen heranwachsenden jungen Leuten werden die oberen Vorderzähne ausgeschlagen, was die Eingeborenen als eine wesentliche Verschönerung betrachten. Sehr eigentümlich ist auch ihre Art zu grüßen: sie legen sich auf den Rücken, und indem sie sich von einer Seite auf die andere wälzen, schlagen sie sich auf die Hüften, um Dank und Willkomm auszudrücken. Livingstone, dem diese Begrüßungsart sehr zuwider war, wollte ihnen abwehren und rief: „Gut, gut! ich mag das nicht!“ Da sie aber meinten, er sei nicht zufrieden damit, trieben sie es noch viel toller.

Dieses Land war in den letzten Jahrzehnten von einem Eroberer nach dem andern durchzogen und ausgeplündert, namentlich alles Rindviehs beraubt worden; daher hatten die Einwohner ein banges Gefühl der Unsicherheit und sehnten sich nach einem bleibenden Frieden. Als nun Livingstone zu ihnen von Jesu, dem göttlichen Friedefürsten, redete und die Engelsworte: „Friede auf Erden und an den Menschen ein Wohlgefallen“ anführte, hörten sie sehr aufmerksam zu, faßten aber das Wort „Friede“ ganz äußerlich auf und riefen: „Wir sind des Fliehens müde, gieb uns Frieden und Schlaf!“

Als man weiter abwärts kam, wurde die Gegend sehr schön, und romantische tiefe Thäler thaten sich vor den Reisenden auf. In einem

solchen grünen, von vielen Bächen durchrieselten Thale, das reich an Hochwild war, hatte man einen jungen Elefanten getötet, und Livingstones Leute waren an einer Seite des Thals mit der Zerlegung desselben beschäftigt, während viele Dorfbewohner herbeikamen, um an dem Schmause teilzunehmen. Livingstone war beiseite gegangen, um Beobachtungen anzustellen, als er in der Ferne, am oberen Ende des Thales, ein Elefantenweibchen mit seinem Jungen erblickte. Dieses wälzte sich im Schlamme, und seine Mutter fächelte sich mit ihren riesigen Ohren. Als Livingstone sie mit seinem Glase betrachtete, sah er, wie eine lange Reihe seiner Leute an der anderen Seite erschien, und Sekwebu kam zu ihm und sagte, sie seien mit den Worten ausgezogen: „Unser Vater wird heute sehen, was für Leute er hat.“ Livingstone ging höher hinauf an der Seite des Thales, um ihr Verfahren bei der Jagd genau sehen zu können. Das arme Tier, das die Annäherung eines Feindes nicht ahnte, säugte in aller Ruhe sein Junges, das etwa zwei Jahre alt sein mochte. Hierauf traten beide in eine Grube und bestrichen sich über und über mit Schlamm, wobei das Junge um seine Mutter herumsprang, mit den Ohren klatschte und den Rüssel hin- und herwarf. Die Alte klatschte ebenfalls mit den Ohren und wedelte mit dem Schwanze, als wäre sie außerordentlich vergnügt. Jetzt begannen die Leute zu pfeifen, indem sie in ein Rohr oder in die zusammengehaltenen Hände bliesen, und riefen, um die Aufmerksamkeit des Elefanten auf sich zu ziehen: „O Häuptling, Häuptling! wir sind gekommen, dich zu töten. O Häuptling, Häuptling! noch viele außer dir werden sterben. Die Götter haben es gesagt!“ Beide Tiere richteten die Ohren empor und horchten; dann verließen sie ihr Schlammbad, während ihre Feinde schon auf sie losstürzten. Das Junge lief dem Ende des Thales zu, kehrte aber, als es dort die Männer gewahrte, zu seiner Mutter zurück. Diese stellte sich vor ihr Junges gegen die Seite, von der die Gefahr drohte und schwenkte ihren Rüssel wie zum Schutze über ihm. Oft blickte sie rückwärts nach den Männern, die unaufhörlich schrieen, sangen und pfiffen; dann sah sie wieder auf ihr Junges und ging bald neben, bald hinter ihm, als wäre ihr Gefühl geteilt zwischen dem Bestreben, ihr Junges zu schützen, und dem Verlangen, die Verwegenheit ihrer Verfolger zu bestrafen. Die Leute hielten sich etwa 100 Schritte hinter und neben ihr, bis sie ein Flüßchen durchschreiten mußte. Die Zeit, die sie brauchte, um das jenseitige Ufer zu erreichen, benützten sie, um bis an den Rand des Wassers zu kommen und aus einer Entfernung von etwa 20 m ihre Speere nach ihr zu schleudern.

Schon nach den ersten Speerwürfen waren ihre beiden Seiten rot von Blut, und nun, auf ihre eigene Rettung bedacht, schien sie ihr Junges außer acht zu lassen. Livingstone hatte Sekwebu mit dem Befehle, das Junge zu schonen, abgesandt. Ehe aber der letztere die Jäger erreichen konnte, war es in einem Gewässer, wohin es sich geflüchtet hatte, getötet worden. Der Schritt der Alten wurde allmählich langsamer, mit einem zornigen Schrei wandte sie sich um und machte einen wütenden Angriff auf

ihre Verfolger. Diese wichen nach beiden Seiten aus, und da sie ganz geradeaus lief, kam sie keinem nahe genug, um ihm einen Schaden zufügen zu können. Sie machte noch drei oder vier Angriffe, kam aber dabei nie mehr weiter als etwa 100 m. Oft blieb sie nach Ueberschreitung eines Baches stehen und blickte nach ihren Verfolgern, obgleich sie dabei immer neue Speere in den Leib bekam. Nachdem sie endlich noch einen kurzen Angriff gemacht hatte, taumelte sie infolge des großen Blutverlustes und sank tot auf die Kniee nieder. Ihre Höhe betrug am Widerrist 2 m 65 cm; jedes Ohr maß von oben nach unten 1 m 30 cm und 1 m 20 cm in horizontaler Richtung. Die Ohren des afrikanischen Elefanten sind bekanntlich dreimal so groß, als die des indischen, und Livingstone erzählt, er habe einen Eingeborenen gesehen, der unter ein solches Ohr gekrochen und unter demselben vor dem Regen vollkommen geschützt gewesen sei. Den widrigen Eindruck, den die mitangesehene Jagd auf Livingstone gemacht hatte, vermochte das gewonnene Elfenbein nicht zu verwischen, und besonders bedauerte er, daß er das Elefantenkalb nicht hatte am Leben erhalten können.

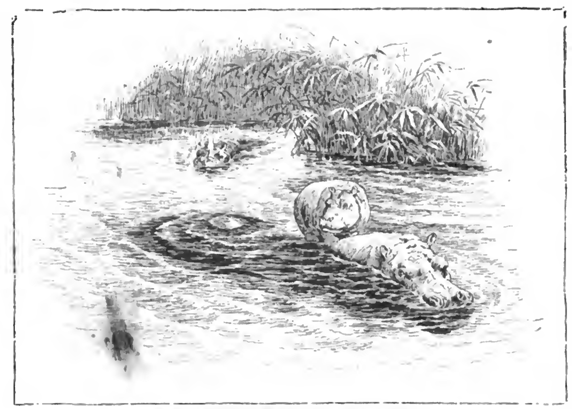
Am 18. Dezember kam man zu dem Dorfe des Häuptlings Semalembue, welches am Fuße der Hügelketten, zwischen denen der Kafue hindurchströmt und ganz nahe am Ufer dieses Flusses liegt. Man befand sich jetzt wieder ungefähr auf demselben Niveau mit Linjanti. Der Häuptling empfing die Ankömmlinge sehr freundlich, beschenkte sie mit einer Menge Mehl, Mais und Erdnüssen, und auf Livingstones Bemerkung, daß er leider seine Freigebigkeit nicht erwidern könne, antwortete er artig, er wisse ja wohl, daß die Reisenden aus einem Lande kommen, wo nichts zu haben sei. Ueber die Friedensworte, welche Livingstone zu ihm sprach, freute er sich sehr und sagte: „Jetzt werde ich viel Boden bebauen, in der Hoffnung, in Frieden zu essen und zu schlafen." Es war bemerkenswert, daß alle, zu denen Livingstone bis jetzt gekommen war, den Gedanken, in Frieden zu leben, als eine wahrscheinliche Wirkung der evangelischen Botschaft begierig ergriffen.

Semalembue geleitete die Reisenden auf einem durch die Hügel führenden Passe zu einer weiten Furt des Kafue, der hier in eine enge Schlucht tritt, aber immer noch wenigstens 200 m breit und reich an Flußpferden ist. Beim Abschiede beschenkte Livingstone den Häuptling mit einem Hemde, worüber er höchlich erfreut war.

Nachdem die Reisenden in einem Kahne übergesetzt waren, gingen sie am linken Ufer des Flusses, ganz von hohen Hügeln eingeschlossen, weiter. Jeder Fleck Landes zwischen dem Flusse und den Hügeln war bebaut, und viele Fanggruben waren angelegt, um das Getreide vor den Flußpferden zu schützen. Da diese Tiere noch nicht durch Flinten beunruhigt worden waren, so zeigten sie gar keine Scheu, als die Karawane vorüberzog. Man sah viele junge Flußpferde, nicht viel größer als Dachshunde, ihren Müttern auf dem Halse sitzen, wobei sie ihre vorwitzigen, kleinen Köpfe zwischen den Ohren der Alten emporstreckten; wenn sie größer werden, sitzen sie auf dem Widerriste der Mütter. Man schoß ein aus-

gewachsenes Weibchen, das 1 m hoch und von der Nasenspitze bis zur Schwanzwurzel 3 m 60 cm maß. Der Geschmack des Fleisches war dem des Schweinefleisches sehr ähnlich.

Viele kleine Dörfer lagen zwischen den Hügeln, als ob sich ihre Bewohner hier vor ihren Feinden verbergen wollten. Die höchsten dieser Hügel erheben sich nicht mehr als 300 m über den Fluß, sehen aber sehr hoch aus, da sie schroff emporsteigen, und schienen Livingstones Leuten, die nur an den Anblick von Ameisenhügeln gewöhnt waren, von ungeheurer Höhe zu sein; wenn er ihnen von Bergen sagte, die über die Wolken hin-



Wie das weibliche Flußpferd sein Junges trägt.

aufreichen, so hielten sie vor Staunen den Atem zurück und legten sich die Hände auf den Mund. Von der Spitze eines dieser Hügel, den Livingstone bestieg, sah er noch fünf andere Hügelketten, zwischen denen sich noch viele einzelne kegelförmige Hügel zeigten. Da er wieder an den Sambesi zu kommen wünschte, so beschloß er, die Hügel in der Richtung gegen die Mündung des Kafue in den Sambesi zu überschreiten, wozu man wegen der vielen Abhänge dieser Masse von Hügeln drei Tage brauchte.

Als die Reisenden auf die Höhe der äußeren Hügelkette kamen, bot sich ihnen ein herrlicher Anblick dar. In kleiner Entfernung unter sich sahen sie den Kafue durch eine zum Teil bewaldete Ebene nach dem Punkte seiner Vereinigung mit dem Sambesi sich hinwinden und auf der andern Seite des Sambesi zog sich eine lange Kette dunkler Hügel hin, auf deren Fuß dem Laufe des Stromes entlang eine Reihe flockiger Wolken lag.

Die Ebene unter ihnen links vom Kafue war reicher an Hochwild, als irgend eine von Livingstone bis jetzt gesehene Gegend in Afrika. Hunderte von Büffeln und Zebras grasten auf den Lichtungen, und bei Baumgruppen standen majestätische Elefanten, die in würdevoller Ruhe, nur den Rüssel bewegend, die Früchte oder Zweige der Bäume sich schmecken ließen. „Dieses Naturbild," sagt Livingstone, „hätte ich gewünscht, photographieren zu können; solche Scenen sieht man ja so selten, und infolge der weiteren Verbreitung der Feuerwaffen werden sie allmählich ganz von der Erde verschwinden. Als wir hinabkamen, fanden wir, daß sämtliche Tiere gar nicht scheu waren. Die Elefanten standen unter den Bäumen und fächelten sich mit ihren großen Ohren, als ob sie uns in einer Entfernung von 200 bis 300 m gar nicht bemerkten. Die Menge der Tiere war ganz erstaunlich; wir sahen auch ganze Scharen roter Schweine, welche stillstanden und uns verwundert angafften. Hier konnte ich mir ein Bild von der Zeit machen, als noch Megatherien ungestört in den Urwäldern lebten."

Wegen anhaltenden Regens mußten die Reisenden einige Zeit am Ufer des Tschiponga kampieren, und dort hatten sie das Unglück, unter Tsetses zu geraten. Eines Morgens setzten sie sich wieder in Marsch, aber unerwarteterweise fing es von neuem zu regnen an, und nachdem sie eine Stunde lang gewartet hatten, mußten sie, bis auf die Haut durchnäßt, in die von ihnen verlassenen Baracken zurückkehren. Seit ihrer Abreise von Seschefe war dies das erste Mal, daß sie so durchnäßt wurden, da Livingstone sich aus seinen Reiseerfahrungen gewisse Verhaltungsregeln abgeleitet hatte. Auf der Reise nach Loanda hatte er mit seinen Begleitern dem Regen getrotzt, abgesehen von dem Waten und Schwimmen durch Flüsse; jetzt aber machte er immer Halt, wenn ein Unwetter im Anzuge war. Seine Leute rissen alsbald Gras aus und machten sich ein Dach, indem sie es auf ein Gebüsch legten, und wenn er selbst, mit seinem Regenschirme in der Hand und eine Lage von Gras unter seinen Füßen, auf seinem Feldstuhle saß, blieb er ganz trocken. Auch zündeten sie große Feuer an und wärmten sich dabei, wenn das Unwetter vorüber war. Infolgedessen kamen trotz des viel größeren Personals weit weniger Krankheitsfälle vor, als auf der Reise nach Loanda. Ferner vermied jetzt Livingstone einen vollständigen Wechsel in der Kost. Auf seiner Reise nach der Westküste war er fast oder ganz ohne europäische Lebensmittel gewesen; nun aber hatte er einen Mehlvorrat bei sich, den er teils in seinem Wagen zu Linjanti, teils in dem Gepäck auf der Insel vorgefunden hatte. Davon buk er sich auf der ganzen Reise in einem extemporierten Ofen, der in einem umgestürzten Topfe bestand, sein eigenes Brot. Alles dies wirkte in Verbindung mit dem zuträglicheren Klima so wohlthätig auf sein Befinden, daß er sich jetzt vollkommen gesund fühlte.

Als man dem Sambesi näher kam, war der Boden mit breitblätterigem, dicht stehendem Buschwerk bedeckt, und der Elefanten gab es so viele, daß man mehrmals ein lautes Geschrei erheben mußte, damit sie aus dem Wege

gingen. Ein weiblicher Elefant mit drei Jungen von verschiedener Größe brach mitten durch den Zug, so daß die Leute ihr Gepäck eiligst zu Boden werfen mußten. Eine Büffelherde, die an einer offenen Stelle herbeigetrabt kam und die Ochsen der Karawane begaffte, wurde erst dadurch zum Rückzuge veranlaßt, daß Livingstone einen aus der Herde schoß, dessen Fleisch sehr wohlschmeckend war. Noch ehe man den Sambesi zu Gesichte bekam, verkündete eine Unzahl Wasservögel seine Nähe. Noch nie zuvor hatte Livingstone eine solche Fülle tierischen Lebens an und in einem Flusse gesehen, und die Barotse sagten: „Seine Fische und Vögel sind sehr fett."

Als sich die Augen der Reisenden endlich am Anblicke der großartigen Wasserfläche erfreuten, fanden sie dieselbe noch viel breiter, als oberhalb der Victoria-Fälle. Die Strömung war sehr rasch, aber das Wasser trüb und dunkelbraunrot, da die Zuflüsse des Sambesi das kurze Gras an den Ostabhängen des östlichen Höhenzugs unterwaschen und dem großen Strome Bestandteile von jenen zuführen. Auch trieb auf dem Strome eine Menge Röhricht, Strauchwerk und Baumstämme.

Die Reisenden kamen gegen zwei Meilen östlich von der Einmündung des Kafue an den Sambesi und zogen an seinem linken Ufer stromabwärts. Bald zeigten sich rechts und links Hügelreihen, welche in einer Entfernung von etwa drei Meilen dem Strome parallel laufen. Das linke oder nördliche Ufer wird von den Batonga und das südliche von den Banyai bewohnt. Die Hügel sind reich an Büffeln und Elefanten, welche auf beiden Uferseiten in Menge getötet werden. Die Eingeborenen erbauen Gerüste auf hohen Bäumen, deren Zweige über die Elefantenpfade hängen; kommt nun das Tier unter das Gerüste, so stoßen sie ihm die lange und breite Klinge eines Spießes von oben zwischen die Rippen und verstärken die Gewalt des Stoßes dadurch, daß sie den Griff des Spießes an den Baum stemmen, wodurch so tiefe Wunden entstehen, daß der Tod bald eintritt. Auch tötet man die Tiere mit einem in einem Balken steckenden Speere; man hängt nämlich den Balken an einen Baumast mit einem Seile, das mit einer auf dem Wege angebrachten Falle in Verbindung steht. Wenn das Tier auf diese Falle tritt, so fällt der Balken, und da der Speer vergiftet ist, so erfolgt der Tod nach wenigen Stunden.

Die Vegetation längs des Ufers war außerordentlich üppig und das Buschwerk so verwachsen, daß man schwer hindurchkommen konnte. Da die Eingeborenen die Flußfahrt vorzogen, so fanden sich nur schmale Wildpfade vor; übrigens versah jedes Dorf die Reisenden mit Führern, welche sie auf den gangbarsten Pfaden bis zum nächsten Dorf geleiteten. Kam man an ein solches, so sah man gewöhnlich Männer, Weiber und Kinder mit Ausjäten des Unkrauts in den Gärten beschäftigt. Mit den Ortsvorstehern wußte sich Livingstone so gut zu stellen, daß sie den Reisenden freiwillig Korn und andere Lebensmittel brachten. Ein Mann gab ihnen eine Schüssel voll Reis, der im Innern Afrikas gar nicht vorkommt, und den Livingstone in dem Lande, worin er sich jetzt befand, bei dieser Gelegenheit zum erstenmal sah.

Der Mann nannte den Reis das Korn des weißen Mannes, und als Livingstone noch mehr davon zu haben wünschte, verlangte er einen Sklaven dafür. Dies war die erste Spur des Sklavenhandels auf dieser Seite des Landes.

So war eine Zeitlang alles gut gegangen; als aber die Reisenden weiter kamen, bemerkten sie an den Eingeborenen unverkennbare Zeichen des Argwohns und feindseliger Gesinnung. Aus einem Dorfe waren fast alle Einwohner geflohen, und die wenigen Zurückgebliebenen verrieten bei der Ankunft der Karawane große Furcht; dagegen erschien von einem anderen Dorfe eine Schar Bewaffneter. Ein von der Ostküste gekommener Italiener nämlich hatte an der Spitze von 20 mit Flinten bewaffneten Sklaven stromaufwärts gelegene Inseln angegriffen, Gefangene und Elfenbein weggeschleppt und sich die Stellung eines Häuptlings unter den Eingeborenen angemaßt, weshalb er von ihnen erschlagen worden war. Für einen Mann dieser Art meinte man nun Livingstone ansehen zu müssen. Zwar gelang es ihm, den Anführer jener bewaffneten Schar eines Besseren zu belehren; aber auch auf seiner Weiterreise zeigte sich eine feindselige Gesinnung gegen ihn. Einmal wollte man ihn zum Verweilen in einem Engpasse veranlassen, wo, wie er später erfuhr, Babisa-Händler aus Mozambique ausgeplündert worden waren, und ein anderesmal suchte man die Karawane zu trennen, indem man einen einzelnen Kahn zur Flußfahrt anbot. Livingstone lehnte aber, ohne Verdacht zu zeigen, beides höflich ab.

Allmählich stellte es sich heraus, daß allerlei ungünstige Gerüchte über ihn und seine Leute im Umlauf waren. Portugiesische Händler, von den Eingeborenen Bazunga genannt, hatten sich in der Gegend umhergetrieben und waren mit den Eingeborenen in Streit geraten. In Livingstone meinte man nun einen solchen Händler zu sehen, und außerdem erinnerte man sich der Gewaltthätigkeiten räuberischer Häuptlinge, welche aus derselben Gegend wie er gekommen waren und Rinderherden geraubt hatten, deren es damals, ehe die Tsetse sich einnistete, viele im Lande gab. Sekwebu selbst hatte an jenen Raubzügen teilgenommen und erzählte Livingstone davon, sprach aber dabei leise, damit die Führer nicht merken sollten, daß er früher zu ihren Feinden gehört hatte. Der Argwohn dieser Führer trat jedoch deutlich genug hervor, indem sie zu den Leuten in den Gärten, an denen man vorbeikam, sagten: „Sie haben Worte des Friedens, sehr schöne Worte; aber nichts als Lügen, denn die Bazunga sind große Lügner!“ Sie meinten, von keinem der Fremden verstanden zu werden, aber Sekwebu entging kein Wort. Doch ließ man sie dies nicht merken und erklärte nur immer und immer wieder, daß Livingstone ein Engländer sei und die friedlichsten Absichten habe.

Am 14. Januar 1856 kam die Karawane an den Zusammenfluß des Loangwa mit dem Sambesi (15° 37′ 22″ südl. Br. 30° 32′ östl. L.) und Livingstone dankte Gott, daß er ihn so gnädig bis hierher durchgeholfen hatte. Uebrigens konnte er nicht wissen, ob er nicht bei der Ueberfahrt über den Loangwa angegriffen werden würde. Eine große Menge Eingeborener hatte sich versammelt, und obgleich sie von Freundschaft sprachen,

hielten sie sich doch von Livingstones Lager entfernt. Auch weigerten sie sich, ihm mehr als zwei Kähne zu leihen, wiewohl sie deren viele hatten.

Die Eingeborenen sagten, hier sei früher der Wohnort der mit Elfenbein und Sklaven handelnden Bazunga gewesen, und wirklich fanden sich am Vereinigungspunkte der beiden Flüsse Ueberreste einer alten portugiesischen Niederlassung, welche, wie sich später ergab, den Namen Zumbo geführt hatte. Livingstone wanderte durch die Ruinen steinerner Häuser, die schon mit Bäumen überwachsen waren, und entdeckte die Reste einer Kirche, sowie eine zerbrochene Glocke mit dem Jesuitenzeichen; auch waren die Mauern eines kleinen Forts an dem jenseitigen hohen Ufer des Sambesi noch sichtbar. Der Platz war für den Handel offenbar sehr geeignet; warum aber die Portugiesen ihn verlassen hatten, wollten oder konnten die Eingeborenen nicht sagen. Das zweideutige Benehmen der letzteren erweckte in Livingstone schwere Besorgnisse, und wenn er die Möglichkeit, am andern Tage von den Wilden erschlagen zu werden, erwog, so schmerzte ihn namentlich auch der Gedanke, daß in diesem Falle seine Entdeckung der zwei gesunden Höhenzüge für die Christenheit, also für die Christianisierung und Civilisation dieses Teiles von Afrika verloren gehen würde. Aber neues Vertrauen auf den Herrn erfüllte ihn, als er in seinem Zelte wieder einmal die gewichtigen Schriftworte las: „Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden. Darum gehet hin, und lehret alle Völker, und taufet sie auf den Namen des Vaters, und des Sohnes, und des heiligen Geistes; und lehret sie halten alles, was ich euch befohlen habe. Und siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende."

Am Morgen des nächsten Tages versammelten sich die Eingeborenen aus der Umgegend bewaffnet um das Lager der Karawane; Weiber und Kinder wurden fortgeschickt. Man lieh den Reisenden nur einen einzigen Kahn, obgleich diese noch zwei andere am Ufer angebunden sahen. Der Punkt, an dem sie übersetzten, war noch fast eine halbe Stunde von dem Zusammenfluß entfernt, und da hoher Wasserstand war, so schien der Loangwa etwa eine Viertelstunde breit zu sein. Zuerst ließ Livingstone das Gepäck, hierauf das noch übrige Vieh und dann seine Leute auf eine im Fluß liegende Insel schaffen. Er selbst wollte der letzte sein, der den Kahn bestieg. Während er nun am Ufer wartete, stand die ganze Zeit über eine Anzahl bewaffneter Eingeborener in seiner Nähe, denen er, um sie zu beschäftigen, seine Uhr, seine Lupe und andere Dinge zeigte. Als er sich endlich anschickte, mit den letzten seiner Leute, den Kahn zu besteigen, dankte er den Umstehenden für ihre Freundlichkeit und wünschte ihnen Frieden. So kam er unbelästigt von den Eingeborenen über den Fluß, welche wahrscheinlich nur zur Gegenwehr hatten bereit sein wollen, falls er etwa damit umging, Weiber und Kinder zu rauben; hatten sie doch allen Grund, den Weißen nicht zu trauen. Livingstone aber dankte Gott, daß er im Frieden von ihnen scheiden konnte.

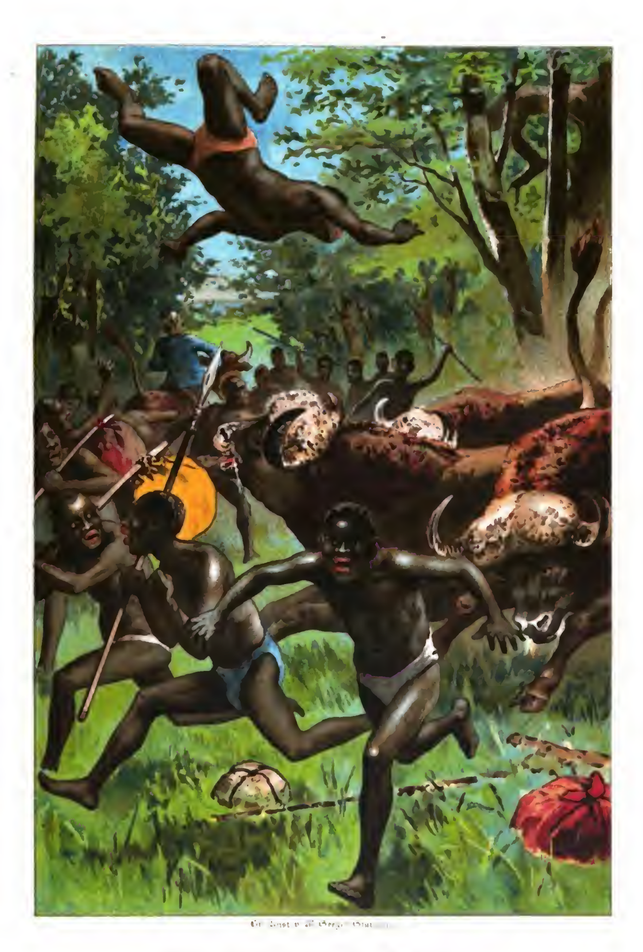
Die Reise wurde nun dem Sambesi entlang fortgesetzt. Die Tsetse und steile Pfade hatten zwei Reitochsen das Leben gekostet, und wenn der kleine,

den Livingstone jetzt ritt, auch noch zu Grunde ging, so mußte er zu Fuß weiterreisen. Während die Karawane eines Tages unter Bäumen hinzog, durchbrachen plötzlich drei Büffel die Linie. Als Livingstone, dessen Ochse augenblicklich davongaloppierte, rückwärts schauen konnte, sah er einen seiner Leute in der Luft etwa 5 Fuß über einem Büffel, welcher, an der Seite stark blutend, davonrannte. Livingstone eilte auf den armen Burschen zu und fand, daß derselbe auf das Gesicht gefallen war; obgleich aber der Büffel ihn etwa 20 Meter weit auf den Hörnern getragen hatte, ehe er ihn in die Höhe schleuderte, so war doch weder seine Haut irgendwie verletzt noch ein Glied gebrochen. Bei der Erscheinung der Büffel hatte er seine Last abgeworfen und einen derselben in die Seite gestochen; dieser wandte sich alsbald gegen ihn und bemächtigte sich seiner, ehe er sich hinter einen Baum retten konnte.

Am dritten Tage nach der Fahrt über den Loangwa sah Livingstone zu seiner Freude einen Mann mit Jacke und Hut von einer Insel des Sambesi herüberrudern. Es war ein Schwarzer, der von der portugiesischen Niederlassung Tete herkam. Erst von ihm erfuhr man, daß diese auf dem anderen Flußufer liegt und die Portugiesen seit zwei Jahren Krieg mit den Eingeborenen führten. Er riet den Reisenden, ohne Verzug über den Fluß zu setzen, da der gefürchtete Mpende auf dieser Seite wohne. Schon früher waren sie vor diesem Häuptlinge, der keine weißen Männer vorüberziehen lasse, gewarnt worden. Livingstone wäre daher dem Rate des Schwarzen gern gefolgt und bat ihn, ihm seine Kähne zu leihen; aber aus Furcht, die Herren des Flusses dadurch zu beleidigen, weigerte sich der Mann. Auch andere Versuche, über den Sambesi zu gelangen, waren vergeblich; denn obgleich die Eingeborenen sich freundlich und freigebig gegen die Reisenden zeigten, so wollte doch niemand sie übersetzen, da man Mpendes Zorn fürchtete, wenn man ihm die Fremden entzöge. So blieb nichts übrig, als auf dem linken Ufer zu bleiben und auf jede Gefahr hin dem gefürchteten Häuptling entgegenzugehen.

Als die Karawane am 22. Januar bei Mpendes Dorfe ankam, ließ er sogleich fragen, wer die Ankömmlinge seien. Diese Frage wurde an die vom letzten Dorfe mitgebrachten Führer gerichtet und ihnen zugleich befohlen, nach ihrem Dorfe zurückzukehren und ihre Herren herbeizurufen. Die Reisenden selbst würdigte man keines Wortes, und als nachts einige Batoka in das Dorf gingen und um Lebensmittel baten, ging ein Mann um sie herum und brüllte wie ein Löwe. Hierauf forderten die Dorfbewohner sie auf, ihnen zu huldigen, und als sie dies thaten, ließ der Häuptling ihnen statt der Nahrungsmittel Spreu vorwerfen.

Am andern Morgen erschien bei Sonnenaufgang eine Anzahl Dorfbewohner, welche seltsame Töne ausstießen und einen hellroten Gegenstand gegen das Lager schwenkten. Hierauf zündeten sie ein Feuer an, worein sie Zaubermittel warfen, und dann entfernten sie sich wieder, indem sie dieselben häßlichen Töne wie bei ihrem Kommen hören ließen. Damit wollten sie die Fremden machtlos machen und wahrscheinlich auch erschrecken. Von



Der unterbrochene Reisezug.

der Morgendämmerung an hatte man Scharen Bewaffneter von allen Seiten sich sammeln sehen, und viele zogen am Lager vorüber, so lange es noch dunkel war. Sie beabsichtigten offenbar, die Reisenden anzugreifen; da aber umzukehren ebenso gefährlich gewesen wäre, wie weiterzuziehen, so beschloß Livingstone zu warten, im Vertrauen auf Den, der alle Herzen in seiner Hand hat. Uebrigens zweifelte er nicht, daß bei einem feindlichen Zusammenstoße seine Leute den Sieg davontragen würden, da kein Volksstamm am Sambesi es im Fechten den Makololo gleich that. Auch wünschten seine Leute lebhaft, daß es zum Kampfe käme und freuten sich schon darauf, daß die Gefangenen, die sie machen würden, ihnen das Elfenbein tragen müßten, sowie auf die Aussicht, Korn und Kleider in Menge zu bekommen. Das Verlangen nach letzteren war ihnen nicht zu verübeln, da infolge der Regengüsse und des Wanderns durch dorniges Buschwerk die Kleider ihnen stückweise vom Leibe gefallen waren und die wohlgekleideten Anwohner des Sambesi mit Geringschätzung auf ihre Lumpen blickten. „Du hast gesehen," sagten einige seiner Leute zu Livingstone, „wie wir Elefanten erlegten; jetzt wollen wir dir zeigen, wie wir Männern zu Leibe gehen."

Nachdem man lange in Spannung erhalten worden war und die um das Lager schleichenden Spione auf keine Frage, die man an sie richtete, Antwort gegeben hatten, erschienen endlich zwei alte Männer und fragten, wer die Fremden seien. Als Livingstone erwiderte, er sei ein Lekoa, d. h. ein Engländer, sagten sie: „Einen Stamm dieses Namens kennen wir nicht; wir vermuten, ihr seid Bazunga, mit deren Stamme wir gekämpft haben." Livingstone zeigte ihnen seine Haare und seine Haut auf der Brust, mit der Frage, ob die Bazunga eben solche Haare und solche Hautfarbe haben. Da nun die Portugiesen ihr Haar kurzschneiden und auch eine etwas dunklere Hautfarbe haben, so antworteten sie: „Nein, wir sahen noch nie eine so weiße Haut, wie die deinige — du mußt zu dem Stamm gehören, der die Schwarzen lieb hat." Natürlich bejahete Livingstone dies mit Freuden. Hierauf kehrten sie in ihr Dorf zurück, wo zwischen Mpende und seinen Räten eine lange Unterredung stattfand, deren Ergebnis der Beschluß war, die Fremden in Frieden ziehen zu lassen.

Sobald Livingstone dies erfuhr, schickte er Sekwebu zu Mpende, mit dem Auftrage, wegen des Kaufs eines Kahns zu unterhandeln, da einer seiner Leute sehr krank geworden war und durch Unterbringung desselben in einem Kahne seine Gefährten erleichtert werden sollten. Ehe Sekwebu noch ausgeredet hatte, sagte Mpende: „Dieser weiße Mann ist gewiß einer von unseren Freunden; sieh doch, wie er mir seine Not klagt!" Diese Wendung benützend, antwortete Sekwebu: „Ach, wenn du ihn so gut kenntest, wie wir, so wüßtest du, daß er deine Freundschaft hoch schätzt, und da er fremd ist, so verläßt er sich auf dich."

„Gut," entgegnete Mpende, „er muß nach dem anderen Ufer hinüber, denn dieses hier ist bergig und rauh, und der Weg nach Tete ist hier länger als drüben."

„Aber wer wird uns hinüberbringen, wenn du es nicht thust?"

„Niemand; hättest du es mir doch früher gesagt! Aber ihr sollt hinüber kommen."

Mpende hielt Wort und ließ am anderen Tage den Bewohnern einer großen Insel befehlen, die Reisenden überzufahren. Da aber der Fluß hier 1200 Meter breit ist, so konnten nicht mehr alle vor Nacht übergesetzt werden. Daher landeten sie zuerst auf einer Insel, und um nicht hintergangen werden zu können, zogen sie die Kähne ans Land und schliefen darin. Am nächsten Morgen erreichten sie sodann wohlbehalten das rechte Ufer des Sambesi, und sehr erfreut hierüber sandte Livingstone, da er nichts Besseres zu geben hatte, Mpende einen seiner zwei Löffel und ein Hemd als Zeichen der Dankbarkeit. Bald darauf fand er auch Gelegenheit, seine Leute für ihre getäuschte Hoffnung auf neue Kleider wenigstens teilweise zu entschädigen, indem er für sie von eingeborenen Händlern amerikanischen Calico gegen zwei kleine Elefantenzähne eintauschte.

Bald nötigte anhaltender Regen die Reisenden, ganze Tage zu rasten oder sich nur auf kurze Märsche zu beschränken, so daß sie sehr langsam vorwärts kamen; aber sie befanden sich in einer sehr fruchtbaren Gegend, und das gute Abkommen mit Mpende wirkte so günstig auf die anderen Häuptlinge, deren Dörfer sie berührten, daß sie überall freundlich aufgenommen und auch ohne Gegengeschenk reichlich mit Lebensmitteln versorgt wurden. Die Bewohner dieses Landstrichs bauten ihre Hütten in Gärten auf Gerüsten, um sich vor Löwen und namentlich vor den gefleckten Hyänen zu schützen, die sich gern an Schlafende heranschleichen und sie anfressen, manchmal auch Kinder fortschleppen.

Den Lockungen des Sklavenhandels hatten die Leute hier nicht zu widerstehen vermocht. „Alle Sklaven in Tete," sagte einer, „sind unsere Kinder; die Bazunga haben auf unsere Kosten eine Stadt erbaut." Livingstones Frage, ob sie denn nicht den ihnen dafür angebotenen Preis angenommen haben, bejahten sie sogleich, setzten aber hinzu, man habe unrecht gethan, sie in eine so schwere Versuchung zu führen. Von den Engländern sprachen sie als von Feinden des Sklavenhandels mit großer Achtung, welche denn auch Livingstone gezollt wurde.

Indessen war der Sambesi infolge heftiger Regengüsse über seine Ufer getreten; auch seine Nebenflüsse waren überfüllt, und es kostete die Reisenden soviel Zeit, über jedes dieser Flüßchen eine Furt zu suchen und dann immer wieder zum Sambesi zurückzukehren, daß Livingstone beschloß, den letzteren ganz zu verlassen, worin er durch die Nachricht noch bestärkt wurde, daß von mehreren Häuptlingen weiter unten am Flusse ein hoher Tribut für den Durchzug durch ihr Gebiet gefordert werde. In südöstlicher Richtung ging jetzt die Reise bald durch dichtes Gestrüpp, bald über offene mit Mopane-Bäumen geschmückte Ebenen, bald durch schöne Wälder, welche, wie immer nach Beginn der Regenzeit, von zahllosen Insekten mit grünen, goldgelben, krystallhellen, hochroten und schwarzen Flügeln wimmelten.

Die Dörfer der Banyai, durch deren Land man reiste, waren nicht zahlreich, die Einwohner aber freundlich und trotz ihrer Befangenheit im finsteren Aberglauben für religiöse Belehrung nicht unzugänglich. Sie beteten zu verstorbenen Häuptlingen und Verwandten; der Gedanke, Gott anzurufen, schien ihnen ganz neu zu sein, aber als Livingstone es in ihrer Mitte that, hörten sie mit Ehrfurcht zu. Bei der Jagd auf einen alten männlichen Elefanten, welche Livingstones Leute aus Verlangen nach Fleischkost unternahmen, schüttete ein Banyai den ganzen Inhalt seiner Tabaksdose als Opfergabe für die Barimos, d. h. die Geister der Verstorbenen, an einen Baum, damit sie Glück zu der Jagd verleihen möchten, und ein anderer rief sie laut darum an. Livingstone ehrte diesen Glauben an unsichtbare Wesen, betete aber, daß sie doch den gütigen Vater im Himmel kennen lernen möchten, dessen Kinder wir alle sind. Seine eigenen Leute sahen die Sache schon anders als die Banyai an und sagten nach Erlegung des Elefanten: „Gott gab ihn uns; er sprach zu dem alten Tiere: Geh' dahin! Menschen kommen, die dich töten und essen werden" In diesem Lande bestanden bereits Wildgesetze, wornach ein erlegtes Wild zum Teil dem Eigentümer des Bodens, wo es niederfiel, gehörte und nicht ohne dessen Erlaubnis zerlegt werden durfte. Da nun der Häuptling, auf dessen Grund und Boden der Elefant gefallen war, weit entfernt wohnte, so erschienen seine Bevollmächtigten erst spät am Abende des folgenden Tages, um mit den Jägern die Beute zu teilen. Indessen hatte sich eine erstaunliche Menge Hyänen gesammelt, welche zwei ganze Nächte lang ihr unheimliches Lachen hören ließen, und Livingstones Leute sagten: „Sie lachen, weil wir den Elefanten nicht ganz aufzehren können, und sie sich ebenso satt essen werden, als wir selbst."

Obgleich die Reisenden sich jetzt den portugiesischen Niederlassungen näherten, war das Land immer noch sehr reich an Hochwild, namentlich Büffeln, Antilopen und Schweinen. Auch sah man große Löwen, und nichts hinderte die Zunahme dieser furchtbaren Tiere; denn die Eingeborenen töteten sie nicht, weil sie glaubten, daß die Seelen ihrer Häuptlinge in dieselben fahren, ja, daß auch ein lebender Häuptling sich in einen Löwen verwandeln, als solcher, wenn er wolle, töten, und dann wieder menschliche Gestalt annehmen könne, daher wandten sie beim Anblick eines Löwen die bei ihnen übliche Begrüßungsweise an, indem sie in die Hände klatschten. Infolge dieser abergläubischen Scheu waren die Löwen so häufig, daß man auf den Bäumen kleine Hütten sah, worin die Eingeborenen schliefen, wenn sie außerhalb ihrer Dörfer übernachteten.

Wie in der Nähe von Angola, forderten auch in der an Tete grenzenden Gegend die Häuptlinge von den Reisenden Durchzugstribut. Um diesen zum Teil sehr hoch gespannten Forderungen zu entgehen, vermied Livingstone, der fast nichts mehr zu geben hatte, an den letzten Reisetagen alle Dörfer und begnügte sich samt seinen Leuten mit den Nahrungsmitteln, welche Wald und Busch boten; einmal jedoch wurde die Karawane entdeckt und mußte, um im Frieden weiterziehen zu können, zwei kleine Elefantenzähne opfern. Um Tete zu erreichen, mußte man jetzt noch durch eine sehr

steinigte, pfadlose Gegend wandern, und Livingstone war am Abende des 2. März so erschöpft, daß er etwa drei Stunden vor dem Ziele Halt machte, die Empfehlungsbriefe des Bischofs von Angola und anderer an den Kommandanten von Tete voraussandte und sich dann niederlegte.

Um zwei Uhr morgens wurde er von zwei portugiesischen Offizieren und einer Compagnie Soldaten geweckt, welche kamen, um ihm das Geleite nach Tete zu geben. Sie brachten alle Erfordernisse zu einem guten europäischen Frühstücke mit, und dem ausgehungerten Livingstone mundete dieses Frühstück so trefflich, wie noch nie eines zuvor. Seine erschrockenen Gefährten, die sich für Gefangene hielten, beruhigte er bald, und neu gestärkt legte er die noch übrigen drei Stunden ohne Ermüdung zu Fuß zurück, wiewohl der Weg so steinigt war, daß einer der Offiziere zu ihm sagte: „Ein solcher Weg kann einem die Seele aus dem Leibe reißen."

Das am südlichen Ufer des Sambesi gelegene Tete bestand damals außer dem kleinen Fort und einer Kirche aus etwa dreißig steinernen mit Schilf bedeckten Häusern und gegen 1200 Hütten der Eingeborenen, die sich größtenteils außerhalb der den Ort umgebenden 4 m hohen Mauer befanden, und zählte außer der Garnison kaum zwanzig portugiesische Einwohner. Es war nur noch ein Schatten von dem, was es gewesen war. In früheren Zeiten wurden bedeutende Quantitäten Getreide, wie Weizen, Hirse und Mais, sodann Kaffee, Zucker, Oel und Indigo, außerdem Goldstaub und Elfenbein ausgeführt. Der Feldbau und die Goldwäscherei in mehreren Flüssen wurde von Sklaven besorgt, deren die Portugiesen eine große Anzahl hatten; da aber viele Kaufleute im Sklavenhandel ein Mittel, schneller reich zu werden, fanden, so setzten sie die Sklavenausfuhr solange fort, bis sie keine Arme zur Arbeit und Verteidigung ihres Besitztums mehr hatten, und so wiederholte sich bei ihnen die Geschichte von der Henne und den goldenen Eiern. Auch Reibungen und Kriege mit den umwohnenden Stämmen, die eben erst beendigt worden waren, hatten zum Verfall der Kolonie beigetragen.

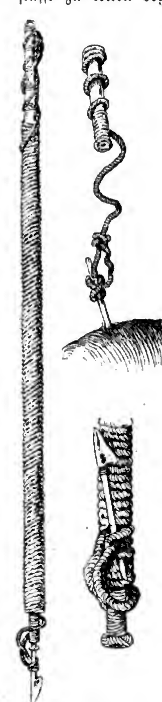
Der Kommandant von Tete, Major Sicard, empfing Livingstone aufs freundlichste, that alles, was in seiner Macht stand, zur Kräftigung des durch Hitze und dürftige Kost ungemein abgemagerten Mannes, und da der März noch zu der ungesunden Jahreszeit in Quilimane gehörte, so riet er ihnen bis zum nächsten Monat bei ihm zu bleiben. Livingstones Leute beschenkte der Kommandant mit einem reichlichen Vorrat Hirse und quartierte sie in ein ihm gehöriges Haus ein, bis sie sich selbst Hütten bauen konnten. Ferner versah er sie mit Kleidungsstücken, und da Livingstone die meisten derselben hier zurücklassen mußte, so wies ihnen der Major ein Stück Land zum Kornbau an; auch sollten sie mit seinen Dienern auf die Elefantenjagd gehen und für das Elfenbein und das getrocknete Fleisch Waren eintauschen, damit sie Sekeletu etwas mitbringen könnten. Sie waren über seine Freigebigkeit sehr erfreut, und alsbald machten sich sechzig bis siebzig ans Werk. Livingstone drang in den Major, sich für seine großen Ausgaben mit Elfenbein bezahlt zu machen, aber er schlug großmütig alles aus.

Nachdem Livingstone einen Monat, den er zu Ausflügen in die Umgegend benützte, auf den Beginn der gesunden Jahreszeit in Quilimane gewartet hatte, wollte er seine Reise fortsetzen, als am 4. April ein plötzlicher Temperaturwechsel eintrat und er selbst, sowie der Kommandant und fast alle Bewohner seines Hauses von heftigem Fieber befallen wurden. Unter Anwendung seiner gewöhnlichen Mittel erholte sich Livingstone bald, aber bei Major Sicard und seinem kleinen Knaben hielt die Krankheit viel länger an, und da kein Arzt in Tete war, so freute sich Livingstone, die Stelle eines solchen bei dem Kranken vertreten und damit wenigstens einen kleinen Teil seiner Dankesschuld abtragen zu können. Als der Major sich wieder erholt hatte und Livingstone sich selbst kräftig genug zur Weiterreise fühlte, bereitete sich dieser zur Fahrt auf dem Sambesi stromabwärts vor. Eine Anzahl seiner Leute war auf der Elefantenjagd, andere trieben Handel mit Brennholz, wie früher ihre Landsleute in Loanda. Livingstone wählte sechzehn derselben aus, die mit Kähnen umzugehen wußten, und hätte mehr mitgenommen, wenn er nicht erfahren hätte, daß wegen Regenmangels die Ernte bei Quilimane ausgeblieben und Tausende, meistens Sklaven, verhungert seien. Der gütige Kommandant lieh ihm ein bequemes Boot und verschaffte ihm drei große Kähne, die mit Waren von Senna gekommen waren, versah ihn aufs reichlichste mit Lebensmitteln für die Reise, gab ihm Lieutenant Miranda mit einer Anzahl Soldaten zur Begleitung bis an die Küste mit und sandte Briefe an seine Freunde Ferrao, Isidore, Asevedo und Nunes, worin er sie bat, den Ankömmling so zu behandeln, als wenn er es selbst wäre.

Von der innigsten Dankbarkeit gegen seinen Wohlthäter erfüllt, schiffte sich Livingstone am 22. April auf dem Sambesi ein und erreichte nach vier Tagen Senna, ein armseliges, mit einem kleinen Fort versehenes Dorf, dessen halbverfallene Häuser und Ruinen eines Klosters und einer Kirche nur noch andeuteten, was es früher gewesen sein mochte. Die portugiesische Herrschaft stand hier auf so schwachen Füßen, daß die das Gebiet von Senna bis zur Küste innehabenden Sulu oder Landin, wie man sie dort nennt, von den Bewohnern Sennas einen jährlichen Tribut erhoben, wovon der größte Teil auf die wenigen reichen Kaufleute fiel. Die Einziehung dieses Tributs konnte der Kommandant nicht verhindern, da seine aus Mischlingen von Portugiesen und Schwarzen bestehende Miliz ihn und seine Offiziere im Stiche ließ, sobald es galt, den gefürchteten Landins ernstlich entgegenzutreten.

Von dem Kommandanten Isidore und einem andern Portugiesen, Namens Ferrao, reichlich mit Lebensmitteln versorgt, setzte Livingstone seine Fahrt stromabwärts fort. Bis Senna erheben sich aus den Ebenen zu beiden Seiten des Sambesi verschiedene Berge und Höhenzüge, welche gesund und stark bevölkert sind; als nun aber die Reisenden weiter stromabwärts kamen, verschwanden allmählich die Anhöhen und nach verschiedenen Himmelsrichtungen sahen sie nichts als flaches, düsteres Waldland. Der vielfach gewundene inselreiche Strom war so breit geworden, daß sie oft

keines der beiden Ufer unterscheiden konnten. Endlich erreichten sie die Spitze des Stromdeltas oder den Punkt, wo der Sambesi sich in fünf Hauptausflüsse zu teilen beginnt. Es gab hier eine Menge Flußpferde, und bei einem Dorfe war Livingstone Zeuge davon, wie die Landins diese Tiere jagen. Sie harpunierten ein Flußpferd mit einer Lanze mit Widerhaken, an der ein 5—7 m langes Seil mit einer aufgetriebenen Blase befestigt war, verfolgten das untertauchende Tier in ihren Kähnen, um noch mehr Harpunen bei ihm anzubringen, wenn es heraufkam, um Atem zu schöpfen, bis es ihnen endlich gelang, das entkräftete Tier zu töten. Ihr Verfahren hatte also große Aehnlichkeit mit der Walfischjagd.


Flußpferdlanze.

Da die Wasserstraße nach Quilimane durch die Verstopfung des Mutu, den man früher von dort aus in großen Kähnen hatte befahren können, unterbrochen war, so mußten die Reisenden das Boot und die Kähne in Mazaro zurücklassen und das Gepäck etwa drei Meilen weit zu Lande fortschaffen. In Mazaro wurde Livingstone von heftigem Fieber befallen, welches dadurch noch gesteigert wurde, daß man in der heißen Sonne zwischen hohem Grase gehen mußte, das den schmalen Pfad einschloß und der Luft den Zugang wehrte. Sein Pulsschlag wurde so heftig, daß es ihm war, als ob er Stöße an den Kopf bekäme, und Leber und Milz schwollen bedeutend an. In Interra bot ihm der gastfreundliche Portugiese Asevedo sein großes Segelboot an, das ein Häuschen auf seinem Hinterteil hatte. Mit Freuden nahm Livingstone dieses Anerbieten an und ließ sich sogleich auf das Boot bringen, das mitten im Quilimane lag, und auf dem er vor den zahllosen Muskitos geschützt war. Auf diesem bequemen Fahrzeuge fuhr er den Quilimane hinab und erreichte am 26. Mai die portugiesische Station gleichen Namens, ein auf einer großen Schlammbank erbautes Dorf mit Häusern aus Backstein und Lehm, welches, von ausgedehnten Moräften und Reisfeldern umgeben, sehr ungesund ist (17° 53′ 8″ südl. Br., 36° 40′ östl. L.).

Hier wurde Livingstone von Oberst Nunes aufs freundlichste aufgenommen und erfreute sich im Hause desselben der herzlichsten Gastfreundschaft. Nachdem er Jahre lang nichts von seiner Familie gehört hatte, diente ihm ein Brief des Admirals Trotter, der ihm das Wohlbefinden seiner Frau und seiner Kinder meldete, zu großer Beruhigung. Die englische Brigg „Frolic“ hatte im vorigen November nach ihm fragen lassen, und der Kapitän hatte verschiedene Weine und der

Schiffsarzt zur Vorsorge als Mittel gegen das Fieber eine Unze Chinin für ihn zurückgelassen, — Liebeszeichen, die ihn außerordentlich erfreuten. Aufs schmerzlichste aber wurde er von der Nachricht ergriffen, daß der Kapitän Mac Lune, Lieutenant Woodruff und fünf Mann von der Brigantine „Dart", als sie auf einem Boote Livingstone in Quilimane abholen wollten, an der Barre, über die der Fluß sich in das Meer ergießt, ertrunken waren. Der Tod dieser wackern Männer erschütterte ihn so tief, daß er sagt, er glaube, für sie zu sterben wäre ihm leichter gewesen, als der Gedanke, daß ihr Versuch, ihm einen Dienst zu leisten, sie das Leben gekostet habe.

Vier Jahre waren nun vergangen, seitdem er von der Kapstadt aus seine große Reise nach der West- und Ostküste angetreten hatte. Wenn er jetzt diesen Zeitraum überblickte, welch lange Reihe der mannigfaltigsten Bilder zog an seinem Geiste vorüber! „Zu meinen Entdeckungen," sagt er, „gehört auch die, daß es viele gute Menschen in der Welt giebt, und demutsvoll danke ich Gott, der in jeder Lage gnädig über mir wachte und die Herzen der Schwarzen und Weißen zu meinen Gunsten lenkte." Blickte er bis zum Anfang seines Aufenthalts in Afrika zurück, so fand er in seinen Erlebnissen und in der ganzen Konstellation der Verhältnisse deutliche Spuren göttlicher Führungen. „Wenn," sagt er, „der Leser bedenkt, wie ich, als ich die Bakuena lehrte, zum Beginne meiner Forschungsreisen veranlaßt wurde, so wird er die Hand der Vorsehung darin erkennen. Ehe noch Moffat den Betschuanen die Bibel in ihrer Sprache gab, zog Sebituane nach dem Norden, verbreitete diese Sprache in einem Lande, das größer als Frankreich ist, und rottete zu gleicher Zeit blutgierige Horden aus, unter die kein Weißer sich hätte wagen können, ohne seinen Schädel zur Zierde ihrer Dörfer preiszugeben. Damit eröffnete er mir und hoffentlich auch der Bibel den Weg. Sodann, als ich in Kolobeng durch die anhaltende entsetzliche Dürre den Erfolg meiner Arbeit so sehr beeinträchtigt sah, konnte ich das Walten der Vorsehung nicht begreifen; als aber die Dürre und die Boers mich nötigten, mich anderswo umzusehen und ein neues Land im Norden zu erschließen, da wirkte der Geist Gottes auf die Herzen der Heiden, daß sie mir geneigt wurden. Wäre ich nun aber zuerst nach der Ostküste gereist, wozu der Lauf des mächtigen Sambesi einzuladen schien, so wäre ich nach Tete zu einer Zeit gekommen, um die der Krieg daselbst am heftigsten wütete, während ich so gerade nach Beendigung desselben dort eintraf. Und wiederum, als ich Loanda erreicht hatte, rettete mich der Entschluß, nach Linjanti zurückzukehren, vor dem Schicksale, welches meine Papiere auf dem „Forerunner", der bei Madeira unterging, hatten. Endlich hat Setschele unaufgefordert seine Leute unterrichtet und an ihnen alles gethan, was ich zu thun verhindert war; ich aber habe Forschungen angestellt, die früher ganz außer meinem Plane lagen, und ein neues Gebiet ist nun teilweise dem Christentume geöffnet. In allem diesem erkenne ich die Hand Gottes, und ich hoffe demütig, daß sie mich auch ferner leiten wird, in Afrika Gutes zu wirken."



Livingstone sucht sich den Huldigungen des Publikums zu entziehen.

11. Rückkehr nach England und Aufenthalt daselbst.

1856—1858.

Abfahrt von Quilimane. — Sekwebus tragisches Ende. — Ankunft in London. — Frohes Wiedersehen. — Ehrenbezeugungen auf Ehrenbezeugungen. — Ernennung zum englischen Konsul in Quilimane und Chef einer Expedition. — Audienz bei der Königin. — Ein festliches Abschiedsmahl.

Nachdem Livingstone in Quilimane sechs Wochen gewartet und in dem gastlichen Hause des Obersten Nunes sich von seinem Fieber teilweise erholt hätte, kam die englische Brigg „Frolic" und brachte ihm vom Agenten der Missionsgesellschaft in der Kapstadt 150 Pfund für die Heimreise und alles, was ihm sonst noch fehlte; auch ließ ihm der Admiral am Kap freie Ueberfahrt nach der Insel Mauritius anbieten, was er dankbar annahm. Um seine Leute, die in Tete auf seine Rückkehr warten sollten, mit Kleidern zu versehen, verkaufte er zehn kleinere Elefantenzähne. Die noch übrigen zwanzig großen übergab er dem Obersten Nunes, mit der Bitte, sie im Fall seines Todes zu verkaufen und den Erlös seinen Leuten einzuhändigen; sollte er aber am Leben bleiben, so wollte er die von Sekeletu bei ihm bestellten Waren in England kaufen und sich nach seiner Rückkehr mit dem Erlös aus dem Elfenbein bezahlt machen.

Von seinen Leuten hatte er acht bis Quilimane mitgenommen, und diese durften ihn jetzt nach der noch über zwei Meilen von dort entfernten Küste begleiten, um das Meer zu sehen. Gern wären sie mit ihm nach England gereist; hatte ja Sekeletu beim Abschiede gesagt, es solle keiner seiner Leute zurückkehren, ehe sie Ma Robert getroffen hätten und zurückbringen könnten. Aber Livingstone stellte ihnen vor, wie gefährlich der Wechsel des Klimas und der Nahrung für sie sein würde, und hieß sie in Tete mit ihren Genossen auf seine Rückkehr warten. Der letzte, der ihn verließ, war sein Diener. Dieser bat so dringend, ihn an Bord zu nehmen, daß Livingstone es sehr bedauerte, der Kosten halber seinen Wunsch nicht

erfüllen zu können. Er sagte zu ihm: „Du könntest sterben, wenn du in ein so kaltes Land kämest.“ — „Das thut nichts,“ antwortete er, „laß mich zu deinen Füßen sterben!“

Der Einzige, den Livingstone mitnahm, war Sekwebu, der ihm durch seinen gesunden Verstand, seinen Takt und seine Kenntnis der Sprache derjenigen Stämme, durch die sie gereist waren, sehr wichtige Dienste geleistet hatte. Abgesehen davon, daß es Sekeletu hätte beleidigen können, wenn gar keiner seiner Leute nach England mitgenommen worden wäre, fühlte sich Livingstone dem treuen Sekwebu zum lebhaftesten Danke verpflichtet und wollte ihm daher die Freude machen, die civilisierte Welt durch eigene Anschauung kennen zu lernen und nach seiner Rückkehr seinen Landsleuten davon erzählen zu können.

Als am 12. Juli die beiden Reisenden zu der Brigg gerudert werden sollten, war das Meer an der Barre selbst in den Augen erfahrener Seeleute fürchterlich, und der Kapitän hatte deshalb außer der Pinasse, welche Livingstone und sein Gefährte bestiegen, für den Fall eines Unglücks auch noch den Kutter gesandt. Die Wogen gingen so hoch, daß, als sich der Kutter in einer Mulde zwischen zwei Wellen befand und die Pinasse in einer anderen, die Reisenden den Mast des ersteren nicht mehr sahen. Jetzt wurde die Pinasse auf den Kamm der vor ihr aufgetürmten Woge gehoben, glitt dann wieder hinab und schlug so heftig auf das Wasser, als ob sie auf dem Meeresgrunde aufgeprallt wäre. Drei Sturzwellen gingen über die Pinasse; vor jeder zogen die Matrosen ihre Ruder ein, und jede überschüttete das ganze Fahrzeug, so daß man meinen konnte, es sinke unter; aber es ging nur unter dem Gipfel der Woge durch, kam auf der anderen Seite wieder heraus, glitt von der Höhe hinab, und ein Matrose schöpfte das Wasser mit einem Eimer aus. Der arme Sekwebu, der heute das Meer zum erstenmal sah, blickte Livingstone an und sagte: „Ist das der Weg, den du gehst?“ Dieser bejahte es lächelnd und suchte ihn zu ermutigen. Als man das Schiff, eine schöne große Brigg mit 16 Kanonen und 130 Mann, erreichte, schwankte es so heftig, daß es Livingstone unmöglich war, die Seile zu ergreifen und hinaufzuklimmen. Daher wurde ein Armstuhl herabgelassen und Livingstone mit seinem Gefährten gleich Damen hinaufgezogen.

Auf der Brigg wurde Livingstone von Kapitän Peyton und allen, die an Bord waren, so herzlich empfangen, daß er sich alsbald wie zu Hause fühlte, die Sprache ausgenommen. Zwar verstand er seine Landsleute ganz gut, aber ihm selbst fehlten vielfach die englischen Wörter. Dies war freilich nicht zu verwundern; denn mit Ausnahme seines kurzen Aufenthalts in Angola hatte er vierthalb Jahre kein englisches Wort gesprochen und schon vorher 13 Jahre lang nur selten Gelegenheit zum Gebrauche seiner Muttersprache gehabt. Sekwebu lernte ein wenig Englisch und war der Liebling der Mannschaft und der Offiziere. Er schien etwas verwirrt, da alles auf dem Kriegsschiffe für ihn so neu und seltsam war; er sagte

jedoch mehrmals zu Livingstone: „Deine Landsleute sind sehr angenehm!“ Dann konnte er aber auch wieder sagen: „Was für ein wunderliches Land ist das — nichts als Wasser!“

Als man am 12. August Mauritius erreichte und ein Dampfer herauskam, um die Brigg in den Hafen zu bugsieren, schien die Wirkung der gewaltigen neuen Eindrücke auf ihn ihren Höhepunkt zu erreichen; denn leider wurde er während der Nacht wahnsinnig. Der Unglückliche, den Livingstone anfangs für berauscht hielt, stieg in ein Boot hinab, und als dieser ihm folgen wollte, um ihn auf das Schiff zurückzubringen, lief er nach dem Hinterteile des Boots und rief: „Nein, nein! es ist genug, daß ich sterbe, du darfst nicht umkommen. Wenn du mir folgst, so stürze ich mich ins Wasser!“ Seinen wahren Zustand nun erkennend, sagte Livingstone: „Jetzt, Sekwebu, gehen wir zu Ma Robert.“ Dieses Wort schlug eine Saite in seinem Herzen an; er erwiderte: „O ja! wo ist sie? wo ist Robert?“ und schien sich zu fassen. Am andern Tage wollte ihn Livingstone mit sich ans Land nehmen, aber er weigerte sich. Abends trat bei ihm ein neuer Anfall von Geistesverwirrung ein, er wollte mit seinem Speer einen von der Mannschaft erstechen, sprang dann über Bord, und obgleich er gut schwimmen konnte, stieß er sich, eine Hand unter die andere haltend, gewaltsam in die Tiefe hinab. Der Leichnam des Unglücklichen, dessen Tod Livingstone sehr nahe ging, konnte nicht aufgefunden werden.

Auf Mauritius wurde Livingstone von Generalmajor Hay aufs gütigste empfangen, und dieser ließ ihn nicht eher von sich, als bis er in dem gesunden Klima der Insel und im Schoße herzlicher Gastfreundschaft von seinem Milzleiden, der Folge des afrikanischen Fiebers, sich erholt hatte. Im November fuhr er durch das rote Meer und befand sich also auf der Heimreise. In Kairo erfuhr er den Tod seines Vaters, dessen inniger Wunsch es gewesen war, seinen Sohn David noch einmal zu sehen; doch hatte er sich demütig in den Willen des Herrn gefügt und zu seiner Tochter gesagt: „Ich glaube, ich weiß alles Wissenswerte von ihm; wenn du ihn siehst, so sage ihm das.“ Nicht weniger hatte Livingstone sich darnach gesehnt, mit seinem Vater noch einmal am Kaminfeuer zu sitzen und ihm seine Erlebnisse zu erzählen. Blieb aber auch dieser Wunsch des Wiedersehens auf Erden unerfüllt, so hofften doch Vater und Sohn um so zuversichtlicher, daß die ihnen hienieden versagte Freude im himmlischen Jenseits ihnen vorbehalten sei.

Livingstone hatte erwartet, in Southampton zu landen, wohin seine Gattin und mehrere Freunde zu seiner Bewillkommnung gereist waren. Aber nachdem sein Schiff Malta verlassen hatte, wurde das Wetter sehr stürmisch, und am 26. November erlitt im Angesichte der Bai von Tunis der Maschinenschaft infolge des Anpralls der wütenden Wellen einen Bruch, der die Maschine außer Thätigkeit setzte. Der Sturm machte jetzt einer Windstille Platz und die Strömung trieb das hilflose Schiff den Felsen der Insel Zembra entgegen. Schon wurden die Boote mit Mundvorräten,

Wasser und Waffen versehen und die Personen bestimmt, die jedes Boot aufnehmen sollte, als sich durch eine gnädige Fügung Gottes ein Wind erhob und das Schiff in die Bai von Tunis trieb. Die Passagiere wurden über Marseille weiter befördert. Livingstone reiste über Paris und Dover und langte am 9. Dezember 1856 in London an.

Seine Gattin hatte seit ihrer vor fünfthalb Jahren in der Kapstadt erfolgten Trennung von ihm eine schwere Zeit durchlebt. In England mit ihren vier Kindern eine Fremde, ohne eigentliches Heim, von geschwächter Gesundheit, oft lange ohne Nachricht von ihrem Gatten, dessen Briefe häufig verloren gingen, und geängstigt von der Sorge um ihn, war sie zuweilen in sehr gedrückter Gemütsstimmung, und wer sie in Afrika als „Königin des Wagens" gesehen hätte, wie sie voll Leben die ganze Gesellschaft in Ordnung und munter erhielt, würde sie in England kaum wieder erkannt haben. Nur im Gebet vermochte sie Ruhe und Frieden für ihr bekümmertes Herz zu finden. Livingstone eilte zu ihr nach Southampton, wo sie ihn erwartete; unaussprechlich war die Wonne des Wiedersehens, und mit hoher Freude las er einen schönen poetischen Gruß, den sie für ihn niedergeschrieben hatte, und worin sie die Hoffnung aussprach, daß sie sich nie wieder trennen würden.

Unter den vielen Briefen an Livingstone, welche auf die Nachricht von seiner bevorstehenden Heimkehr eingelaufen waren, befand sich auch einer von seinem Schwiegervater Moffat, worin dieser unter lebhafter Anerkennung seiner großen Leistungen sagt: „Die Ehrenbezeugungen, welche Deiner in der Heimat harren, würden hinreichen, ein Schock leichter Köpfe schwindlig zu machen; aber ich befürchte nicht, daß sie auf Dein oberes Stockwerk eine andere Wirkung hervorbringen werden, als die Ueberzeugung, daß Deine Bemühungen, die Geheimnisse des weiten Inneren zu enthüllen, gewürdigt worden sind." Darin täuschte sich der ehrwürdige Mann nicht. Am 15. Dezember veranstaltete die königliche geographische Gesellschaft in London eine besondere Versammlung zur Begrüßung Livingstones. Zahlreich und auserlesen war das Publikum, das sich dazu einfand, und außer zwei andern ehemaligen Reisegefährten Livingstones befand sich auch Oswell unter den Anwesenden. Der Präsident, Sir Roderik Murchison, nahm Bezug auf die Versammlung vom Mai 1855, in der Livingstone für seine Reise vom Kap nach Linjanti und Loanda die Viktoria- oder Patronsmedaille zuerkannt worden sei, und sagte dann, zu jener That habe Livingstone nun die Reise von Loanda am Atlantischen Ocean nach Quilimane am Indischen Meere hinzugefügt und auf seinen verschiedenen Reisen in Afrika nicht weniger als 11000 englische Meilen zurückgelegt. Mittels astronomischer Beobachtungen habe er die Lage zahlreicher, vorher unbekannter Ortschaften, Hügel, Flüsse und Seen bestimmt; auch habe er jede Gelegenheit benützt, um die physikalischen, insbesondere die geologischen und klimatologischen Verhältnisse der durchreisten Länder zu beschreiben und sich mit ihren Naturerzeugnissen und ihrer Leistungs-

fähigkeit bekannt zu machen. Durch eigene Anschauung habe er, was früher nur vermutet worden sei,*) zur Gewißheit erhoben, daß das Innere Afrikas ein Plateau sei, durchschnitten von Flüssen und Seen, deren Gewässer durch tiefe Rinnen in den angrenzenden Hügeln teils nach dem östlichen, teils nach dem westlichen Weltmeere abfließen. So groß aber auch diese Errungenschaften seien, so betrachte er doch als die ehrenvollste That Livingstones das, daß er seine Begleiter mit so gewissenhafter Treue von Loanda nach Linjanti zurückgeführt habe. „Welch seltene Tapferkeit und Tugend," rief der Redner aus, „hat der Inhaber unserer Medaille bewiesen, als er, nachdem er durch alle Hindernisse sich durchgeschlagen und den drohendsten Gefahren entronnen, bei den Portugiesen in Angola die gastlichste Aufnahme gefunden hatte, sich edelmütig entschloß, seine Schritte in das Innere des ungeheuren Kontinents zurückzulenken und sich den überstandenen Beschwerden und Gefahren von neuem auszusetzen, um, treu seinem Versprechen, seine Begleiter in ihre Heimat zurückzubringen!"

Wegen seiner Unbehilflichkeit im Gebrauche seiner Muttersprache sich entschuldigend, erwiderte Livingstone, er habe durch die Erschließung eines Teils von Afrika bloß seine Pflicht als Missionar gethan; übrigens lege er nur erst seine Waffenrüstung an, und erst nach Abschaffung des Sklavenhandels und der Erschließung des ganzen Landes für den Handel und das Christentum werde die Aufgabe als gelöst zu betrachten sein. Nachdem hierauf andere Mitglieder der Versammlung Livingstones Verdienste in der Zoologie und Paläontologie, sowie die wissenschaftliche Genauigkeit seiner Ortsbestimmungen hervorgehoben hatten, wurde ihm und seiner Gattin, die ebenfalls anwesend war, für ihre andern Afrikareisenden erwiesene Güte und Gastfreundschaft herzlicher Dank dargebracht.

Am folgenden Tage wurde Livingstone von der Londoner Missionsgesellschaft in der Freimaurerhalle empfangen. Der Präsident, Graf Shaftesbury, sprach in höchst ehrenvoller Weise von dem Leben und Wirken Livingstones für die Sache des Reiches Gottes und erwähnte dann auch seiner Gattin, welche den ersten Teil der amtlichen Laufbahn Livingstones durch ihre Gesellschaft erheitert, später aber jahrelang mit ihren Kindern in Einsamkeit und schwerer Besorgnis um ihren Gemahl gelebt, jedoch im Hinblick auf die von ihm verfolgten hohen Ziele alles mit Geduld und Ergebung, ja sogar mit Freudigkeit ertragen habe. Livingstone dankte den Direktoren für ihre Güte und sprach seine Freude darüber aus, daß sein Verhältnis zu ihnen in den 16 Jahren seines Missionsdienstes nie getrübt worden sei; die verhältnismäßig geringen Fortschritte des Evangeliums schrieb er der langsamen geistigen Entwickelung der afrikanischen Stämme zu.

Einen neuen Anstoß erhielt der wissenschaftliche Enthusiasmus für Livingstone durch die Kunde von einer am 12. November in der Kapstadt

*) Namentlich von dem scharfsinnigen Redner selbst und von Livingstone nach seiner Entdeckung des Ngami-Sees, während man sich gewöhnlich das Innere Afrikas als eine Sandwüste dachte.

veranstalteten großen Versammlung, in welcher der Gouverneur, Sir George Grey, der königliche Astronom Sir Thomas Maclear, der Bischof Thompson und andere hervorragende Männer wetteiferten, Livingstones Charakter und Werk zu feiern. „Nie," sagte Maclear, „habe ich einen Mann gekannt, der, wie er, ohne eigentliche Vorkenntnisse sich so bald eine solche Geschicklichkeit in der Bestimmung geographischer Punkte aneignete, daß er innerhalb einer Viertelstunde eine vollständige Höhen- und Breitenmessung vorzunehmen vermochte." Nachdem der Redner sodann auf die Schwierigkeit dieser Arbeit, sowie auf die Genauigkeit und erstaunliche Zahl der von Livingstone angestellten, ganze Foliobände füllenden Beobachtungen und Messungen aufmerksam gemacht hatte, fuhr er fort: „Ich behaupte, daß, was dieser Mann gethan hat, ohnegleichen ist; Sie könnten sich an irgend einen Punkt des von Livingstone durchwanderten ungeheuren Gebietes begeben und würden genau wissen, wo Sie sich befinden." Dieser Lobrede auf die wissenschaftliche Tüchtigkeit Livingstones folgte aus dem Munde des Bischofs eine rührende Anerkennung seines Missionseifers, worauf von einem angesehenen Kaufmanne, der Livingstone seit vielen Jahren kannte, die Trefflichkeit seines Charakters und insbesondere sein edles, uneigennütziges Benehmen gegen seinen ehemaligen Reisegefährten Fleming hervorgehoben wurde.

Sobald sich Livingstone in London losmachen konnte, eilte er nach Hamilton, um seine Mutter, seine Kinder und dortigen Verwandten zu begrüßen. Der Anblick des leeren Stuhles seines Vaters ergriff ihn sehr; er erkundigte sich nach allen Umständen seiner Krankheit und seines Todes und brach bei der Beschreibung seines glaubensvollen Heimgangs in Thränen der Rührung aus. Bei der häuslichen Abendandacht betete er mit bewegtem Herzen: „Wir preisen Dich, o Herr, für unsere Eltern; wir danken Dir für den Entschlafenen, der im Glauben an Dich gestorben ist!"

Da die portugiesische Regierung versprach, während Livingstones Abwesenheit für seine Leute in Tete zu sorgen, so konnte er länger, als er anfangs beabsichtigte, in England verweilen, und auf dringende Aufforderung begann er im Januar 1857 auf Grund seiner sorgfältig geführten Tagebücher eine Beschreibung seiner Erlebnisse in Afrika für den Druck zu verfassen. Das dabei nötige Sichten, Ergänzen und Zusammenstellen war keine geringe Arbeit, und diese wurde ihm durch die Befürchtung, daß er der englischen Sprache nicht genug mächtig sei, sowie durch die Eile noch erschwert, womit sie vor sich gehen sollte, da er seine Getreuen in Tete doch nicht zu lange auf sich warten lassen mochte. Dazu kam, daß ihm bei seiner Gewöhnung an das Leben im Freien und körperliche Bewegung das viele Sitzen in eingeschlossener Zimmerluft etwas ganz Neues war, so daß man sich nicht wundern durfte, wenn er zu sagen pflegte, er wolle lieber noch einmal Afrika durchwandern, als ein zweites Buch schreiben.

Oft arbeitete er in seiner Wohnung in London an seinem Buche mitten unter seinen Kindern und dem von ihnen verursachten Lärm; denn

so wenig als einst in der Fabrik zu Blantyre vermochte ihn irgend ein Geräusch zu stören. Trotz seiner mühevollen Arbeit scheint jene Zeit, die er im Schoße seiner Familie zubrachte, eine der glücklichsten seines Lebens gewesen zu sein. Er und seine Gattin liebten sich sehr und verstanden einander vollkommen. Gleich vielen seiner schottischen Landsleute besaß er eine starke humoristische Ader, und seine Gatttin ging gern auf seine Scherze ein; am meisten aber trat sein Humor hervor, wenn er in Freundeskreisen von seinen Abenteuern und überstandenen Mühseligkeiten erzählte, über die zu klagen er weit entfernt war. Unvergeßlich blieben seinen Kindern seine Spaziergänge und fröhlichen Spiele mit ihnen im Banetwalde, in dessen Nähe sie eine Zeit lang wohnten, wo er oft plötzlich in die hohen Farrenkräuter sprang und sie ihn dann suchten, bis er auf einmal an einer unerwarteten Stelle wieder zum Vorschein kam. Nach so langer Trennung von den Seinigen empfand er jetzt das Glück des Familienlebens besonders innig.

Livingstone hatte einen sehr einfachen und anspruchslosen Sinn und es war ihm unangenehm, wenn man viel Wesens mit ihm machte. Er ging daher nicht gern über die Straße, aus Furcht, von der Menge erkannt und gefeiert zu werden. Dies widerfuhr ihm eines Tages in der Regent-Street, und er wußte nicht, wie er entrinnen sollte, bis er eine Droschke sah und sich in diese flüchtete. Dieselbe Besorgnis erschwerte ihm auch den Kirchenbesuch. Einst versicherte ihn ein Freund, in seinem Kirchstuhle könne er nicht gesehen werden; sobald Livingstone eingetreten war, senkte er den Kopf und hielt während des ganzen Gottesdienstes sein Gesicht mit den Händen bedeckt, aber der Prediger erkannte ihn doch und gedachte seiner im Schlußgebet. Dies machte die Leute auf seine Anwesenheit aufmerksam, und nach dem Gottesdienste drängten sie sich sogar über die Sitze hinweg herzu, um ihn zu sehen und ihm die Hände zu schütteln.

Im November erschienen seine „Missionsreisen in Südafrika“. Zu künstlerischer Anordnung und Verarbeitung des massenhaften Stoffs, sowie zum Feilen im einzelnen hatte er keine Zeit; die Sprache ist schmucklos und schlicht, ganz dem Charakter des Verfassers entsprechend, der nicht Effekt machen, sondern einfach die Wahrheit berichten wollte. Der Inhalt aber ist so reich und interessant, daß das Buch, obgleich es eine Guinee kostete, einen außerordentlichen Absatz fand. Die Auflage betrug 12000 Exemplare, aber allein in London wurden 10000 verkauft und im ganzen 13800 verlangt, so daß alsbald eine zweite Auflage veranstaltet werden mußte. Das Buch brachte dem Doktor eine schöne Summe ein, wovon er aber einen sehr großen Teil zur Förderung seiner Zwecke in Afrika verwandte und nur soviel zurückbehielt, als zur Erziehung und Ausbildung seiner Kinder für ihre künftige Lebensstellung nötig war.

Nach Vollendung seines Buches konnte Livingstone sich nun mit größerer Freiheit bewegen und den aus verschiedenen Teilen des Landes an ihn ergangenen Einladungen folgen, Versammlungen zu besuchen und Vorträge zu halten. Im September bereitete ihm die Handelskammer in Manchester

einen herzlichen Empfang und ging auf seine Vorschläge bezüglich eines mit Afrika einzuleitenden Handelsverkehrs vollkommen ein. Er zeigte gegen 25 verschiedene afrikanische Fruchtarten vor und erzählte den Versammelten von Oelen, von denen sie nie gehört, von Färbemitteln, die von den Eingeborenen als Geheimnis behandelt werden, von zur Papierfabrikation verwendbaren Fasern, von Schafen mit Haaren statt der Wolle, von Honig, Zuckermohn, Waizen, Hirse, Baumwolle und Eisen, was alles im Ueberfluß vorhanden sei. Daß ein Gebiet, das man bisher für eine Sandwüste gehalten hatte, einen solchen Reichtum von Erzeugnissen in sich berge, erregte große Verwunderung, und einmütig wurde der Wunsch ausgesprochen, daß die englische Regierung in Verbindung mit der portugiesischen Livingstone behilflich sein möchte, seine Entdeckungsreisen im Innern Afrikas fortzusetzen, besonders im Gebiete des Sambesi und seiner Nebenflüsse, das sich für Handels- und Missionsniederlassungen am geeignetsten erwiesen habe.

In demselben Monate reiste er nach Schottland und wurde in Glasgow seitens der Universität, deren medizinische und chirurgische Fakultät ihn zu ihrem Ehrenmitgliede ernannte, aufs ehrenvollste empfangen. Die Bürgerschaft überreichte ihm in einer goldenen Büchse das Bürgerrecht der Stadt, nachdem ihm schon im Mai das Bürgerrecht der Stadt London verliehen und die Urkunde darüber in einem Kästchen, das 50 Guineen gekostet hatte, eingehändigt worden war. Auch Edinburg und viele andere Städte beehrten ihn mit ihrem Bürgerrechte, vor allen Hamilton. Als er das Bürgerrecht dieser Stadt erhielt, machte er im Briefe an einen Freund die launige Bemerkung: „Dies schützt mich davor, Gefängnisgelder bezahlen zu müssen, falls ich eingesperrt werden sollte.“

Der Glasgower Verein der Fabrikarbeiter und Wollspinner Schottlands blieb in dem Bestreben, Livingstone Ehre zu erweisen, hinter den anderen Körperschaften nicht zurück. Seine Antwort auf die Anrede desselben zeigte seine Sympathie für die Söhne der Arbeit und seine Achtung vor ihrem Stande. Unter anderem sagte er, seine spartanische Erziehung in der Fabrik zu Blantyre bilde die Grundlage zu dem von ihm vollbrachten Werke; ein Leben voll Arbeit sei das Los der großen Mehrheit des Menschengeschlechts, und Armut sei keine Schande, der Heiland selbst sei in Niedrigkeit und Armut einhergegangen. In seinem Heimatorte Blantyre, das er nachher besuchte, bewies seine Ansprache an die Fabrikarbeiter seine gesunden und scharfsinnigen Ansichten über die sociale Frage, worin er seiner Zeit vorauseilte, wie denn überhaupt die Schärfe und Klarheit seines Urteils in Angelegenheiten von öffentlichem Interesse seine Freunde oft in Erstaunen setzte.

In der von ihm in seiner Jugend besuchten Kongregationskirche zu Hamilton, in welcher er ganz heimisch war, richtete er an eine aus Mitgliedern verschiedener Kirchengemeinschaften bestehenden Versammlung eine Rede, die von besonderem Interesse ist, weil sie seinen religiösen Standpunkt kennzeichnet. Sein Aufenthalt in Afrika, sagte er, habe seine religiöse

Anschauung erweitert und ihn die Mitglieder aller der verschiedenen Gemeinschaften mit Liebe umfassen und als ihren Bruder fühlen gelehrt. „Von der Heidenwelt aus“, fuhr er fort, „sehen wir auf unser Vaterland als auf ein Ganzes zurück; viele kleinliche Gefühle, die wir nährten, als wir noch an eine bestimmte Gemeinschaft gebunden waren, verlieren sich, und mit ungeteilter Liebe blicken wir auf die gesamte Christenheit. Mit herzlicher Zuneigung sehe ich auf alle die verschiedenen Kirchen in Hamilton und England, ohne gerade zu wissen, welche ich am meisten liebe. Ich möchte keine von ihnen unterschätzen und würde ich in diesem Teile des Landes wohnen, so könnte ich nicht an einer evangelischen Kirche vorübergehen, um meine eigene etwas entferntere zu besuchen. Möge diese Versammlung die Vereinigung aller Kirchengemeinschaften in Hamilton bedeuten! Gedenken Sie unserer in Ihrem Gebet, — in der Ferne hat man oft das Gefühl, von allen vergessen zu sein. Beten Sie für uns, daß uns die Gnade zu teil werde, unserem Heilande bis in den Tod getreu zu sein!“

Auch in Edinburg, Oxford und Cambridge mußte Livingstone erscheinen, um Ehrenbezeugungen entgegenzunehmen und Vorträge zu halten. Edinburg veranstaltete ihm zu Ehren ein öffentliches Frühstück; die Universität Oxford verlieh ihm den Grad eines Doktors des Civilrechts, nachdem ihn die von Glasgow schon im Jahre 1854 zum Doktor beider Rechte ernannt hatte. Besonders interessant und folgenreich war sein Besuch in Cambridge. Am 4. Dezember sprach er dort im Senathause zu einer sehr großen Versammlung, die aus akademischen Würdenträgern, Studierenden und Gästen aus der Nachbarschaft bestand. Nachdem er Mitteilungen über Südafrika gemacht und seinen Zweck, das Innere des Weltteils dem Verkehr und dem Christentum zu erschließen, in begeisterter Rede dargelegt hatte, forderte er zum Eintritt in den Missionsdienst auf, für den gerade solche geeignet seien, wie er sie vor sich sehe, nämlich junge Männer, die eine gediegene Bildung, frommen Sinn, Eifer und Unternehmungsgeist besitzen. „Was mich betrifft,“ fuhr er fort, „so habe ich nie aufgehört, mich zu freuen, daß Gott mich zu solchem Amte berufen hat. Die Leute reden von einem Opfer, das ich bringe, indem ich einen so großen Teil meines Lebens in Afrika verweile; aber kann man das ein Opfer nennen, was nichts als die Rückerstattung eines kleinen Teils der großen Schuld gegen Gott ist? Könnte das ein Opfer sein, was durch eine gesunde Thätigkeit, das Bewußtsein Gutes zu thun und die Aussicht auf ein zukünftiges herrliches Los sich selbst belohnt? Hinweg also mit diesem Worte und Gedanken, — nennen Sie es lieber ein Vorrecht! Ich gehe nach Afrika zurück, um dort eine offene Straße für den Handel und das Christentum anzubahnen; lassen Sie, was ich aufthue, sich nicht wieder schließen, sondern führen Sie das von mir begonnene Werk zu Ende!“ Am folgenden Tage sprach er zu einer sehr zahlreichen Versammlung im Stadthause, wobei er die Absicht äußerte, an den Sambesi zurückzukehren, die verschiedenen

Häuptlinge an seinen Ufern miteinander auszusöhnen und sie zur Baumwollenkultur und Abschaffung des Sklavenhandels zu veranlassen. Da von ihnen bereits mit Elfenbein und Goldstaub Handel getrieben und Ausdehnung desselben gewünscht werde, so sei es wahrscheinlich, ihre Interessen mit denen Englands vereinigen zu können.

Livingstones Vorträge in Cambridge machten großen Eindruck. Sie wurden gedruckt und in einem denselben vorangestellten Briefe des Professors Sedgwick heißt es: „Er kam zu uns ohne lange Vorbereitung und ohne durch ein Schaugepränge der Beredsamkeit uns bestechen zu wollen; er stand vor uns als ein einfacher, biederer, von den Jahren der Arbeit etwas mitgenommener Mann, mit einem von der Sonne Afrikas gebräunten Gesichte. Aber während wir ihm zuhörten, erwachte in uns der glühende Wunsch, daß Gott, der ihn so lange erhalten, ihn ferner behüten und ihm helfen wolle, das noch vor ihm liegende Werk der christlichen Liebe zu vollbringen." Livingstone selbst war von seinem Aufenthalte in Cambridge in hohem Grade befriedigt. „Um meine Bibliothek wiederherzustellen," schreibt er unter anderem, „verpflichteten sie sich auf der Stelle schriftlich zur Anschaffung von wenigstens 40 Bänden, so daß ich bald Ursache haben werde, den Boers zu danken." Namentlich aber blickte er auf seinen dortigen Aufenthalt deshalb mit der innigsten Freude zurück, weil ihn derselbe mit einer Anzahl der edelsten Männer zusammengeführt hatte. „Das Bewußtsein," schreibt er, „daß die Blicke solcher Männer auf uns gerichtet sind, wirkt begeisternd. Reicher Segen möge auf ihnen allen ruhen und auf dem Sitze der Gelehrsamkeit, dessen Zierde sie sind."

Zu den bereits erwähnten mannigfaltigen Ehrenerweisungen kam noch, daß die amerikanische geographische und statistische Gesellschaft in New-York, ferner die geographische Gesellschaft in London, sowie die in Paris und Wien Dr. Livingstone der Reihe nach zu ihrem korrespondierenden Mitgliede erwählten. Auch wurde er im Januar 1858 zum Mitgliede der britischen Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaft ernannt, deren Versammlung er im August zu Dublin, wo ihm vom Vicekönig große Auszeichnung zu teil wurde, angewohnt hatte.

Nachgerade war Livingstone der vielen Ehrenbezeugungen, Versammlungen und Vorträge müde geworden. Im November, also noch vor seinem Besuche in Cambridge, schrieb er an Maclear: „Es ist wirklich zeittötend, wenn man so zum ‚Löwen' gemacht wird, und Sie werden mich gewiß bemitleiden. Im Januar hoffe ich abreisen zu können; ich möchte wissen, ob die Portugiesen der Absicht ihrer Regierung, für meine Leute zu sorgen, nachgekommen sind. Ich freue mich darauf, Sie in Ihrem stillen Observatorium wiederzusehen. Es ist doch viel befriedigender, Gott im stillen zu dienen."

In dem Verhältnisse Livingstones zu der Londoner Missionsgesellschaft bereitete sich seit einiger Zeit eine wichtige Aenderung vor. Von Afrika aus hatte er derselben die Gründung einer Kette von Missions-

stationen am Sambesi jenseits des portugiesischen Gebiets, welche einen leichten und schnellen Verkehr vermitteln und durch die Portugiesen mit der Küste in Verbindung stehen würden, vorgeschlagen, in Quilimane aber die Antwort erhalten, daß die Ausführung dieses Planes die Mittel der Gesellschaft übersteige. Im persönlichen Umgange mit ihm zeigten nun zwar die Direktoren das lebhafteste Interesse für sein großes Unternehmen, und gern hätten sie ihn nach seiner Weise in ihrem Dienste arbeiten lassen; aber er fürchtete, daß bei dem eigentümlichen Werke des Forschens und Entdeckens, wozu er sich berufen wußte, seine Freiheit beeinträchtigt würde, wenn er im Dienste der Gesellschaft bliebe. Da er überdies hatte hören müssen, er sei zu wenig Missionar, so besorgte er, die Gesellschaft selbst könnte Schaden leiden, wenn Beitraggebende ihr den Vorwurf machten, sie weiche von ihren eigentlichen Zwecken ab. Daher konnte er sich nicht entschließen, noch länger einen Gehalt von ihr zu beziehen, und somit löste sich seine offizielle Verbindung mit ihr.

Sein großartiger Plan aber wurde dennoch, wenn auch mit anderen Mitteln, ins Werk gesetzt. Er erhielt im Februar 1858 ein von Lord Clarendon, dem Sekretär des auswärtigen Amtes, unterzeichnetes Dekret, worin er zum Konsul Ihrer Majestät zu Quilimane für die Ostküste und die unabhängigen Gebiete im Innern, sowie zum Chef einer Forschungsexpedition in Ost- und Centralafrika ernannt wurde. In der Anordnung dieser Expedition entfaltete Livingstone eine lebhafte Thätigkeit. Ein leichter Raddampfer wurde zur Befahrung des Sambesi angeschafft, und die Mitglieder der Expedition erhielten ihre Anstellung. Es waren folgende sechs: der Kommandant Bedingfield von der königlichen Marine; Dr. John Kirk, Botaniker und Arzt; der aus Amerika herbeigeeilte Charles Livingstone, Bruder des Doktors, Generalassistent und Sekretär; Richard Thornton, praktischer Bergwerksgeolog; Thomas Baines, Künstler und Provisionsaufseher, und George Rae, Schiffsingenieur. Diese und alle, die sich etwa sonst noch der Expedition anschließen würden, waren verpflichtet, den Anordnungen Dr. Livingstones, als ihres Führers, zu gehorchen.

Lord Clarendon bewies Livingstone bei seinen Reisevorbereitungen die größte Zuvorkommenheit. „Kommen Sie nur zu mir," sagte er, „und bezeichnen Sie mir, was Sie brauchen, ich will es Ihnen geben," — ein Anerbieten, dem gegenüber Livingstone sich sehr bescheiden verhielt. Der Lord gab ihm auch einen Brief an Sekeletu mit, worin er diesem im Namen der Königin für die ihrem Diener, Dr. Livingstone, erwiesene Freundlichkeit dankte und den Wunsch des englischen Volkes, als eines christlichen und handeltreibenden aussprach, mit allen im Frieden zu leben und allen Gutes zu thun. Er schrieb ihm auch, daß man den Sklavenhandel verabscheue und äußerte die Hoffnung, daß Sekeletu dazu helfen werde, „Gottes Straße", den Sambesi, für alle Nationen frei zu halten. Unter Freundschaftsversicherungen bemerkte er schließlich: „Da wir alle unsere Größe der vom Himmel erhaltenen Religion verdanken, so wird es gut sein, wenn

einer der Unsrigen über Religion mit dir spricht, sorgfältig darauf zu achten."

Außerordentlich war der Umschwung, den Livingstones Besuch in England in Verbindung mit seinem Buche und seinen früheren Mitteilungen in der öffentlichen Meinung bezüglich Afrikas bewirkte, das, früher nur ein Bild der Dürre und Barbarei, jetzt auf einmal der interessanteste Teil der Erdkugel wurde. Statt einer trostlosen Wüste im Innern dieses Weltteils sah man nun dort im Geiste ein großes, fruchtbares Land, auf dessen mannigfaltige Erzeugnisse besonders die Blicke der Handelswelt sich richteten, statt unnahbarer, blutdürstiger Wilden umgängliche Menschen, die große Achtung vor den Weißen hatten und in Verkehr mit ihnen zu treten wünschten, und eine schöne Wasserstraße führte in dieses bisher unbekannte Gebiet. Der Abschied des Mannes, der diese wichtigen Entdeckungen gemacht hatte, wurde am 13. Februar durch ein glänzendes öffentliches Gastmahl in der Freimaurerloge zu London gefeiert.

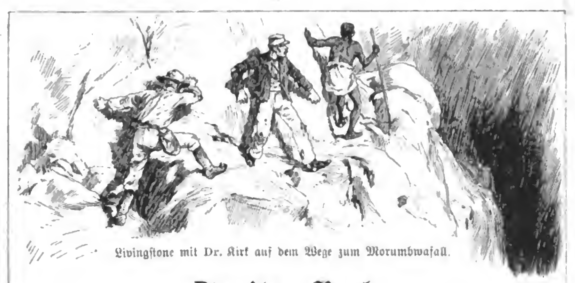
Am Morgen dieses Tages hatte Livingstone eine Audienz bei der Königin, nachdem er schon früher von ihrem Gemahl, Prinz Albert, in Gegenwart mehrerer Mitglieder der königlichen Familie empfangen worden war. Er wurde der Königin nicht in der üblichen förmlichen Weise vorgestellt und machte ihr in schwarzem Rock und blauen Beinkleidern, eine mit einer Goldborte besetzte Mütze in der Hand, seine Aufwartung. Dies war seine gewöhnliche Kleidung, mit Ausnahme der Mütze, die er als Abzeichen eines Konsuls Ihrer Majestät trug. Die Königin unterhielt sich mit ihm eine halbe Stunde lang über seine Reisen, und er äußerte, jetzt könne er doch den Eingeborenen sagen, er habe seinen „Häuptling" gesprochen; den Kindern der afrikanischen Wildnis sei es stets unbegreiflich gewesen, daß dies nicht schon früher geschehen sei. Auch erwähnte er, daß die Leute zu fragen pflegten, ob sein „Häuptling" reich sei, und wie viele Kühe er besitze, worüber die Königin herzlich lachte.

An dem Festmahle beteiligten sich 350 Gäste, unter denen die Gesandten von Schweden und Dänemark, die Herzöge von Argyll und Wellington, die Grafen Shaftesbury und Grey, die Bischöfe von Oxford und St. David und viele andere Berühmtheiten aus fast allen Berufszweigen des öffentlichen Lebens sich befanden. Einen ergreifenden Eindruck machte es auf die Anwesenden, als Sir Roderick Murchison sagte, daß der Gefeierte trotz der 18 Monate voll Lobpreisungen, die ihm mit Recht von allen Klassen der Bevölkerung zu teil geworden, und trotz aller Ehrenbezeugungen, womit Universitäten und Städte ihn überschüttet haben, noch derselbe bescheidene, treuherzige David Livingstone wie vorher sei.

Begeisterten Beifall fand es, als nach verschiedenen Reden auch der Frau Livingstone gedacht wurde, die sich damals anschickte, ihren Gatten zu begleiten. Die Worte des letzteren an die Anwesenden waren einfach und herzlich. Er erwarte, sagte er, von der Expedition keine schnellen Ergebnisse, hege aber für ihren schließlichen Erfolg die besten Hoffnungen; da

aller Augen auf ihn gerichtet seien, so fühle er sich verpflichtet, Besseres als je zu leisten. In Beziehung auf seine Gattin äußerte er: „Sie, die in meinem Rade stets die Hauptspeiche war, wird mich begleiten und mir vom größten Nutzen sein. Sie ist mit den Sprachen Afrikas bekannt und kann arbeiten; sie weiß, daß man dort alles mit angreifen und auf einer Missionsstation die Frau im Hause die Magd für alles sein muß, während der Mann draußen in allen Arten des Handwerks arbeitet. Ich bin in Wahrheit froh, daß mich mein Schutzengel begleiten wird.“

Die letzten Tage in England wurden mit Reisevorbereitungen, dem Ordnen von Familienangelegenheiten und Abschiednehmen zugebracht. Das jüngste ihrer Kinder, Oswell, nahmen Livingstone und seine Gattin mit sich auf die Reise, von den übrigen trennten sie sich mit bewegtem Herzen. Mitten im Gewirre der Reisezurüstungen erhaschte der liebreiche Vater fast täglich, sogar noch an Bord seines Schiffes in Liverpool, einige Minuten, um an eines oder mehrere seiner Kinder kleine Briefe zu schreiben, worin er sie aufs herzlichste ermahnte, sich recht innig und fest an ihren himmlischen Vater und ihren Heiland zu halten.



Livingstone mit Dr. Kirk auf dem Wege zum Morumbwafall.

Zweites Buch.

---

12. Auf dem unteren Sambesi und an den Kebrabasa-Fällen.

1858.

Abreise von England. — Auf dem Kongone in den Sambesi. — Pflanzenwelt und Tierleben. — Ankunft in Tete. — Freude der Makololo beim Anblicke Livingstones. — Die Kebrabasa-Hügelkette. — Ueber Felsen und Abgründe. — Der Wasserfall Morumbwa.

Die Expedition, an deren Spitze Livingstone stand, verließ England am 10. März 1858 auf dem königlichen Kolonialdampfer „Pearl". Sobald die Seekrankheit überstanden war, ließ Livingstone in Gegenwart aller Expeditionsmitglieder die Instruktionen des auswärtigen Amtes verlesen, und nach denselben entwarf er später eine besondere Instruktion für jedes einzelne Mitglied, wobei er die verschiedenen Gaben und Kenntnisse der ihm beigegebenen Männer aufs beste zu verwerten suchte und jedem in seinem Wirkungskreise eine gewisse Selbständigkeit einräumte. Während aber keine Mühe gescheut werden sollte, die wissenschaftlichen und kommerziellen Aufgaben der Expedition zu erfüllen, legte Livingstone mit noch größerem Nachdrucke seinen Begleitern die ihnen obliegenden Pflichten höherer Ordnung ans Herz.

„Ihrer Majestät Regierung," sagte er, „legt großen Wert auf den sittlichen Einfluß, der von Europäern auf die Gemüter der Eingeborenen ausgeübt werden kann, indem man ihnen das Beispiel eines tadellosen Verhaltens gegen sie und untereinander vor Augen stellt, sie gerecht und freundlich behandelt, sie nützliche Dinge lehrt, ihnen religiösen Unterricht erteilt und sie zum Frieden und zur Nächstenliebe ermahnt. Die Expedition ist mit Gewehren und Schießbedarf versehen, die man zur Beschaffung von Lebensmitteln und zur Erlangung von Exemplaren für naturgeschichtliche Sammlungen wird gebrauchen müssen. In vielen Gegenden, die wir zu durchreisen gedenken, ist das Hochwild sehr zahlreich und leicht zu schießen;

aber ich möchte Ihnen dringend empfehlen, mit Vermeidung jeder mutwilligen Zerstörung des Tierlebens nur, wenn ein guter Zweck es erfordert, Tiere zu töten. Zur Verteidigung gegen die Eingeborenen werden wir hoffentlich unserer Waffen nie bedürfen; unsere Sicherheit beruht hauptsächlich darauf, daß wir uns redlich gegen sie benehmen und sie uns gegen einen Angriff gerüstet wissen. Neben angemessener Festigkeit ist den Eingeborenen gegenüber die größte Milde und bei Mißverständnissen entgegenkommende Versöhnlichkeit, soweit sich solche mit unserer Sicherheit verträgt, zu empfehlen. Auch werden Sie keinerlei Beleidigung oder Ueberlistung derselben durch Ihre Untergebenen dulden. Die Stammeshäuptlinge und Dorfvorsteher müssen stets mit Achtung behandelt und ihr Ansehen darf durch nichts geschwächt werden. Jedes Geschenk in Nahrungsmitteln sollte ohne weiteres angenommen werden, da es unklug wäre, die gute alte Sitte, Fremde zu speisen, in Abgang zu bringen. Wir kommen zu ihnen als Angehörige eines höher stehenden Volkes, als Bekenner einer milden, heiligen Religion und können durch ein derselben entsprechendes Verhalten bisher stets beunruhigten und niedergetretenen Völkerschaften Vorboten des Friedens werden."

Nicht unbekannt mit der Schwierigkeit, Civilexpeditionen zu leiten, und insbesondere nicht gewöhnt, der Vorgesetzte von Männern, wie er sie jetzt um sich hatte, zu sein, fühlte es Livingstone lebhaft, daß ihm keine leichte Aufgabe zugefallen war, namentlich wenn er an die Reizbarkeit dachte, welche der Einfluß einer fieberschwangeren Luft erzeugen kann. Eines aber stand ihm fest: er wollte seine Pflicht bis aufs äußerste erfüllen und keine Mühe sparen, auch die Mitglieder der Expedition zur Erfüllung der ihrigen anzuhalten.

In Sierra Leone wurden zur Bemannung des für die Sambesifahrt mitgenommenen und mit Frau Livingstones afrikanischem Namen „Ma Robert" benannten Dampfboots zwölf Kru-Leute angeworben. Auf der Weiterreise wurde das Wetter sehr rauh, und wegen des Gesundheitszustandes der Frau Livingstone wurde es für ratsam erachtet, daß sie mit dem kleinen Oswell am Kap zurückblieb und sich für einige Zeit nach Kuruman begab, um später mit ihrem Gatten am Sambesi wieder zusammenzutreffen. Livingstone entschloß sich schwer dazu, weil seine Gattin der Expedition, besonders in Krankheitsfällen von wesentlichem Nutzen hätte sein können, hoffte aber, daß sich alles zum besten wenden werde.

In der Kapstadt wurde Livingstone mit seinen Begleitern von dem Gouverneur und der ganzen Einwohnerschaft aufs ehrenvollste und herzlichste empfangen. In einer großartigen Versammlung auf der Börse wurde ihm ein silbernes Kästchen mit 800 Guineen überreicht und Maclear hatte so viel Rühmliches von ihm zu sagen, daß er kaum ein Ende finden konnte. Welch ein Unterschied zwischen der Kapstadt von 1858 und der von 1852, wo Livingstone so verdächtig war, daß man ihn weder Schießpulver noch Zündhütchen kaufen lassen wollte, und wo er schweres Geld erlegen mußte,

um eines streitsüchtigen Posthalters los zu werden! Auch Moffat und seine Gattin waren von Kuruman nach der Kapstadt gekommen, um ihren Schwiegersohn und ihre Tochter zu begrüßen.

Am 1. Mai lief die „Pearl“ aus der Simonsbai und befand sich am 14. vor dem Sambesi-Delta; war es ja der nächste Zweck der Expedition, den Sambesi, seine Mündungen und Nebenflüsse zu erforschen, mit Rücksicht darauf, wie sie als Handelsstraße und als Weg zur Verbreitung des Christentums nach dem Innern Afrikas zu benützen seien. Das in drei Stücken von England mitgebrachte kleine Dampfboot wurde am Ankerplatze ausgesetzt, zusammengeschraubt und nach Beendigung aller nötigen Vorbereitungen die Fahrt begonnen. Von den vier in das Meer mündenden Ausflüssen des Sambesi wurde der Kongone als die beste Einfahrt gewählt, und auf diesem fuhr nun die „Ma Robert“, von der „Pearl“ begleitet, stromaufwärts. Man sah nur wenig Eingeborene, und daraus, daß sie beim Anblick der Fahrzeuge alsbald aus ihren Baumkähnen sich in das Dickicht der Manglebaumwälder flüchteten, war deutlich zu ersehen, daß sie von weißen Männern keine günstige Meinung hatten. Wahrscheinlich waren es entlaufene Sklaven der Portugiesen, deren es übrigens hier weit und breit keine gab. Auf den grasreichen Waldwiesen sah man Büffel, Warzenschweine und drei Arten Antilopen in großer Anzahl, und eine Jagd von wenigen Stunden lieferte für 20 Mann Wildbret auf mehrere Tage.

Die ersten 5 Meilen weit ging es auf dem Kongone geradeaus aufwärts, dann kam man in einen kleinen, ziemlich gewundenen natürlichen Kanal, der nach 2½ Meilen, während welcher die Ruder fast das schwimmende Gras zu beiden Seiten berührten, in den breiten Sambesi führte. Auf der ganzen Strecke unterhalb des Kanals sind die Ufer des Kongone von Waldungen eingeschlossen, welche vorherrschend aus Manglebäumen bestehen, in denen aber auch ungeheure Farnkräuter und von Zeit zu Zeit wilde Dattelbäume zum Vorschein kommen. Die Trauben der hellgelben, aber kaum eßbaren Frucht stechen hübsch gegen die anmutigen grünen Blätter ab. An manchen Stellen wächst der Milola, ein schattenreicher Hibiscus mit großen gelblichen Blüten, massenweise am Ufer. Die Pandane oder Schraubenpalme zeigt sich ebenfalls, und manche dieser mit Schlingpflanzen bedeckten Baumriesen sind so hoch, daß sie an Kirchtürme erinnern. Die dunkeln Wälder hallen wider von dem fröhlichen Gesang des Königsjägers. Krächzend fliegen kleine Reiher und glänzende Eisvögel vom Ufer auf; der prächtige Fischhabicht sitzt auf dem Gipfel eines Manglebaums und verdaut in behaglicher Ruhe sein in frischen Fischen bestehendes Frühstück. Der glänzende Ibis vernimmt mit seinem außerordentlich feinen Gehör schon von Ferne das Plätschern der Ruder, und aus dem Schlamme, wo seine Familie eben gespeist hat, hervorspringend, ist er unter dem Kreischen seines rauhen, höhnischen Ha! ha! ha! lange, ehe die Gefahr herannaht, verschwunden. Weiter stromaufwärts folgen auf die Manglewälder ausgedehnte Ebenen mit riesigen Gräsern bedeckt, die so hoch sind, daß sie einem Manne



Die Pandane oder Schraubenpalme.

über den Kopf reichen und die Jagd unmöglich machen. Diese Grasmassen werden jedes Jahr, wenn sie dürr geworden sind, in Brand gesteckt.

Jetzt blickten zwischen den Bananen und Kokospalmen am rechten Ufer mehrere Hütten der Eingeborenen hervor, welche einige Fuß über dem feuchten Boden auf Pfählen ruhten, und zu denen ihre Bewohner auf Leitern emporsteigen. Das Land ist hier außerordentlich fruchtbar und Reis wird in reichem Maße gebaut; auch Bataten, Kürbisse, Liebesäpfel, Kohl, Zwiebeln, Erbsen, ein wenig Baumwolle und Zuckerrohr werden gewonnen. Die ganze fruchtbare Gegend, die sich vom Kongone-Kanal bis über Mazaro hinaus, etwa 16 Meilen lang und 10 breit, erstreckt, eignet sich vortrefflich für das Zuckerrohr und könnte nach Livingstones Schätzung in den Händen fleißiger Bebauer ganz Europa mit Zucker versehen. Die wenigen Leute, die man sah, waren sämtlich portugiesische Leibeigene, zeigten keine Furcht vor den Weißen und standen, voll Staunen auf die Dampfer blickend, gruppenweise am Ufer. Alle waren eifrige Handelsleute und kamen in leichten Baumkähnen mit allerlei Früchten und sonstigen Nahrungsmitteln an die beiden Fahrzeuge heran. Als diese abdampften, rannten manche, die noch gern etwas verkauft hätten, am Ufer hin, hielten Geflügel und Körbe mit Reis und Mehl in die Höhe und riefen: „Etwas zu verkaufen!" — während andere mit großer Schnelligkeit in ihren Kähnen folgten.

Da in der Nähe der Insel Simbo der Tiefgang der „Pearl" ihr nicht erlaubte, weiter stromaufwärts zu fahren, so wurden die für die Expedition bestimmten Sachen aus ihr herausgenommen und auf eine Insel gebracht. Während dieses Geschäfts entstand ein Zerwürfnis mit dem Kommandanten der „Ma Robert", der um seine Entlassung bat. Anfangs verweigerte ihm Livingstone dieselbe; da aber Bedingfield darauf bestand, so willfahrte er ihm endlich. Dieser Bruch war ihm äußerst unangenehm; doch bekam er im nächsten Jahre vom Sekretär der auswärtigen Angelegenheiten eine Depesche, worin sein Verfahren durchaus gebilligt wurde. Nach der Abreise des Offiziers auf der „Pearl" trat er ruhig an dessen Stelle und übernahm neben seinen übrigen Pflichten mit bestem Erfolg den Befehl über das Schiff. Die Leichtigkeit, womit er sich in neue Aufgaben hineinfand, als wäre er von jeher daran gewöhnt gewesen, war in der That bewundernswürdig. Bei der Uebernahme des neuen Amtes bedauerte er nur, daß dasselbe seinen Verkehr mit den Eingeborenen und seine religiöse Einwirkung auf sie beschränken würde.

Ein bedenklicher Umstand war es, daß man sich jetzt dem Schauplatze eines langwierigen Krieges zwischen den Portugiesen und einem Mulatten, Namens Mariano, näherte. Dieser hatte eine große Anzahl mit Musketen bewaffneter Leute, und war gewohnt, dieselben unter die hilflosen Stämme im Nordosten auf Sklavenjagden auszusenden und die geraubten Opfer in Ketten nach Quilimane zu schaffen, wo sie von seinem Schwager verkauft und als „freie Auswanderer" nach der französischen Insel Bourbon eingeschifft wurden. Solange sein Rauben und Morden sich auf entferntere

Gegenden beschränkte, mischten sich die portugiesischen Behörden nicht ein, als aber seine Leute immer frecher wurden und zuletzt sogar aus Senna Leute als Sklaven fortschleppten, wurde ihm der Krieg erklärt, der nach Marianos Gefangennehmung von seinem Bruder Bonga fortgesetzt wurde und nun schon seit einem halben Jahre wütete. Von Bongas Heerhaufen näherte sich eines Tages dem Dampfboote eine Schar wohlbewaffneter und phantastisch gekleideter Leute, deren manche die eingebrannten Sklavenzeichen auf der Brust trugen. Aber auf Livingstones Erklärung, daß er und seine Gefährten Engländer seien, verschwand jede Spur von Feindseligkeit, und von nun an wurden die Reisenden von beiden Parteien als Freunde angesehen. Als gleich nach einem Gefechte bei Mazaro das Dampfboot dort anlangte, erschienen viele Eingeborene und Portugiesen am Ufer, und Livingstone ging ans Land, um unter den letzteren einige alte Freunde zu begrüßen. Von diesen wurde er gebeten, den Gouverneur mitzunehmen, der am andern Ufer zu Schupanga an einem heftigen Fieber darniederlag. Gerade als er seine Zustimmung gab, erneuerten Bongas Leute den Kampf, und Kugeln pfiffen nach allen Richtungen. Er begab sich zu dem Kranken, und nachdem er sich vergebens nach jemand umgesehen hatte, der ihm helfen würde, den Gouverneur, den er nicht in solcher Gefahr lassen wollte, nach dem Dampfboote hinabzubringen, schleppte er ihn allein zum Schiffe. Dies war keine leichte Aufgabe, da der Gouverneur ein sehr großer Mann war und vor Schwäche immer hin und her schwankte, so daß er seinen menschenfreundlichen Führer fast zu Boden drückte. Der Kranke genas bald wieder und kehrte nach Schupanga zurück.

Das Dampfboot fuhr so langsam, daß es nicht selten von den leichten Baumkähnen überholt wurde. Seine Kessel waren schlecht konstruiert; man brauchte zur Heizung ungewöhnlich lange Zeit und eine unverhältnismäßig große Menge Holz, dessen Herbeischaffung viel Aufenthalt verursachte; brachte man das Fahrzeug endlich in Bewegung, so keuchte es so gewaltig, daß die Mitglieder der Expedition es nur den „Asthmatiker“ nannten. Dazu kam, daß es auf dem Sambesi sich durch viele Sandbänke und Inseln hindurchwinden mußte und der schwarze Steuermann nicht immer gleich das rechte Fahrwasser fand. So geschah es, daß man erst am 8. September Tete erreichte. Als man sich der Stadt näherte, kamen Scharen von Menschen an den Strand, besonders Schwarze, welche staunend den Dampfer betrachteten, und von denen einige durch die Bewegungen ihrer Arme den weiter hinten Stehenden zu zeigen suchten, wie die Ruder sich drehten.

Die „Ma Robert“ warf im Strome Anker, und Livingstone fuhr in einem Boote dem Lande zu. Sobald die Makololo ihn erkannten, liefen sie bis an den Rand des Wassers, hoch erfreut, ihn wiederzusehen. Manche wollten auf ihn zustürzen und ihn umarmen, andere aber riefen: „Rühret ihn nicht an! ihr verderbet ihm seine neuen Kleider!“ Die fünf Vorsteher der verschiedenen Abteilungen kamen zu ihm an Bord und vernahmen von ihm mit stiller Betrübnis das tragische Ende Sekwebus. „In irgend einem

Lande," sagten sie dann, „muß der Mensch sterben." Auch in ihren Reihen hatte der Tod seit ihrer Trennung von Livingstone große Lücken gerissen: dreißig waren den Blattern erlegen und sechs von einem grausamen Häuptlinge getötet worden. Das Versprechen der portugiesischen Regierung, für Livingstones Leute zu sorgen, war ein leeres Wort geblieben; dagegen hatte sich Major Sicard ihrer treulich angenommen und ihnen zu Arbeit und Unterhalt verholfen. „Die Teteleute," sagten sie zu Livingstone, „höhnten uns oft mit den Worten: ‚Euer Engländer wird nie zurückkommen'; aber wir vertrauten auf dich, und jetzt werden wir ruhig schlafen."

Mit derselben Gastfreundschaft, wie bei seinem ersten Besuche in Tete, wurde Livingstone auch jetzt, und zwar diesmal mit seinen fünf Gefährten, von Major Sicard in sein Haus aufgenommen. Von hier aus gedachte Livingstone zu untersuchen, ob die Schiffbarkeit des Sambesi durch die 4—6 Meilen oberhalb Tete befindlichen Kebrabasa-Stromschnellen unterbrochen werde, von denen er schon mehrfach gehört, die er aber auf seiner Reise von Linjanti nach Quilimane nicht gesehen hatte. Die Sache schien leicht; als man aber ans Werk ging, zeigten sich Schwierigkeiten, welche nur Livingstones Mut und Ausdauer zu überwinden vermochten. Die hohe, größtenteils aus kegelförmigen Hügeln bestehende Kebrabasa-Kette legt sich quer in den Sambesi hinein und beschränkt ihn auf ein enges Thal, das weniger als eine halbe Viertelstunde breit ist. Ueber dieses Thälchen hin, welches das Hochwasserbett des Flusses genannt werden kann, sind große Felsmassen in unbeschreiblicher Unordnung untereinander geworfen. Bei hohem Wasserstande sind diese Felsblöcke weit überflutet, und die Oberfläche des dann das ganze Thälchen einnehmenden Flusses ist so eben, wie die weiter unten; jetzt aber war niedriger Wasserstand, und der Strom lief auf dem Grunde einer tiefen, oft nicht mehr als 40—60 m breiten Rinne. Als die „Ma Robert" hinauffuhr, reichten ihre 10 m hohen Masten nicht bis zum Niveau des Hochwasser-Flutbettes und der Mann bei den Ketten rief: „Auf 10 Faden (18 m 30 cm) keinen Grund!"

Eine Strecke unterhalb der Stromschnellen wurde die „Ma Robert" vor Anker gelegt, und am nächsten Morgen, 25. November, ging Livingstone mit einigen seiner Landsleute, einem Führer und zwölf Makololo, die das Gepäck trugen, zu Fuß am linken Ufer hinauf, um die Stromschnellen zu besichtigen. Es war ein angenehmer Morgen, und die Hügel zur Rechten gaben eine Zeitlang köstlichen Schatten; bald aber schützten sie nicht mehr vor den brennenden Sonnenstrahlen, und der sogenannte Weg ging bald durch weichen, nachgiebigen Sand, bald über große Felsen, über die man mühsam klettern mußte. Das heiße Gestein brannte die Makololo empfindlich auf ihre wenn auch dicken Fußsohlen, und das Uebersteigen desselben ermüdete die Mitglieder der Expedition so sehr, daß man an diesem Tage keine zwei Wegstunden, in gerader Linie gerechnet, zurücklegte.

Als man nach mehrtägiger Wanderung, auf der man auch, bis zum Unterleib im Wasser watend, über den reißenden Luia setzen mußte, endlich

den Fuß des Berges Tschiperezíwa erreichte, erklärte der Führer, oberhalb dieses Berges sei der Fluß ganz glatt und setze also der Schiffahrt keine Hindernisse mehr entgegen. So kehrte man denn um, aber zwei Eingeborene, die nachts ins Lager kamen, versicherten, daß weiter oben noch ein Wasserfall, Morumbwa genannt, vorhanden sei. Da beschlossen Dr. Livingstone und Dr. Kirk, mit drei Makololo ihre Schritte zurückzulenken und sich mit eigenen Augen vom Stand der Sache zu überzeugen. Dieser Marsch war ein saures Stück Arbeit, und nachdem sie eine Strecke weit gekommen waren, weigerten sich die als Führer mitgenommenen Eingeborenen, weiterzugehen, indem sie sagten, es sei unmöglich sich dem Wasserfalle zu nähern, der nicht einmal von einem Elefanten, Flußpferd oder Krokodil erreicht werden könne. Die Abhänge der Berge auf beiden Seiten des Flusses waren entweder mit dichtem Dorngebüsch oder mit kolossalen schwarzen Kieseln bedeckt. Diese waren so heiß, daß die Makololo an den Fußsohlen Blasen bekamen. Bald unterhalb, bald oberhalb der erhitzten Felsen arbeitete sich die Gesellschaft vorwärts, und die Anstrengung der Muskeln, wenn sie von einem Block zum andern sprangen oder sich um die Vorsprünge herumwanden, erschöpfte sie ungemein, so daß sie froh waren, wenn sie eine Weile im Schatten eines überhängenden Felsen kauern konnten. An einer Stelle versperrte ein kahler Gebirgsvorsprung den Weg; derselbe mußte auf einem gefährlichen und weiten Umwege überstiegen werden, wo die Felsspitzen so heiß waren, daß man sich kaum mit der Hand lange genug daran halten konnte, um vorbei zu kommen, und hätte der Vorderste den Halt verloren, so würde er alle hinter sich in den am Fuße des Vorgebirges fließenden Strom hinabgestürzt haben.

Die Makololo sagten zu Livingstone, sie seien immer der Meinung gewesen, er habe ein Herz, aber jetzt glauben sie es nicht mehr. Auch versuchten sie Dr. Kirk zur Rückkehr zu bewegen, da es ja sonnenklar sei, daß ihr Anführer, der da gehen wolle, wo kein lebender Fuß hintreten könne, wahnsinnig geworden sei. Livingstone ließ sie zurück und ging mit Dr. Kirk allein weiter, nur von einem Führer begleitet, dessen harte, hornige, denen der Elefanten gleichende Fußsohlen zeigten, daß er an das Gehen auf dem heißen Gesteine gewöhnt war. Ihre Schuhe und Kleider waren zerrissen und in drei Stunden legten sie nicht ganz eine halbe zurück, aber am nächsten Tage erreichten sie ihr Ziel. Am Flußufer trafen sie einen einsamen Fischer, welcher sein Wurfnetz in die schäumenden Wirbel eines Wasserfalls warf, den er als den Morumbwa bezeichnete. Eine Stunde nachher versuchten sie diesen von einem überhangenden Felsen aus auf einer Höhe von etwa 30 m zu messen. Er befindet sich in einer scharfen, kurzen Krümmung des Flusses; oberhalb derselben ist der Fluß zwischen zwei Bergen in ein Bett mit senkrechten Seitenwänden eingezwängt und keine 50 m breit; ein oder zwei Felsmassen ragen hervor, und dann folgt ein schräger Fall von etwa 6 m auf eine Strecke von 30 m. Er macht alle Schiffahrt unmöglich, ausgenommen in den Zeiten des höchsten Wasserstandes, in welchen, wie die

Felsen zeigten, das Wasser senkrecht gegen 24 m hoch steigt. Der Wasserfall hat seinen Namen von dem 600—900 m hohen Berge Morumbwa, dessen Fuß er bespült.

Nachdem das schwierige Problem soweit gelöst war, kehrte Livingstone mit seinem Gefährten auf einem anderen Wege zurück, mit der Absicht, bei hohem Wasserstande wiederzukommen. Der Sambesi hat zweimal des Jahres Hochwasser: das erste, ein teilweises, erreicht seine größte Höhe gegen das Ende des Dezember oder am Anfang des Januar; das zweite und größte tritt ein, nachdem der Fluß das Innere überschwemmt hat, und in Tete findet die höchste Steigung erst im März statt. Als nun Livingstone zur Zeit des ersten Hochwassers den Sambesi abermals bis zum Morumbwa besichtigte, indem er diesmal am rechten Ufer hinaufging, waren zwar die früher gesehenen Stromschnellen verschwunden; da aber, während er sich auf der Reise befand, der Fluß stark fiel, so war das jetzige Aussehen des Wasserfalls von seinem früheren nicht sehr verschieden. Einige Fischer versicherten jedoch, daß er, wenn der Fluß seine größte Höhe erreicht habe, nicht mehr sichtbar und die Strömung dann nicht sehr stark sei. Da Livingstone es aber als unmöglich erkannte, seinen Dampfer von nur zehn Pferdekräften durch die Kebrabasa zu bringen, und überzeugt war, daß, um eine Durchfahrt bei Hochwasser zu erzwingen, eine viel größere Kraft nötig sei, so sandte er einen genauen Bericht über das Ergebnis seiner Untersuchungen an die Regierung ab und bat um ein geeigneteres Fahrzeug. Für den Fall, daß diese Bitte abgeschlagen würde, ersuchte er einen Freund in England, ihm auf seine eigenen Kosten einen Dampfer zu verschaffen, wozu er von dem für sein Buch erhaltenen Honorare 2000 Pfund anwies.



Ankunft in Tschitimbas Dorf.

13. Erforschung des Schire und Entdeckung des Schirwa- und Njassa-Sees.

1859.

Befahren des Schire. — Drohende Haltung der Flußanwohner. — Livingstones Unerschrockenheit. — Prächtige Wasserfälle. — Der Schirwa-See. — Kläglicher Zustand des Dampfers. — Der unverdrossene Sänger. — 800 Elefanten auf einmal. — Der junge Elefant. — Ein herrliches Hochland. — Das obere Schire-Thal. — Gewerbfleiß der Mangandscha. — Seltsame Haartrachten. — Der Oberlippenring. — Das Gottesurteil. — Der Glaube an ein zukünftiges Leben. — Das Krokodil und die Häuptlingsfrau. — Der Njassa-See. — Die Sklavenhändler. — Rückkehr zum Schiffe. — Ein komisches Mißverständnis. — Große Plane.

In der Zwischenzeit bis zum Anlangen einer Antwort aus England wollte Livingstone den noch ganz unbekannten Schire-Fluß erforschen, der von Norden her zwischen Senna und Mazaro sich in den Sambesi ergießt. Von seinen Freunden in Tete konnte er über den Fluß nichts anderes erfahren, als daß vor Jahren eine portugiesische Expedition auf demselben vorzudringen gesucht habe, aber durch ein undurchdringliches Wassergewächs (Pistia stratiotes) zur Umkehr genötigt worden sei. Andere gaben mit geheimnisvoller Miene zu verstehen, daß nicht die Wasserlinsen es waren, welche die Expedition zurücktrieben, sondern die vergifteten Pfeile der an den Ufern wohnenden blutdürstigen und tückischen Mangandscha.

Livingstone ließ sich durch diese und ähnliche Gerüchte nicht abschrecken, sondern fuhr im Januar 1859 den Sambesi hinab und bog unterhalb Senna in den Schire ein. Die ersten fünf Meilen weit schwamm zwar eine beträchtliche Menge Wasserlinsen den Fluß herab, doch hätte dieselbe nicht einmal die Fahrt eines Baumkahns aufzuhalten vermocht. Fast die ganze Masse dieser Wasserpflanze ging von einem mit dem Fluß in Verbindung stehenden Sumpfe aus, und oberhalb desselben zeigte sie sich nur noch vereinzelt. Als die „Ma Robert“ sich den Dörfern näherte, versammelten sich die Eingeborenen, mit Bogen und vergifteten Pfeilen bewaffnet, in großer Anzahl, und manche derselben wurden beobachtet, wie sie, hinter Bäumen

stehend, zielten, als ob sie zu schießen im Begriffe wären. Die Weiber waren alle entfernt worden und die Männer offenbar vorbereitet, sich einem Angriffe zu widersetzen.

In dem Dorfe eines Häuptlings, Namens Tingane, hatten sich mindestens 500 Eingeborene versammelt, und den heranfahrenden Fremdlingen wurde befohlen anzuhalten. Kaltblütig ging Dr. Livingstone ans Land, näherte sich dem Häuptlinge, einem hochgewachsenen, grauhaarigen Manne, und sagte ihm, er und seine Gefährten seien Engländer und nicht gekommen, um Sklaven mitzunehmen oder zu kämpfen, sondern nur, einen Weg zu öffnen, auf dem ihre Landsleute ihnen folgen und von den Eingeborenen Baumwolle oder was sie sonst zu verkaufen hätten, eintauschen könnten, aber keine Sklaven. Auf diese Erklärung wurde Tingane, der keine portugiesischen Händler passieren ließ, auf einmal ganz freundlich; schloß er ja wohl auch aus der ihm völlig neuen Erscheinung des Dampfers, daß er es hier mit einem ganz neuen Volke zu thun habe. Bereitwillig erfüllte er die an ihn gestellte Bitte, seine Leute herbeizurufen, damit auch sie die Absichten der Fremden kennen lernten. Da sie ihren Vorteil wohl verstanden und gern Handel trieben, so wurde der Vorschlag, Baumwolle zu bauen und zu verkaufen, beifällig aufgenommen, und da sie an ein höchstes Wesen, den Schöpfer und Regenten aller Dinge glaubten, so fand auch Livingstones Aeußerung bei ihnen Anklang, der Vater aller Wesen wolle nicht, daß seine Kinder einander verkaufen. Die Kunde, daß Gott zum Heile der Menschen seinen Sohn in die Welt gesandt habe und sein Wille in einem Buche niedergeschrieben sei, erregte ebenfalls ihre Aufmerksamkeit; doch konnte für jetzt nicht näher darauf eingegangen werden. Nach längerer Unterredung schied Livingstone von den Versammelten im Frieden.

Ihm und seinen Gefährten war es sehr interessant, sich durch die vielen Krümmungen des unbekannten Flusses hindurchzuwinden. Der ganze untere Teil desselben war wenigstens $3^1/_2$ m tief; höher hinauf wurde er zwar seichter, aber da keine Sandbänke vorhanden waren, ließ er sich leicht befahren. Nachdem man, in gerader Linie gerechnet, etwa 30 Meilen, die Krümmungen des Flusses aber eingerechnet, eine doppelt so lange Strecke zurückgelegt hatte, wurde die Weiterfahrt durch prachtvolle Wasserfälle unmöglich gemacht, welche Livingstone im Einverständnisse mit seinen Gefährten die „Murchison-Fälle" (15° 55′ südl. Br.) benannte.

Die Reise zu Lande fortzusetzen, erschien nicht ratsam, solange die Eingeborenen so argwöhnisch waren, daß sie an den Ufern Tag und Nacht Wache hielten; auch war das Wetter ungünstig. Nachdem man daher an zwei Häuptlinge Botschaften und Geschenke gesandt hatte, kehrte die Expedition nach Tete zurück. Stromabwärts ging die Fahrt rasch von statten; die Flußpferde gingen dem Dampfer aus dem Wege, die Krokodile aber stürzten zuweilen auf ihn los, als ob er ein großes schwimmendes Tier wäre. Sie blieben zwar ganz unter dem Wasser, schlugen aber mit dem Kopf und den Vorderfüßen drei wohlbegrenzte Wellen, die ihr

schnelles Vordringen zeigten; waren sie nur noch wenige Meter von der erwarteten leckeren Speise entfernt, so hoben sie den Kopf aus dem Wasser und fuhren beim Anblick des Dampfers, ohne ihn zu berühren, auf den Grund hinab.

In Tete lehrte Livingstone seine Makololo das Vaterunser und den Glauben und hielt mit ihnen und seinen übrigen Gefährten jeden Morgen um 9½ Uhr eine Andacht. Doch gab er sich nicht lange der Ruhe in dem Hause des gastfreundlichen Kommandanten hin. In der Mitte des März brach er zu einer zweiten Befahrung des Schire auf, dessen Anwohner sich jetzt wohlwollend zeigten und bereitwillig Reis, Geflügel und Getreide an die Reisenden verkauften. Namentlich knüpfte Livingstone mit einem Häuptlinge, Namens Tschibisa, dessen Dorf etwa zwei Meilen unterhalb der Wasserfälle lag, freundliche Beziehungen an. Von dort machte er sich, während die „Ma Robert“ dem Dorfe gegenüber liegen blieb, mit Dr. Kirk und 15 Makololo zu Fuß auf den Weg, um den noch von keinem Europäer gesehenen Schirwa-See aufzusuchen. Sie wanderten in nördlicher Richtung durch eine gebirgige Gegend, wo die Eingeborenen keineswegs eine freundliche Gesinnung gegen sie zeigten und manche der ihnen mitgegebenen Führer sie irre zu leiten suchten. Masakasa, ein Makololo-Vorsteher, hörte einige Bemerkungen, die ihn überzeugten, daß der Führer, den sie gerade hatten, sie irre führen wolle. Er ließ sich aber nichts merken, bis man an einen einsamen Ort kam; hier trat er auf Livingstone zu und sagte zu ihm: „Dieser Bursche ist schlecht, er will uns ins Unglück bringen; mein Speer ist scharf, und niemand ist hier, — soll ich ihn in das lange Gras werfen?“

Hätte der Doktor das geringste Zeichen von Zustimmung gegeben oder auch nur geschwiegen, so wäre von diesem Führer nie mehr jemand geführt worden; aber selbstverständlich verbot er jede Gewaltthat, und später stellte es sich heraus, daß nicht ein Verrat, sondern nur ein Mißverständnis vorlag. Die Reisenden verlangten nämlich zu dem Njansa Mukulu, d. h. dem großen See, geführt zu werden, und meinten damit den Schirwa-See; der Führer aber führte sie um ein Stück Gebirgsland zu einem langen sumpfartigen See, welcher unter den Eingeborenen der Njansa Mukulu hieß. Auf ihrer Flußfahrt waren die Reisenden an diesem See, ohne seinen Namen zu kennen, vorübergefahren, und hätten ihn wegen der ungeheuren Menge Elefanten, die sie darin sahen, am liebsten den Elefantensee genannt.

Jetzt aber galt es den Schirwa-See aufzufinden, und endlich wurde die Ausdauer der Reisenden mit dem gewünschten Erfolge gekrönt; denn am 18. April entdeckten sie den See. Seine Ufer sind von Röhricht und Papyrusstauden umkränzt, und aus seinem Spiegel erheben sich hügelähnliche Inseln. Er scheint sehr tief zu sein und keinen Abfluß zu haben, und in seinem schwach salzigen Wasser leben Krokodile, Flußpferde, Fische und Blutegel, die so zahlreich sind, daß sie einige der Reisenden, die nach einer Sandbank waten wollten, durch ihre Massenangriffe zur Umkehr nötigten. Die Breite des Sees wurde auf fünf Meilen, seine Länge auf

das Drei- bis Vierfache geschätzt. Von den Eingeborenen erfuhr man, daß er in seiner Längenausdehnung nach Norden nur durch eine Landenge von einem viel größeren See getrennt sei.

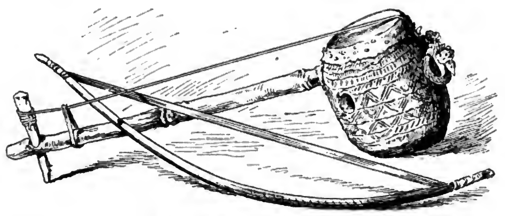
Die Umgebung des Schirwa ist sehr schön, und die Wellen, die während Livingstones Anwesenheit an der südöstlichen Seite des Sees sich an einem Felsen brachen und über denselben hinweg schäumten, erhöhten noch die Schönheit des Bildes. Nahe am östlichen Ufer stehen sehr hohe Berge, wohl mehr als 2000 m über der Meeresfläche, und wenn von ihren steilen Gipfeln die einen über, die anderen unter den Wolken zum Vorschein kommen, so ist der Anblick großartig. Im Westen erhebt sich gleichfalls eine hohe Bergkette, die im Somba mit 2300 m ihren Gipfel erreicht. Die meisten Bewohner dieses Hochlandes fürchteten sich vor den weißen Männern; die Weiber liefen in ihre Hütten und schlossen die Thüren, und die Kinder kreischten vor Schrecken.

Nachdem Livingstone mit seinen Gefährten zwei Nächte am Ufer des Schirwa-Sees geschlafen hatte, kehrte er mit ihnen auf einem anderen Wege, auf dem sie Verwandte des Häuptlings Tschibisa besuchten, nach dem Schiffe und an Bord desselben nach Tete zurück, wo er am 23. Juni anlangte. Sobald der schadhafte Dampfer ausgebessert war, fuhr Livingstone zum Kongone hinab, um von einer englischen Brigg, die sich auf dem Wege nach dem Kap befand, frischen Proviant in Empfang zu nehmen. Die zwölf Krumänner wurden dieser Brigg mitgegeben und durch Makololo ersetzt; auch traten an Bord derselben zwei Mitglieder der Expedition, Thornton und Baines, welche den an sie geknüpften Erwartungen nicht entsprochen hatten, die Rückreise nach ihrer Heimat an.

Während man sich noch auf dem Kongone befand, wurde der Dampfer so leck, daß er zum Ausbessern ans Land gezogen werden mußte. Er war aus einer neu erfundenen, patentierten, aber noch nicht erprobten Art von Stahlplatten erbaut, in denen irgend eine chemische Einwirkung kleine Löcher und Risse verursachte. Der Boden wurde sehr bald wie ein Sieb; der Maschinist stopfte zwar die größeren Löcher zu, aber kaum war das Fahrzeug flott, so brachen wieder neue auf. Bei heftigen Regengüssen war die Kajüte manchmal fast überschwemmt; denn außerdem, daß das Wasser durch die Lecke von unten eindrang, rieselte der Regen durch die Decke, und wer schreiben wollte, mußte einen Regenschirm zu Hilfe nehmen. Die auf den Proviantkisten liegenden Kissen, welche zum Sitzen und Schlafen zugleich dienen mußten, wurden ganz durchnäßt, und dem Schlafen auf diesen nassen Kissen war es großenteils zuzuschreiben, daß die Reisenden viel vom Fieber zu leiden hatten.

Um die Mitte des August unternahm Livingstone eine neue Fahrt auf dem Schire, teils um sich mit den Anwohnern desselben mehr bekannt zu machen, teils um den von den Eingeborenen „Njinjesi“ genannten großen See, der nördlich vom Schirwa-See liegen sollte, aufzusuchen. Der Schire ist viel schmäler, als der Sambesi, aber tiefer und läßt sich daher leicht

beschiffen. Er fließt durch ein überaus fruchtbares Thal, das 3—4 Meilen breit und auf beiden Seiten von Ketten bewaldeter Hügel begrenzt ist. Die ersten vier Meilen weit stehen die Hügel am linken Ufer dicht am Flusse, dann kommt, etwa 500 m vom Ufer entfernt, der Morumbala, d. h. „der hohe Wachtturm“, ein einzeln stehender, etwa 1200 m hoher Berg, von dessen Mitte ein freundliches Dörfchen auf die Reisenden herabblickte. In dem Dorfe Mboma versah man sich mit einem Vorrate Reis, der zu einem erstaunlich niedrigen Preise abgegeben wurde. Abends brachte ein Bewohner dieses Dorfes den weißen Männern ein Ständchen, indem er auf einer Art einsaitiger Geige mehrere hübsche Stücke spielte und sie mit wilden, aber nicht übelklingenden Gesängen begleitete. Er sagte den Makololo, er wolle die ganze Nacht spielen, damit er ein Geschenk bekomme. Da die Nächte kalt waren und manchmal dichte Nebel sich einstellten, so



Afrikanische Geige mit einer Saite.

wurde er gefragt, ob er sich nicht zu erkälten fürchte, antwortete aber: „Nein, ich werde diese Nacht bei meinen weißen Kameraden in dem großen Baumkahne zubringen, ich habe schon oft von den weißen Männern gehört, habe sie aber noch nie gesehen und muß ihnen gehörig singen.“ Mit einem kleinen Stück Kattun entledigte man sich seiner, und er entfernte sich in bester Laune.

„Mehr leck als je, Sir, — im Raume steht das Wasser einen Fuß hoch!“ wurde eines Morgens Livingstone gemeldet. Dieser war an solche Hiobsposten schon gewöhnt; der Fußboden der Kajüte war immer naß, und man mußte oft den ganzen Tag Wasser aufwischen. Die Kajüte war jetzt ein beliebter Brütungsplatz für Moskitos, von denen mehrere Arten die Reisenden quälten. Diese flüchteten sich für die Nacht unter ihre Moskitonetze; wenn aber das Netz nicht gründlich genug ausgeklopft war und auch nur ein einziger dieser Blutsauger innerhalb desselben blieb, so war es um die Nachtruhe geschehen.

Als man das Dorf des befreundeten Häuptlings Tingane hinter sich hatte, dessen Leute am Ufer allerlei Lebensmittel zum Verkaufe auslegten, kam der majestätische Berg Pirone, dem man den Namen Clarendon-Berg

gab, zum Vorschein, und weiter gegen Nordosten erhob sich das südliche Ende der großen Milanje-Kette, worin der Ruo entspringen soll, der nach Südwesten fließt und in einiger Entfernung von Tinganes Dorf sich in den Schire ergießt.

Eine kurze Strecke oberhalb des Zusammenflusses dieser beiden Gewässer liegt der Elefantensumpf oder Njansa Mukulu, zu dem Livingstone, als er den Schirwa-See aufsuchte, infolge eines Mißverständnisses auf dem Landwege geführt worden war. Er wird von ungeheuren Elefantenherden besucht, und die Reisenden zählten 800 dieser Tiere, die sie auf einmal sahen. Die Wahl dieses Ortes zeugt von ihrem bekannten Scharfsinne; denn kein Jäger kann ihnen durch diese Sümpfe nahe kommen. Als der Dampfer das erste Mal den Schire heraufkam, fuhr er mitten in eine Herde hinein, und mehrere Elefanten wurden vom Verdeck aus geschossen, aber diese einzige Lektion reichte hin, sie zu belehren, daß das schnaubende Ungeheuer ein Ding sei, dem man aus dem Wege gehen müsse. Sobald sie den Dampfer wieder erblickten, flüchteten sie sich weit in den Sumpf hinein, der von allerlei Zuflüssen durchschnitten wird. Am nordöstlichen Ende desselben, etwa eine Stunde vom Flusse entfernt, beginnt ein großer Palmenwald, in welchem die Elefanten reichliche Nahrung finden.

Ein schöner junger Elefant wurde hier lebendig gefangen, als er eben aufs Ufer klettern wollte, um seiner fliehenden Mutter zu folgen. Während man sich seiner bemächtigte, schrie er so gewaltig, daß man, um einem Angriffe seiner wütenden Mutter zu entgehen, weiter fuhr, indem man ihn am Rüssel durch das Wasser schleppte. Da zog ihm der Makololo Monga, ein leidenschaftlicher Elefantenjäger, ein Messer quer über den Rüssel. Die Wunde ward sorgfältig zugenäht, und der junge Elefant wurde bald ganz zahm; aber das Atmen hinderte die Heilung des Schnittes, und er starb nach wenigen Tagen an Blutverlust. Wäre er am Leben geblieben und nach England gebracht worden, so wäre er der erste dort gesehene afrikanische Elefant gewesen.

Am 28. August verließ Livingstone oberhalb des Dorfes Tschibisas den Dampfer, um den Njassa-See aufzusuchen. Ihn selbst eingeschlossen zählte die Reisegesellschaft 42 Mann, nämlich 4 Weiße, 36 Makololo und 2 Führer. Die Makololo wurden mit Flinten bewaffnet, was der Gesellschaft ein größeres Ansehen, wenn auch nicht mehr Stärke verlieh, da die meisten derselben noch nie einen Schuß abgefeuert hatten. Der Weg, den man einschlug, durchkreuzte das Thal in nordöstlicher Richtung und führte an einem schönen Flüßchen hinauf, an dessen Ufern in Gärten vortreffliche Baumwolle gebaut wurde. Nach einstündigem Marsche standen die Reisenden am Fuße der Mangandscha-Hügel. Als man diese zu ersteigen begann, veränderte sich bald die Vegetation: Bambusrohre kamen zum Vorschein, und neue Pflanzen und Bäume zeigten sich, welche Dr. Kirk so sehr beschäftigten, daß er den Weg dreimal machte.

Als die Reisenden von einer Höhe von 300 m zurückblickten, bot sich ihnen eine reizende Aussicht dar. Das Auge umfaßte mit einem einzigen

Blicke das zu ihren Füßen liegende Thal und die vielen Windungen seines silberhellen Flüßchens von der schattigen Hügelwand an, wo es in schäumender Hast hervorkam, bis zu dem Punkte, wo es langsam in den Schire glitt. Diesen selbst sah man viele Stunden weit ober- und unterhalb des Dorfes Tschibisas, und jenseits desselben erblickte man eine große Ebene mit zahlreichen Wäldern, bis die Aussicht nach Westen und Nordwesten durch Massen spitziger, domförmiger blauer Berge begrenzt wurde, welche die Hochlande des Maravigebietes umsäumen.

Nach einem ermüdenden Marsche machte Livingstone in Makolongwe, dem Dorfe Tschitimbas Halt, das in einer waldigen Vertiefung auf der ersten der drei Terrassen der Mangandscha-Hügel lag und gleich allen Mangandscha-Dörfern mit einer undurchdringlichen Hecke von giftigen Euphorbien umgeben war. Wie Fremde zu thun pflegen, setzten sich die Ankömmlinge unter einige schöne Bäume am Eingang des Dorfes nieder. Den weißen Männern wurden Rohrmatten unterbreitet, und der Ortsvorsteher brachte eine kleine Ziege und einen Korb Mehl zum Geschenke. Dafür wurde ihm der volle Wert in Kattun und Perlen eingehändigt. Er maß wiederholt den Kattun und prüfte die Perlen aufs sorgfältigste, dann wurden Erbsen und Mehl zum Verkauf gebracht. Ein Stück blauen Kattuns, groß genug zu einem vollständigen Anzug für einen Mann oder eine Frau, wurde zur Bezahlung dieser Lebensmittel herbeigeholt, und Sininyane, ein Makololo-Vorsteher, welcher meinte, ein Teil dieses Stückes wäre auch genug, wollte es eben zerreißen, als Tschitimba bemerkte, es wäre schade, ein so hübsches Kleid für sein Weib zu zerreißen, er wolle lieber noch mehr Mehl bringen.

„Ganz recht," sagte Sininyane, „aber siehe, das Kleid ist sehr weit; gib also acht, daß der Korb mit dem Mehl auch weit ist, und thu' einen Hahn dazu, damit das Mehl einen feinen Geschmack bekommt!"

Jetzt entwickelte sich ein lebhafter Handel; jeder war begierig, ebenso schöne Dinge zu erlangen, wie sein Nachbar; Frauen und Mädchen begannen Korn zu stoßen und zu mahlen; Männer und Knaben machten Jagd auf das schreiende Federvieh, und in wenigen Stunden war der Markt mit allen Arten einheimischer Lebensmittel überfüllt.

Da die Luft angenehm war und es auf diesen Hügeln keine Moskitos gab, so schliefen die Reisenden unter den Bäumen. Ihrer Gewohnheit gemäß waren sie aber schon beim Grauen des Tages wieder in Bewegung, und nachdem sie sich mit einer Tasse Kaffee und Zwieback gestärkt hatten, setzten sie in der köstlichen Morgenluft ihren Marsch fort. Sie kamen an einer Anzahl sehr malerisch zwischen den Hügeln gelegener Dörfer vorbei und erreichten in wenigen Stunden die oberste Terrasse, 900 m über dem Meeresspiegel. Das Plateau liegt an der Westseite des Milanje-Gebirges, und sein nordöstlicher Saum neigt sich nach dem Schirwa-See hinab. Livingstone und seine Gefährten waren ganz bezaubert von der herrlichen Landschaft und blickten mit immer neuem Entzücken auf ihre fruchtbaren Ebenen, zahlreichen Hügel und majestätischen Berge.

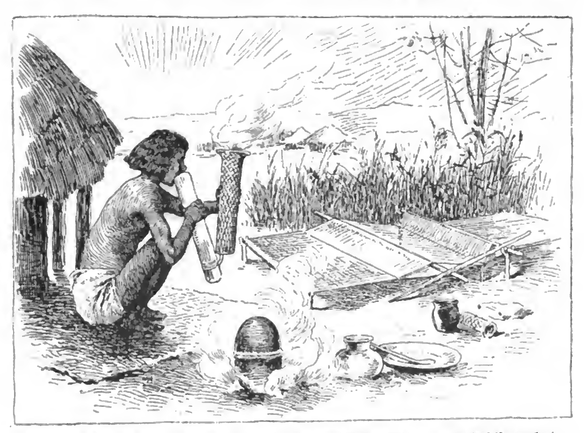
Nachdem die Reisenden eine Woche lang die Hochlande durchkreuzt hatten, stiegen sie in das obere Schirethal hinab, welches 350 m über dem Meere liegt, außerordentlich fruchtbar ist und eine dichte Bevölkerung ernährt. Die hellen, kühlen fließenden Gewässer sind im Mangandschalande sehr zahlreich; auch der vier Meilen lange und über 2000 m hohe Sombaberg hat einen schönen Fluß, der in den Schirwa-See hinabeilt. Die Hochlande sind waldreich, und an den mannigfaltigen Gewässern wachsen viele Bäume von bewundernswerter Höhe und vortrefflichem Holze. Obgleich Hornvieh die reichlichste Weide finden würde, haben die Eingeborenen doch nur wenige Ziegen und noch weniger Schafe. Außer Leoparden, von denen sich hie und da einer zeigt, gibt es hier keine Raubtiere.

Alle kleinen Häuptlinge eines Landesteiles entrichten ihrem Rundo oder Oberhäuptlinge einen jährlichen kleinen Tribut und liefern ihm von jedem erlegten Elefanten einen Stoßzahn, wogegen der Rundo verbunden ist, ihnen beizustehen, wenn sie von einem Feinde angegriffen werden. In einem Teile des Oberschirethales war damals die Oberhäuptlingsschaft in den Händen einer Frau, und in ihrem Gebiete nahmen die Frauen einen höheren Rang ein und erfreuten sich einer achtungsvolleren Behandlung als ihre Schwestern in anderen Landesteilen.

Die Mangandscha sind ein gewerbfleißiger Volksstamm. Oft ziehen alle Bewohner eines Dorfes aus, um auf den Feldern zu arbeiten, und während Männer, Weiber und größere Kinder in voller Thätigkeit sind, sieht man dicht dabei die kleinsten unter einem schattigen Busche liegen. Soll ein Stück Waldland abgeholzt werden, so verfahren sie gerade so, wie die Farmer in Amerika. Die Bäume werden mit Aexten gefällt, Stämme und Aeste verbrannt und die Asche auf dem Boden umhergestreut; das Getreide wird zwischen die Stümpfe, die man verfaulen läßt, gesäet. Vom Mapira oder ägyptischen Dura, sowie von Hirse, Bohnen, Mais und Erdnüssen werden reiche Ernten erzielt; auch mit Yams, Reis, Kürbissen, Gurken, Maniok, Bataten, Tabak und Hanf werden kleinere Feldstücke bepflanzt. Ein Baumwollenfeld hat jede wohlhabendere Familie, und fast in jedem Dorfe sahen die Reisenden Leute mit dem Reinigen, Spinnen und Weben von Baumwolle beschäftigt. Eisenerz wird aus den Hügeln gegraben und fleißig verarbeitet; in Dörfern am Schirwa-See und auch anderwärts verfertigen die Eingeborenen aus freier Hand alle Arten Koch-, Wasser- und Getreidetöpfe, welche sie mit Wasserblei verzinnen, das in den Hügeln gefunden wird. Manche beschäftigen sich auch mit dem Flechten hübscher Körbe aus Bambusrohr, während andere aus Pflanzenfasern Fischnetze machen, die sie entweder selbst benützen oder bei den Fischern gegen getrocknete Fische und Salz austauschen.

Von den Männern haben manche wohlgestaltete Köpfe, hohe Stirnen und angenehme Gesichtszüge; Livingstone und seine Gefährten vergaßen darüber bald die Farbe und wurden durch solche Gesichter nicht selten an Bekannte aus ihrer Heimat erinnert. Große Sorgfalt verwenden die Männer

auf die Anordnung ihrer Haare, die übrigens sehr mannigfaltiger Art ist. Die einen ziehen ihre Locken so lange, bis sie die vielbeliebte Gestalt von Büffelhörnern annehmen; andere lassen ihre Haare in einem dicken Wickel, wie den Schwanz jenes Tieres, über den Rücken herabhängen; wieder andere tragen sie in gedrehten Stricken, welche, durch spiralförmig um jede Locke gewundenen Bast steif gemacht, strahlenförmig vom Kopfe nach allen Richtungen abstehen. Bei manchen hängen die Haare in großen Massen rings um die Schultern, während andere sie ganz oder teilweise abrasieren lassen, und zwar die letzteren so, daß die stehenbleibenden Haare Figuren bilden.



Einheimisches Gewebe und eingeborener Weber, die landesübliche ungeheure Tabakspfeife rauchend.

Die Mangandscha tragen Fingerringe, Halsbänder, Arm- und Knöchelspangen aus Messing, Kupfer oder Eisen; aber der wunderlichste Schmuck ist die Pelele, d. h. der Oberlippenring der Frauen. Die Oberlippe der Mädchen wird in der Mitte, dicht an der Scheidewand der Nase durchstochen und ein Holzstückchen hineingesteckt; ist die Wunde geheilt, so wird statt des ersten Holzstückchens ein größeres hineingedrückt, und dies wird monate- und jahrelang so fortgesetzt, bis das Loch so groß ist, daß ein Ring von zwei Zoll Durchmesser sich mit Leichtigkeit hineinschieben läßt. Die ärmeren Klassen machen die Pelele aus Bambus, die reicheren von Zinn oder Elfenbein; die zinnerne hat oft die Form einer kleinen Schüssel, die elfenbeinerne die eines Serviettenringes. Das Vorstehen der Oberlippe sieht ganz abscheulich aus, und wenn eine alte Frau, die einen hohlen

Bambusring trägt, lacht, so zieht sich der Ring und die denselben umgebende Lippe bis über die Augenbrauen hinauf; mitten durch den Ring sieht man dann die Nase, und die bloßgelegten Zähne zeigen, wie sorgfältig man sie abgefeilt hat, damit sie denen einer Katze oder eines Krokodils gleichen. Eine Frau erscheint nie öffentlich ohne die Pelele, außer in Zeiten der Trauer um Verstorbene. Sagt man den Frauen, daß dieselbe sie häßlich mache, so antworten sie einfach: „Es ist eben Mode.“ Auf die an einen alten Häuptling gerichtete Frage, warum denn die Pelele von den Frauen getragen werde, erwiderte er: „Natürlich der Schönheit halber! Die Männer haben Bärte, die Weiber haben keine; was für ein Geschöpf wäre also eine Frau ohne Pelele!“



Lippenring einer Mangandschafrau.

Auf den Hügeln sah Livingstone so viele grauköpfige Männer und Frauen, wie nirgends zuvor. Auf ihre Stöcke gestützt kamen sie mit den andern herbei, um die weißen Männer zu sehen, und das ehrwürdige Aussehen eines alten Häuptlings machte einen sichtlichen Eindruck auf die Makololo, welche sagten: „Er ist ein alter Mann, ein sehr alter Mann; seine Haut hängt in Falten, gerade wie die eines Elefanten an der Hüfte.“ Fleißigem Waschen verdanken sie übrigens ihr langes Leben nicht. Ein alter Mann sagte, er erinnere sich, daß er sich einmal in seinem Leben gewaschen habe, aber es sei schon so lange her, daß er nicht mehr wisse, wie es thue. „Warum waschet ihr euch,“ fragten Frauen die Makololo, „unsere Männer waschen sich nie.“ Einen zudringlichen Mann, der im Oberschirethale die Reisenden mehrere Tage verfolgte und in den Dörfern alberne Gerüchte über sie ausstreute, konnten sie endlich nur durch die Drohung, ihn im Flusse zu waschen, los werden.

Sehr verbreitet ist die Sitte, über die Schuld oder Unschuld eines Angeklagten durch das Trinken der giftigen Muave ein sogenanntes Gottesurteil zu veranlassen. Wirft der Magen das Gift wieder aus, so gilt jener für unschuldig; behält er es aber, so nimmt man an, daß die Schuld bewiesen sei. Der Glaube an dieses vermeintliche Mittel, die Wahrheit ans Licht zu bringen, ist so fest, daß manche sich freiwillig zur Anwendung desselben anbieten.

Um einen Verstorbenen wehklagen die Frauen zwei Tage, indem sie auf dem Erdboden sitzend melancholische Weisen singen. Alles im Hause des Verstorbenen vorhandene Bier und Mehl wird auf den Boden geschüttet,

und alle Koch- und Wassertöpfe werden zerbrochen. Männer und Frauen tragen als Zeichen der Trauer um Verwandte schmale Streifen von Palmblättern, welche um den Kopf, den Hals, die Brust, die Arme und Beine gewunden und solange beibehalten werden, bis sie von selbst abfallen. Sie glauben an ein höchstes Wesen und eine Fortdauer nach dem Tode. „Hier leben wir nur wenige Tage," sagte ein alter Häuptling, „aber nach dem Tode leben wir noch einmal; wo, in welcher Lage und mit was für Genossen, wissen wir nicht; denn die Toten kehren nicht zurück, um es uns zu sagen. Zuweilen kommen sie und erscheinen uns in Träumen, aber sie sprechen nie, noch sagen sie uns, wohin sie gegangen sind und wie es ihnen geht."

Als die Reisenden das Dorf des Häuptlings Muana-Moesi erreichten und ungefähr noch eine Tagreise vom Njassa-See entfernt waren, sagte man ihnen, man habe noch nie von einem in jener Gegend befindlichen See gehört, am Schireflusse könne man noch zwei Monate hinreisen, und dann sehe man ihn zwischen senkrechten, fast bis zu den Wolken reichenden Felsen hervorkommen. Nicht wenig bestürzt über diese Aussage riefen die Makololo: „Laßt uns zum Schiffe zurückkehren! Es hilft uns nichts, den See zu suchen, — wir finden doch keinen."

„Wir werden jedenfalls hingehen und jene wundervollen Felsen ansehen!" entschied Livingstone.

„Und wenn du sie gesehen hast," bemerkte Masakasa, „so wirst du noch mehr sehen wollen. Aber es ist dort ein See trotz alles ihres Leugnens," setzte er hinzu, „denn es steht ja in einem Buche." In seinem grenzenlosen Vertrauen auf alles, was in einem Buche stand, ging er dann hin und schalt die Eingeborenen wegen ihrer lügenhaften Aussage. Darauf gaben sie zu, daß wenige Stunden weiter ein See vorhanden sei. Am Abende brachte der Häuptling ein kleines Geschenk an Mehl und saß kurze Zeit bei Livingstone und seinen Gefährten. Kaum hatte er sich entfernt, als vom Fluß her ein wildes, klägliches Geschrei erscholl, dem ein Gekreisch von Weibern folgte. Ein Krokodil hatte die vornehmste Frau des Häuptlings, die eben baden wollte, fortgetragen. Die Makololo ergriffen eilig ihre Waffen und stürzten ans Ufer, aber es war zu spät, — das Ungeheuer war mit seinem Opfer bereits verschwunden. Das Wehklagen der Frauen dauerte die ganze Nacht hindurch; am nächsten Morgen begegneten die Reisenden noch anderen, welche in das Dorf kamen, um an der allgemeinen Trauer teilzunehmen, und die über ihre Wangen herablaufenden Thränen zeigten, wie sehr ihnen der Unglücksfall zu Herzen ging. Uebrigens gehörten ähnliche Fälle, namentlich auch bei Tete, nicht zu den Seltenheiten, und Livingstone selbst sah einst auf dem Sambesi von seinem Schiffe aus, wie zwei Weiber von Alligatoren im Rachen fortgeschleppt wurden, ohne ihnen Hilfe leisten zu können.

Am 16. September 1859 entdeckte Livingstone den Njassa-See, dessen südliches Ende unter 14° 25′ südl. Br. und 35° 30′ östl. L. liegt. Zwei Monate später kam Dr. Roscher, ein vielversprechender deutscher Forschungs-

reisender, von einer anderen Seite her an den See, wurde aber drei Tagreisen nordöstlich von Nussewa, wo er sich einige Zeit aufhielt, ermordet. Die Mörder wurden von einem Häuptlinge festgenommen, nach Sansibar geschickt und dort hingerichtet.

Als der Häuptling einer Ortschaft unweit des Ausflusses des Schire aus dem Njassa-See von der Ankunft der Fremden hörte, führte er sie in sein Dorf unter einen prachtvollen Bananenbaum, auf den er stolz zu sein schien, und brachte ihnen eine Ziege und einen Korb Mehl, um, wie er sagte, „ihre Herzen zu erquicken". Von ihm hörten sie, daß nahe bei ihnen eine von Arabern geführte Karawane mit Sklaven sich gelagert habe. Diese Sklavenhändler waren im letzten Jahre in Cazembes Land gewesen und befanden sich jetzt mit einer Menge Sklaven, Elfenbein und Malachit auf dem Rückwege. Ein halbes Dutzend mit langen Gewehren bewaffneter Führer kam herüber, um die neuen Ankömmlinge zu sehen, und bot ihnen Sklaven zum Verkauf an; als sie aber hörten, daß es Engländer seien, ließen sie Zeichen von Furcht blicken und zogen während der Nacht weiter. Die Makololo hätten die Sklavenhändler gern getötet und die Sklaven laufen lassen; aber dies hätte den letzteren nicht viel geholfen, da die Bewohner der umliegenden Dörfer sie bald wieder in die Sklaverei verkauft haben würden. Die Mangandscha-Häuptlinge verkaufen ihre eigenen Unterthanen; zwar schienen sie sich dessen stets zu schämen, wenn Livingstone sie darob zur Rede stellte, und sagten, sie verkaufen nur Verbrecher; aber wahrscheinlich werden auch andere verkauft, z. B. auf die Anklage der Hexerei, und namentlich verschwinden oft freundlose Waisen, ohne daß jemand darnach fragt, wohin sie gekommen seien. Außerdem geschieht es nicht selten, daß ein Teil eines Stammes, durch Gewinnsucht verlockt, eigene Stammesgenossen zu verkaufen anfängt, wovon die Folge ist, daß der schwächere Teil des Stammes vertrieben wird und, während er umherirrt, vom Plündern und Verkauf seiner Gefangenen, sogar seiner eigenen Mitglieder lebt.

Die Mangandscha waren mißtrauischer und weniger gastfreundlich als die Stämme am Sambesi, und im oberen Schire-Thale wurden unsere Reisenden in manche Dörfer gar nicht eingelassen und nicht einmal Lebensmittel an sie verkauft. Die Eingeborenen gedachten erlittener Ueberfälle, bei denen Leute aus ihrer Mitte als Sklaven fortgeschleppt worden waren, und ließen sich daher von den friedlichen Absichten Livingstones schwer überzeugen. Da nun dieser die Erfahrung gemacht hatte, daß es zur Beschwichtigung jedes Verdachts das beste sei, nach einem kurzen Besuche in einer Gegend sich wieder zu entfernen, so hielt er sich auch am Njassa für diesmal nur kurze Zeit auf, in der Absicht, wiederzukommen und dann den großartigen See samt Umgebung näher zu erforschen, was er denn auch, wie der Leser finden wird, zwei Jahre später wirklich ausführte. Auch hatte er einen Teil seiner Leute auf dem Dampfer zurückgelassen, welche nicht zu lange allein bleiben durften, da jede Unvorsichtigkeit von ihrer Seite für den guten Ruf der Expedition hätte gefährlich werden können.

So machte sich denn Livingstone auf den Rückweg und kam am 6. Oktober wieder auf seinem Dampfer an. Nachdem die Reisenden sich der um 10° R. kühleren Luft des Hochlandes erfreut hatten, wirkte die Hitze im unteren Schirethale, wo das Thermometer im Schatten 23°—32° zeigte, sehr erschlaffend auf sie. Auch das Wasser des Flusses hatte eine Wärme von 23 und mehr Graden, während das, welches sie auf den Hügeln getrunken hatten, die Temperatur von 15° nicht überstieg.

Um frischen Proviant einzunehmen, beschloß Livingstone nach dem Kongone zu fahren. Als man an dem Elefantensumpfe vorüberkam, sah man neun große Herden Elefanten, welche zuweilen eine wohl fast eine Stunde lange Linie bildeten. Am 2. November ankerte man auf der Höhe von Schamoara und sandte ein Boot nach Senna, um Zwieback und andere Lebensmittel zu holen. Senhor Ferrao machte mit seiner gewohnten Freigebigkeit Livingstone und seinen Gefährten einen jungen Ochsen zum Geschenke, den er ihnen in einem Baumkahne zuschickte. Er hätte gern gewußt, ob ihnen auch ein zweiter Ochse willkommen sein würde, und fragte daher, nachdem er sein portugiesisch-englisches Wörterbuch zu Rate gezogen hatte, den beauftragten Matrosen, ob er noch einen anderen (another) mitnehmen wolle. Aber Jack, der die portugiesische Aussprache des th mißverstand, antwortete: „O nein, Herr, ich danke Ihnen! ich kann im Boote keine Otter brauchen, — sie sind so schreckliche Beißer."

Nachdem Livingstone den Kongone erreicht hatte, ließ er seinen überaus lecken Dampfer, aus dem fortwährend das Wasser ausgepumpt werden mußte, zur Ausbesserung ans Land ziehen. Bald darauf traf der „Lynx", ein englisches Kriegsschiff, mit Proviant ein, aber die Einfahrt in den Kongone war infolge heftiger Regengüsse so schwierig geworden, daß zwei bis drei Tage vergingen, ehe das Schiff sich mit Livingstone in Verbindung setzen konnte. Zwei seiner Boote suchten einzulaufen, aber eines derselben, das den rechten Weg verfehlte, stürzte in der heftigen Brandung um. Glücklicherweise gelang es dem Offizier des anderen Bootes, die ganze Mannschaft zu retten, allein die Gegenstände, welche das umgestürzte Boot Livingstone und seinen Gefährten bringen sollte, waren natürlich verloren, und unter denselben befanden sich auch die Briefbeutel, welche für die Mitglieder der Expedition Depeschen der Regierung und Briefe ihrer Freunde in England vom vergangenen Jahre enthielten. Dieser Verlust wurde schmerzlich empfunden; doch hatte wenigstens Livingstone kurz vorher, am 4. November, aus Kuruman Briefe erhalten, in deren einem seine Gattin ihm schrieb, daß sie am 16. November 1858 mit einem Töchterchen beschenkt worden seien, das also, als der Vater die Nachricht bekam, fast schon ein Jahr alt war.

Bei der Ausbesserung des gebrechlichen Dampfers leistete der Kommandant des „Lynx" seinen Landsleuten kräftigen Beistand, so daß sie am 16. Dezember die Fahrt stromaufwärts antreten konnten. In Schupanga mußten sie acht Tage bleiben, um die Ankunft eines aus Quilimane kommen-

den Vorrats Kattun abzuwarten, der ihnen auf der bevorstehenden Reise ins Innere als Tauschware dienen sollte. Es regnete jetzt viel, der Sambesi stieg bedeutend und die Auffahrt auf demselben in dem elenden Fahrzeuge ging so peinlich langsam, daß man erst am 2. Februar 1860 Tete erreichte, von wo aus sobald als möglich die Rückreise mit den Makololo in ihre Heimat stattfinden sollte.

Trotz seines bewegten Reiselebens schrieb Livingstone fleißig an die Seinigen, und mit welch treuer Liebe er seine Kinder auf dem Herzen trug, erhellt aus Stellen seines Tagebuchs, wie die folgende: „Heilige, gnadenreiche Allmacht, nimm meine Kinder unter Deine Obhut, reinige und bereite sie zu Deinem Dienste! Laß die Strahlen der Sonne der Gerechtigkeit in ihnen Frühling, Sommer und Ernte für Dich hervorbringen!"

Der Geographischen Gesellschaft in London machte er fortlaufende Mitteilungen über seine Entdeckungen und Beobachtungen, und außerdem führte er eine ausgedehnte Korrespondenz mit Freunden und Gönnern in in England und in der Kapstadt. In manchen seiner Briefe sprach er einen Gedanken aus, der ihn sehr lebhaft beschäftigte. Er war nämlich fest überzeugt, daß das gesunde und fruchtbare Gebirgsland des Schirethales sich für Handels- und Missionsstationen vorzüglich eignen würde. Die Ansiedler, dachte er, könnten die gewerbfleißigen Einwohner zu ausgedehnterem Anbau von Baumwolle, Mais, Zuckerrohr und anderen wertvollen Erzeugnissen veranlassen, sie zum Austausche derselben gegen europäische Waren anleiten, zu gleicher Zeit aber sie durch Wort und Beispiel in den heiligen Wahrheiten des Christentums unterweisen. Außer den Murchison-Katarakten, denen entlang sich mit Leichtigkeit eine acht Meilen lange Straße anlegen ließ, konnte der ganze Weg von England zu Wasser gemacht werden. Um aber die Besetzung des Schirethals für Verbreitung christlicher Erkenntnis und Gesittung noch wirksamer zu machen, ging Livingstone mit der Gründung einer englischen Kolonie um, welche zunächst aus zwanzig bis dreißig unbemittelten, aber ehrbaren Familien bestehen sollte, die, in ihrer Heimat mit Not und Mangel kämpfend, in jenem fruchtbaren Thale ihr reichliches Auskommen finden würden. Um Besprechung dieses Gedankens mit einflußreichen Männern in England bat er einen dortigen Freund, indem er hinzufügte, daß er selbst 2000 Pfund anonym dazu beizusteuern bereit sei.

Außerdem beschäftigte ihn ein neuer Plan zur Unterdrückung des Sklavenhandels, der ihm auf seiner letzten Reise in greller Gestalt vor die Augen getreten war. Da nämlich der Hauptweg für den Sklaventransport aus dem Innern von Norden und Nordwesten her über den Njassa-See nach der Ostküste ging, so war er der Ansicht, daß ein kleiner bewaffneter Dampfer auf diesem See mehr zur Verhinderung des Sklaventransports leisten könnte, als ein halbes Dutzend Kriegsschiffe auf dem Ocean, und einsichtsvolle Seeoffiziere, mit denen er den Gegenstand besprach, stimmten ihm vollkommen bei. In einem Briefe vom 7. Februar 1860 an Sir Roderich Murchison empfiehlt er diesem dringend seinen Plan und fährt

dann so fort: „Wenn die Regierung die Mittel hergibt, ganz recht; wenn nicht, so werde ich mein Buchhonorar darauf verwenden. Den Fonds der Kinder brauche ich deshalb nicht anzurühren, der meinige könnte nicht besser verausgabt werden. Reich geborene Leute werden manchmal krank vor Furcht, arm zu werden; ich aber habe den Vorteil, daß es mir nicht bange davor ist, in Armut zu sterben. Wenn ich am Leben bleibe, muß das von mir Unternommene gelingen; nur der Tod wird meinen Bemühungen ein Ende machen."

Das waren edle, menschenfreundliche und wohlausgedachte Plane, aber ihre Verwirklichung stand nicht so nahe bevor, wie Livingstone zu hoffen berechtigt war; denn es bereiteten sich verheerende Stürme vor, welche über das Schirethal und Livingstones Unternehmen hereinbrechen sollten.



Livingstone und das Rhinoceros.

14. Rückkehr mit den Makololo in ihre Heimat.

1860.

Abreise von Tete. — Desertionen. — Der Pondoro. — Gespräch mit einem Löwen. — Einrichtung des Lagers. — Drei furchtbare Gespenster. — Der Affe als ein heiliges Tier. — Dr. Kirk fieberkrank. — Hochwild in außerordentlicher Menge. — Tierleben bei Nacht. — Livingstone und das Rhinoceros. — Die freundlichen Bawe. — Sekeletus Aussatz. — Empfang Livingstones in Linjanti. — Trauriges Ende einer Mission. — Abschied von Sekeletu.

Livingstone dachte nun ernstlich daran, seine Makololo in ihre Heimat zurückzuführen. Da er aber erfuhr, daß es ihm schwer fallen würde, vor Einbringung der neuen Ernte jenseits der Kebrabasa-Fälle die nötigen Lebensmittel zu bekommen, auch die nasse Jahreszeit für die Jagd ungünstig war, so beschloß er die Abreise nach dem Innern bis zum Mai zu verschieben und in der Zwischenzeit noch einmal nach dem Kongone hinabzufahren, in der Hoffnung, von dem Kriegsschiffe, das im März eintreffen sollte, Briefe und Depeschen zu erhalten. In dieser Hoffnung täuschte er sich jedoch, und nachdem er am Kongone mehrere Wochen vergebens auf die Erscheinung des Schiffes gewartet hatte, kehrte er nach Tete zurück. Vorher aber fertigte er seinen wackern Schiffsingenieur Rae nach Quilimane ab, mit dem Auftrage, sich dort nach England einzuschiffen und an Ort und Stelle darauf hinzuwirken, daß die Expedition mit einem soliden zerlegbaren Dampfer versorgt würde.

In Tete wurden die Vorbereitungen zur Reise in das Innere eifrig betrieben. Der elende, gebrechliche Dampfer wurde bei der Tete gegenüber liegenden Insel Kanyimbe angelegt und unter die Obhut der im Dienste der Expedition stehenden zwei englischen Matrosen gestellt, für diese aber ein Stück Land erworben, auf dem sie sich allerlei Feldfrüchte selbst bauen sollten. Kattune, Perlen und Messingdraht wurden in alte Segel eingenäht und auf jedes Gepäckstück wurde der Name des Trägers gesetzt. Alle Makololo, die mit Livingstone aus dem Innern gekommen waren, erhielten ein Geschenk an Kattun und Schmucksachen, und diejenigen, welche

der neuen Expedition gedient hatten, wurden dafür noch besonders belohnt. Wiewohl man sie aus Höflichkeit Makololo nannte, da sie sich auf diesen Namen nicht wenig einbildeten, so war doch Kanjata, nach Sekwebus Tod ihr Hauptvorsteher, jetzt noch der einzige wirkliche Makololo, während alle übrigen den unterworfenen Stämmen der Batoka, Baschubia, Ba-Selea und Barotse angehörten.

Am 15. Mai 1860 war alles zur Abreise bereit, und um zwei Uhr nachmittags brach Livingstone mit seiner Karawane von dem Dorfe, wo die Makololo wohnten, auf. Ein Kaufmann schickte drei seiner Leute mit, welche Sekeletu ein Geschenk überbringen sollten; Major Sicard gab Livingstone drei Mann zum Beistande auf seiner Rückreise nach Tete mit, und zwei andere Portugiesen liehen ihm ein Paar Esel.

Mehrere Makololo zogen es vor, in Tete zu bleiben; andere schlossen sich, obgleich man ihnen gesagt hatte, daß man sie zum Mitgehen nicht zwinge, mit widerstrebendem Herzen der Karawane an. Als diese aber nach kurzem Marsche, um den hauptsächlich am rechten Ufer des Sambesi hausenden Banyai mit ihren Abgabeforderungen auszuweichen, auf das linke Ufer übersetzte, kehrten zwei nach Tete zurück und von da an liefen jede Nacht einige davon. Vergebens machte Livingstone im Lager bekannt, daß, wer umzukehren wünsche, es nur zu sagen brauche, und daß er auf solche, welche Tete ihrem Vaterlande vorzögen, nicht böse sein würde, — der Umgang mit Sklaven hatte ihr Ehrgefühl zerstört, und sie entwichen bei Nacht; doch nur ein einziger nahm das ihm anvertraute Gepäckstück mit, während zwei andere das Eigentum ihrer Kameraden entwandten. Bis die Karawane die Kebrabasa-Hügel erreichte, waren 30 Mann, fast der dritte Teil der Reisegesellschaft, umgekehrt. Die Ausreißer waren meistens Leute, die in Tete nichts Gutes gelernt und ihren Verdienst mit Bier- und Branntweintrinken vergeudet hatten; an ihnen verlor die Karawane nicht viel, und als sie fort waren, fand, einen einzigen Mann ausgenommen, keine Desertion mehr statt.

Als sie eines Nachmittags in einem Kebrabasadorfe Halt machten, begrüßte sie ein Mann, welcher behauptete, er könne sich in einen Löwen verwandeln. Die Makololo setzten Livingstone und seinen zwei weißen Gefährten auseinander, daß er ein Pondoro oder ein Mann sei, der seine Gestalt nach Belieben verändern könne. Als sie aber den Mann auffordern sollten, sich in einen Löwen zu verwandeln, wofür er ein Stück Kattun erhalten würde, entgegneten sie: „O nein! wenn wir ihm das sagen, so wird er sich verwandeln und dann, wenn wir im Schlafe liegen, uns umbringen.“ Leute aus dem Dorfe erzählten, daß er als Löwe tagelang in den Wäldern bleibe, zuweilen sogar einen ganzen Monat abwesend sei. Sein Weib hatte ihm eine Hütte oder Höhle gebaut, in die sie für ihren verwandelten Gatten, dessen Metamorphose also seinem menschlichen Geschmacke keinen Eintrag that, Bier und die gewöhnlichen Lebensmittel stellte. In diese Hütte darf außer dem Pondoro und seinem Weibe niemand eintreten. Zuweilen wendet er die erlangte Löwenstärke dazu an, daß er zum Besten

des Dorfes jagt; dann riecht sein Weib den Löwen, stellt eine gewisse Arznei in den Wald und entfernt sich schnell wieder, damit er nicht auch sie umbringe. Diese Arznei macht es ihm möglich, sich wieder in einen Menschen zu verwandeln; er kehrt in sein Dorf zurück und sagt: „Gehet hin und holet das Wild, das ich für euch erlegt habe!“ Natürlich macht man sich das zu nutze und holt den Büffel oder die Antilope, die er, woran man nicht zweifelt, als Löwe erlegt hat. In einem andern Dorfe sahen die Reisenden einen phantastisch gekleideten und mit vielen Zaubermitteln behängten Pondoro, dem ein Trupp Knaben mit gellendem Jauchzen nachlief.

Sehr verbreitet fand Livingstone auch den Glauben, daß die Seelen verstorbener Häuptlinge in Löwen übergehen und diese unverletzlich machen. Als Livingstones Leute eines Tages einen Büffel erlegt hatten, kam nachts ein hungriger Löwe, wahrscheinlich durch den Geruch des Fleisches angelockt, dicht an das Lager und regte durch sein Brüllen die ganze Mannschaft auf. In der Voraussetzung, daß der Löwe ein verwandelter Häuptling sei, schalt ihn einer der Leute in der kurzen Zeit, da er schwieg, tüchtig aus, indem er sagte: „Du ein Häuptling? du nennst dich einen Häuptling? was für eine Art Häuptling bist du denn, daß du in der Dunkelheit umherschleichst und unser Büffelfleisch stehlen willst? Schämst du dich nicht vor dir selbst? Ein schöner Häuptling, wahrhaftig! Du bist wie der Mistkäfer und denkst nur an dich selbst, — du hast nicht das Herz eines Häuptlings. Warum schlachtest du dir nicht selbst ein Tier? Du mußt statt des Herzens einen Stein in der Brust haben!“

Da diese Strafpredigt auf den vermeintlichen Häuptling keinen Eindruck machte, so nahm ein anderer, der ruhigste und schweigsamste der ganzen Gesellschaft, das Wort und hielt, nach seiner Weise ganz langsam und gelassen redend, dem Löwen die Ungebührlichkeit seines Betragens gegen Fremde vor, von denen ihm nie ein Leid zugefügt worden sei. „Wir sind unterwegs,“ sagte er, „um friedlich zu unserem eigenen Häuptling zurückzureisen; wir haben nie jemand umgebracht, nie etwas gestohlen. Das Büffelfleisch gehört uns, nicht dir, und es schickt sich nicht für einen großen Häuptling, wie du bist, in der Dunkelheit herumzustreichen und wie eine Hyäne Fremden ihr Fleisch zu stehlen. Geh' und jage selbst! Im Walde gibt es ja eine Menge Wild.“

Da der Löwe auch gegen diese vernünftigen Vorstellungen taub war und nur noch lauter brüllte, so wurde die Mannschaft zornig und drohte, ihm eine Kugel durch den Leib zu jagen, wenn er nicht seiner Wege gehe. Sie ergriffen ihre Gewehre, um nach ihm zu schießen; er blieb aber klugerweise außerhalb des durch die Lagerfeuer gebildeten Lichtkreises, und in die Dunkelheit hinaus wagten sie sich nicht. Man steckte daher ein wenig Strychnin in ein Stück Fleisch und warf es ihm zu, worauf er nichts mehr von sich hören ließ.

Diesmal nahm Livingstone die Kebrabasa-Stromschnellen und insbesondere den Wasserfall Morumbwa von einer anderen Seite in Augen-

schein und hielt es auch jetzt für wahrscheinlich, daß bei Hochwasser, wo der Wasserfall gänzlich verschwinden muß, ein guter Dampfer darüber hinwegfahren könnte. Diejenigen Makololo, welche an Bord der „Ma Robert“ gedient hatten, waren, des vielen Holzhauens für den unersättlichen Ofen überdrüssig, ganz froh, daß das jämmerliche Fahrzeug in Tete zurückgeblieben war, und als sie nun den Wasserfall sahen, rief Mbia, ein heiterer Bursche, lachend in gebrochenem Englisch: „Kebrabasa gut, sehr gut — läßt nicht Schiff hinauf zu Sekeletu — zu viel Arbeit, viel Holz hauen — Kebrabasa gut!“

Aus den 7—8 Meilen langen romantischen Kebrabasa-Hügeln kamen die Reisenden nach kurzen Märschen am 7. Juni in die Tschikowa-Ebene. Da man jetzt ein Land vor sich hatte, wo es viele Löwen gab, so fingen die Makololo an, der Einrichtung des Lagers bei Nacht größere Aufmerksamkeit zu widmen. Dabei bekamen gleich ihren Häuptlingen die weißen Männer ihren Platz im Mittelpunkte des Lagers, wo über eine ebene Stelle langes, dürres Gras gebreitet und auf dieses in einer Reihe drei wollene Decken gelegt wurden. Auf der mittleren schlief Livingstone, zu seiner Linken sein Bruder Charles und zu seiner Rechten Dr. Kirk. Zu ihren Häupten legte man sorgfältig ihre Reisetaschen, Büchsen und Revolver, und in der Nähe ihrer Füße wurde ein Feuer angemacht. Rings um sie her lagerten sich nach einer bestimmten Ordnung die Vorsteher, ein jeder mit seiner Abteilung. Die Leute schliefen in Fumbas oder Schlafsäcken, welche in doppelten Matten von Palmblättern, fast 2 m lang und etwas über 1 m breit, bestehen und an drei Seiten des Vierecks zusammengenäht sind, während eine Langseite zum Hineinschlupfen offen bleibt. Wenn sie in ihren Fumbas staken, sah man nichts als Säcke, die um die verschiedenen Feuer herumlagen. Jede Nacht wurden zwölf Feuer im Lager angezündet, und da die Leute, welche durch die Kälte aufgeweckt wurden, von Zeit zu Zeit Holz nachlegten, so brannten dieselben bis zum hellen Tage. Gleich allen übrigen schlief auch Livingstone mit seinen zwei weißen Gefährten unter freiem Himmel, und das einzige Dach, das sie hie und da über sich hatten, war die Krone eines Baumes, an dessen vorstehenden Aesten jeder Zweig und jedes Blatt gegen den klaren, von Sternen flimmernden und vom Mond erleuchteten Himmel sich in scharfen Umrissen abhob.

Sobald der Tag graute, standen Livingstone und seine zwei weißen Gefährten auf und nahmen eine Tasse Thee mit einem Stückchen Zwieback zu sich. Die Dienstleute legten die Bettdecken zusammen und steckten sie in die Reisesäcke; die übrigen banden ihre Fumbas und Kochtöpfe an die Enden ihrer Tragsäcke, die auf den Schultern getragen wurden; der Koch brachte die Schüsseln in Sicherheit, und bei Sonnenaufgang war alles auf dem Marsche. Fand sich ein passender Platz, so machte man um neun Uhr Halt, um zu frühstücken, und zwar wurde diese Mahlzeit zur Zeitersparnis schon am Abende vorher gekocht und brauchte dann morgens nur gewärmt zu werden. Nach dem Frühstücke setzte man den Marsch fort, ruhte dann

in der Mitte des Tages ein wenig aus und machte nachmittags frühzeitig an einem zum Uebernachten geeigneten Orte Halt. Ueber den Erdboden hinzueilen und die eingeborenen Reisegefährten zu mißbrauchen, nur um sich des schnellen Zurücklegens einer Strecke rühmen zu können, war nicht Livingstones Sache. Vielmehr suchte er das Reisen mehr zu einem Vergnügen, als zu einer Strapaze zu machen, und indem er im gewöhnlichen Schritte und nie zu lange marschieren ließ, schonte er nicht bloß seine Leute und erhielt sie bei gutem Mut, sondern hatte auch Zeit die Landschaft um ihn her zu betrachten und von allem Neuen Kenntnis zu nehmen. Uebrigens legten die Makololo, selbst ihren mit keinem Gepäckstücke beschwerten Hauptvorsteher nicht ausgenommen, bei der Ankunft am Lagerplatze große Ermüdung an den Tag, während von den drei Weißen oft noch einer oder zwei auf die Jagd gingen, um die Gesellschaft mit Wildbret zu versorgen, und nur das Herbeitragen des erlegten Wildes ihren schwarzen Gefährten überließen.

Die Tschikowa-Ebene ist sehr fruchtbar und ernährte früher eine zahlreiche Bevölkerung; aber verheerende Kriege und Sklavenhandel hatten, ehe Livingstone sie betrat, die meisten Einwohner hinweggerafft, und in den Gärten zerstörter Dörfer wucherte das Unkraut, zwischen dem man da und dort noch Baumwolle hervorblicken sah. Begegnete man beim Eintritt in ein Dorf einem Kinde, das arglos auf die Reisenden zukam, so wandte es sich, sobald es emporblickte und die weißen Männer „in Säcken" (Beinkleidern) sah, in jähem Schrecken zur Flucht; auf sein Geschrei stürzte die Mutter aus ihrer Hütte hervor, eilte aber beim ersten Blick auf die drei furchtbaren Gespenster wieder zurück; die Hunde liefen mit eingezogenem Schwanze davon, und die Hühner flogen, ihre Küchlein im Stiche lassend, schreiend auf die Dächer der Hütten. Das vorher so stille Dorf wurde ein Schauplatz der Verwirrung und des Tumults, bis die Einwohner durch den Zuruf der lachenden Makololo, daß ein Weißer keine schwarzen Leute esse, sich beruhigen ließen. „Ein Scherz," sagt Livingstone, „wirkt in Afrika oft mehr als die feierlichsten Beteuerungen." Ebenso große Verwunderung, wie die drei weißen Männer, erregten die beiden Esel, und nicht geringen Schrecken verursachte es, wenn einer derselben zu schreien anfing; die Furchtsamen zitterten mehr, als wenn ein Löwe neben ihnen gebrüllt hätte, und alle starrten entsetzt das Tier mit der furchtbaren Stimme an, bis der letzte heisere Ton verklungen war. Merkten sie dann aber, daß es nichts weiter auf sich habe, so sahen sie einander an und brachen in ein lautes Gelächter aus.

Als die Reisenden sich eines Tages einem Garten näherten, spazierte ein diebischer, sehr großer und fetter Affe ganz gemächlich aus demselben hinweg. Der Affe gilt nämlich in jener Gegend für ein heiliges Tier, das nie belästigt oder gar getötet wird, weil die Eingeborenen glauben, daß die Seelen ihrer Vorfahren die Gestalt dieser Tiere angenommen haben und ihnen selbst früher oder später dieselbe Verwandlung bevorstehe.

Indem Livingstone mit seiner Karawane am linken oder nördlichen Ufer des Sambesi weiter stromaufwärts zog, erreichte er am 20. Juni den Ort, wo er vier Jahre vorher, stromabwärts kommend, vom linken Ufer auf das rechte übergesetzt war. So befand er sich denn nun wieder in einer ihm und seinen Makololo wohlbekannten Gegend und kam zu Dörfern und Häuptlingen, die er schon damals besucht hatte. Von diesen alten Bekannten war der erste, mit dem er jetzt wieder zusammentraf, der Häuptling Mpende, der damals seine drohende Haltung in eine ganz friedliche verwandelt und ihm Kähne zur Ueberfahrt über den Strom verschafft hatte. Es war ein freundliches Wiedersehen: zuerst kamen drei seiner Räte ins Lager, denen ein hübsches Geschenk für ihren Häuptling übergeben wurde, und am nächsten Morgen kam dieser selbst und beschenkte die Reisenden mit einer Ziege, einem Korbe gekochtem Mais und einem zweiten mit Wicken.

Mpende und Sandia im Kebrabasalande waren von diesem an bis Sumbo damals die einzigen unabhängigen Häuptlinge und gehörten zum Mangandschastamme. Ehedem waren alle Mangandscha unter der Regierung ihres großen Häuptlings Undi vereinigt gewesen, dessen Reich sich vom Schirwa-See bis zum Loangwa-Flusse erstreckte; nach Undis Tode aber zerfiel es in Stücke, und einen großen Teil desselben zogen die mächtigen südlichen Nachbarn, die Banyai, an sich. Dies ist seit undenklicher Zeit das Schicksal jedes afrikanischen Reiches gewesen. Ein Häuptling von mehr als gewöhnlicher Fähigkeit unterwirft sich seine Nachbarn und gründet ein großes Reich, aber sein minder befähigter Nachfolger kann die Herrschaft nicht behaupten, kecke Unterhäuptlinge machen sich selbständig, und nach wenigen Jahren lebt das Reich nur noch in der Erinnerung. So entstehen häufige verheerende Kriege, und vergebens sehnt sich das Volk nach dauerhaftem Frieden. Eine europäische Kolonie wäre daher nach Livingstones Ansicht für das zwischen den Wendekreisen liegende Afrika eine unschätzbare Wohlthat. „Tausende gewerbfleißiger Eingeborener," sagt er, „würden sich mit Freuden um dieselbe her niederlassen, dem friedlichen Berufe des Ackerbaues und Handels, den sie so sehr lieben, sich widmen und könnten ungestört durch Krieg und Kriegsgeschrei auf die läuternden und veredelnden Wahrheiten des Evangeliums hören."

Am 26. Juni kam die Karawane wieder nach Sumbo mit seinen Trümmern einer portugiesischen Niederlassung an der Einmündung des Loangwa in den Sambesi. Die Ueberfahrt über den ersteren wurde, wie bei der Herreise von Linjanti, so auch jetzt den Reisenden sehr erschwert. Da sie zwei kleine Baumkähne am jenseitigen Ufer nahe bei neuerrichteten Hütten zweier aus Tete gekommener Halbportugiesen sahen, so machten sie Halt und forderten die Fährmänner auf herüberzukommen. Die Bewegungen dieser Leute zeigten aber deutlich, daß sie berauscht waren, und da die Reisenden einen wasserdichten Mantel hatten, der sich zu einem kleinen Boote aufblähen ließ, so wurde ein Makololo darin hinübergeschickt. Hierauf brachten drei halbberauschte Sklaven die Baumkähne herüber, welche Living-

stone zusammenbinden ließ und mit eigenen Bootsleuten bemannte. Nur fünf Mann konnten auf einmal übergesetzt werden, und nachdem man viermal gefahren war, verlangten die drei Sklaven zu trinken. Da man ihnen nichts gab, weil man nichts hatte, wurden sie unverschämt und erklärten, es solle an diesem Tage kein Mann mehr hinüberkommen. Als Sininyane ihnen Vorstellungen machte, richtete einer von ihnen ein geladenes Gewehr gegen ihn. In einem Augenblicke war die Flinte ihm entrissen, ein Hagel von Schlägen fiel auf seinen Rücken, und kopfüber stürzte er in den Fluß. Traurig und nüchtern kroch er wieder ans Ufer hinauf, und die freche Prahlerei des schwarzen Kleeblatts verwandelte sich auf einmal in sklavische Unterwürfigkeit. Das Gewehr war, wie man fand, überaus stark geladen und hätte den wohlmeinenden Sininyane in Stücke sprengen können. Um acht Uhr abends befand sich die ganze Reisegesellschaft wohlbehalten am andern Ufer und machte ihre Vorbereitungen zum Uebernachten.

Wenige Stunden weiter stromaufwärts verließ Livingstone mit seiner Karawane den Sambesi und schlug sich nordwärts das Thal hinauf, welches zu dem Mburuma- oder Mohango-Passe führt. Man befand sich jetzt mitten im afrikanischen Winter, die Nächte waren kalt, und am 30. Juni war das Thermometer bei Sonnenaufgang fast bis auf 3° R. gefallen. Die Tsetsefliegen waren zahlreicher und lästiger als je; sie begleiteten die Reisenden auf dem Marsche, summten oft wie Bienenschwärme, und der Biß ihrer lanzenähnlichen Rüssel war scharf, der Schmerz aber in einem Augenblicke vorüber.

An dem Flüßchen Podebode mußte für ein paar Tage Halt gemacht werden, da Dr. Kirk am Fieber schwer erkrankt war, plötzlich erblindete und vor Mattigkeit nicht mehr stehen konnte. Die Mannschaft bereitete ihm alsbald ein weiches Grasbett, auf das der Patient niedergelegt wurde. In seinem wissenschaftlichen Eifer hatte er verschiedene von ihm selbst ausgedachte Arzneien an sich probiert, und Livingstone fürchtete, er habe deren zu viel genommen, gab ihm aber doch eine Dosis seiner eigenen Fieberpillen. Dies wirkte so gut, daß der Kranke am dritten Tage mit wiedergewonnenem Augenlichte auf einem Esel, der sich willig besteigen ließ, weiter reiten und am sechsten ohne Beschwerde wieder zu Fuß gehen konnte. Wohl nicht mit Unrecht pflegte daher Livingstone zu sagen, daß er, wenn er einem ihm gegebenen Rate gemäß ein Pillendreher geworden wäre, ohne Zweifel sein Glück gemacht hätte.

Stellenweise gab es in dem Passe, durch den jetzt die Karawane zog, viele Schlangen. Sie lagen im warmen Sonnenscheine, raschelten aber durch das Laub davon, wenn die Reisenden sich näherten. Eines Morgens beobachteten diese eine kleine, aber sehr giftige Schlange, Kakone genannt, welche auf einem Busche hart am Wege ausgestreckt lag und eine zum Frühstück verzehrte Eidechse verdaute. Obgleich sie offen vor Augen lag, so glich sie doch in ihren Farben und Krümmungen so genau einem kleinen Aste, daß manche sie nicht bemerkten, selbst nachdem sie gefragt worden

waren, ob ihnen auf dem Busche nichts auffalle. Auf der ganzen Reise kam es übrigens nur ein einzigesmal vor, daß ein Mitglied der Karawane von einer Schlange gebissen wurde, und zwar hatte dieser Biß keine schädlichen Folgen.

Nachdem man den Paß durchzogen und den Sambesi wieder erreicht hatte, nahm in dieser menschenleeren Gegend die Menge des Wildes mit jedem Tage erstaunlich zu. Ganze Herden von Elefanten, Büffeln, Zebras, Pallahs, Wasserböcken, Kudus und andern Antilopenarten sah man in kleiner Entfernung vorüberziehen oder weiden oder im Grase ruhen. Beim Anblicke der Karawane machten sich die Elefanten sogleich davon und die Büffel trabten in schwerem Galopp hinweg; aber die Pallahs ließen, wie eine Schafherde dastehend, den ersten Mann der wegen des schmalen Weges in einer langen Gänsereihe marschierenden Karawane bis auf etwa 50 m herankommen. Die neugierigen Zebras, welche die ihnen oft verderbliche Gewohnheit haben, stehen zu bleiben und den Jäger anzublicken, ließen den vordersten Mann des Zuges sogar bis auf 8 m sich ihnen nähern, worauf dann alte und junge graziös hinweggaloppierten. Dagegen waren die wilden Schweine, deren man viele sah, sehr scheu, und Affentrupps zogen sich beim Anblicke der Reisenden eiligst in den Wald zurück, indem alte, grämliche Bursche unter ihnen durch zorniges Gebell ihre Entrüstung über die Eindringlinge kundgaben. Große Flüge von Perlhühnern zeigten sich, Frankolinhühner verschiedener Arten liefen über den Weg, und hunderte von Turteltauben erhoben sich geräuschvoll und flogen auf die Bäume; auch Gänse und Enten gab es in Menge.

Die Nächte boten fast ebensoviel Interessantes aus dem Tierleben dar, als die Tage. Mit der Dunkelheit erwachte eine neue Welt lebender Wesen und zwar waren diese, nach dem von ihnen ausgehenden Lärm zu schließen, noch zahlreicher, als die, welche sich beim Sonnenlichte bemerklich machten. Löwen brüllten und Hyänen heulten um das Lager her und kamen zuweilen peinlich nahe heran, wagten aber doch nie einen Angriff. Unbekannte Vögel sangen liebliche Lieder, während andere kreischten und krächzten, als ob sie in Furcht oder zornig wären. Seltsame Insektentöne trafen das Ohr: einer, der nach Aussage der Makololo von einem großen Käfer herrührte, glich einer Reihenfolge abgemessener Schläge auf den Amboß, während viele andere mit nichts zu vergleichen waren. Auch bei Tage schlafende Halbaffen, die erst nachts munter werden, ließen sich vom Walde her vernehmen.

Um jene Zeit kam Livingstone durch die Begegnung mit einem schwarzen Rhinoceros in große Lebensgefahr. Dieses zweihörnige, an der Schulter gegen 2 m hohe furchtbare und trotz seines schweren, plumpen Baues sehr behende Tier ist äußerst bösartig und gehört zu den wenigen Tieren, die den Menschen zuerst angreifen. Als eines Tages die Reisenden, von einander getrennt, auf einem Wildpfade durch einen dichten Dorndschungel sich hindurch arbeiteten und Livingstone sich bückte, um ein

Exemplar der wilden Frucht Morula aufzuheben, stürzte plötzlich ein schwarzes Rhinoceros zornschnaubend auf ihn los; aber nicht mehr so weit, als seine eigene Länge betrug, von ihm entfernt, blieb es merkwürdigerweise auf einmal stehen und ließ ihm Zeit, zu entkommen. Während er davoneilte, riß ihm ein Ast die Taschenuhr heraus, und als er sich halb umdrehte, um sie zu ergreifen, sah er das furchtbare Tier mit seinem Kalbe noch an derselben Stelle stehen, wie wenn es bei seinem wütenden Angriffe von einer unsichtbaren Hand zurückgehalten worden wäre. Nachdem er ungefähr sich 50 m weit von demselben entfernt hatte, rief er in der Meinung, daß seine Gefährten ganz in der Nähe seien, diesen warnend zu: „Habt acht!", worauf das Rhinoceros laut schnaubend fortstürzte. Von welch innigem Danke aber für diese abermalige Probe der schützenden Vaterhand Gottes sein Herz erfüllt war, kann sich der Leser denken.

Am 11. Juli setzte man bei der Einmündung des Kafue in den Sambesi auf Baumkähnen über den ersteren. Unterhalb des Vereinigungspunktes beider Flüsse lag auf einer seichten Sandbank eine große Herde Flußpferde, und ihre dunkeln, über das Wasser hervorragenden Körper glichen schwarzen Felsmassen. Als man das andere Ufer des Kafue erreicht hatte, befand man sich im Bawe-Lande, dessen Einwohner ihrem Ursprunge nach Batoka sind, sich aber Batonga nennen. Einen Tag später machte Livingstone der schmalen Sambesi-Insel Sikakoa gegenüber, an deren unterem Ende sich ein Dorf befand, auf kurze Zeit Halt. Hier sagte man ihm, die Hauptstadt des mächtigen Mosilikatse sei „einen Monat weit" von diesem Orte entfernt; Engländer seien zu demselben gekommen mit der Lehre, daß es unrecht sei, Menschen zu töten; darauf habe er ihnen geantwortet, er sei dazu geboren, Menschen zu töten, wolle aber diese Gewohnheit aufgeben; auch sende er seitdem wirklich seine Leute nicht mehr aus, um zu töten, sondern nur, um Tribut an Kattun und Elfenbein einziehen zu lassen. Von seinem Schwager Robert Moffat aus Kuruman war nämlich, wie Livingstone später erfuhr, eine Missionsstation auf Mosilikatses Gebiet gegründet worden, und merkwürdigerweise hatte sich ein Teil seiner Friedensbotschaft in kurzer Zeit bis in diese entfernte Gegend verbreitet. Ueberall verkündigten die Makololo beim Durchzuge durch das Bawe-Land, daß sie und ihre weißen Anführer Freunde des Friedens seien, und überall wurden die Reisenden freundlich aufgenommen und reichlich mit Lebensmitteln beschenkt. So brachte ihnen der großmütige Häuptling Moloi, bei dessen Dorfe sie sich lagerten, drei ungeheure Körbe schönes Mapiramehl, zehn Hühner und zwei Töpfe Bier. Als er ein Gegengeschenk empfing, stand er auf und sang mit einigen tanzenden Bewegungen: „Motota, Motota, Motota!" was die Makololo mit: „Dank, Dank, Dank!" übersetzten. Wiederholt wurden die Reisenden von Hütten aus gegrüßt und gebeten, einen Augenblick zu warten und ein wenig Bier zu trinken, das mit Freuden gebracht wurde. Jedes Dorf betraten und verließen sie unter den Freudenbezeugungen seiner Bewohner; die Männer klatschten in die Hände

und die Frauen jauchzten ihren Gruß und riefen: „Laßt uns schlafen!“ oder: „Friede!“ So glich der Marsch der Karawane durch dieses Land einem Triumphzuge. Machte man abends Halt, so war es nichts Ungewöhnliches, daß die Eingeborenen ganz aus freien Stücken das Lager für die weißen Männer bereiteten, indem einige mit Hacken den Boden ebneten, andere dürres Gras holten und sorgfältig über den Platz ausbreiteten; manche machten mit ihren kleinen Aexten schnell eine buschige Umfriedigung, um die Schläfer vor dem Winde zu schützen, während andere Wasser und Brennholz zum Kochen herbeischafften. Jede beliebige Zahl von Männern und Knaben ließ sich von den Makololo dingen, um für wenige Perlen einen Tag lang ihre Lasten zu tragen. Einer von der Karawane, ein filziger Geselle, der von irgend jemand ein Paar alte Pumphosen zum Geschenke bekommen und sie dann noch lange selbst getragen hatte, dingte für eines der arg abgenutzten Beine einen Mann auf einen Tag zum Tragen seiner schweren Last; ein zweiter Mann trug sie am nächsten Tage für das andere Bein, und mit dem, was außer den Knöpfen, die er behielt, von dem alten Prachtstücke noch übrig blieb, verschaffte er sich noch einen Mann für den dritten Tag.

Die Reisenden verließen den Sambesi an der Einmündung des Sungwe, an dem sie zuerst in westlicher und dann in nordwestlicher Richtung aufwärts gingen, bis sie den Fuß der Batoka-Hochlande erreichten, an deren steilen und rauhen Abhängen von rotem und weißem Quarz sie bis zu einer Höhe von 900 m hinaufkletterten. Ein wonniges Gefühl geistiger und körperlicher Erfrischung durchdrang auf dieser kühlen Höhe die Reisenden, und mit Befriedigung blickten sie auf die dumpfe, heiße Ebene hinab, aus der sie emporgestiegen waren. Die bebauten Teile des großen Sambesi-Thales nahmen sich, obgleich man stundenlang durch sehr breite Mapirafelder marschiert war, im Vergleich mit der übrigen Landschaft so klein aus, daß das Thal fast als ein völliger, durch wenige grasreiche Wiesen unterbrochener Wald erschien. An dem Flüßchen Tyotyo wurde die erste Nacht auf den Hochlanden zugebracht und am andern Morgen, 29. Juli, bedeckte weißer Reif den Boden, und auf den Wassertümpeln zeigte sich dünnes Eis. Nun ging der Marsch über die ungeheure wellenförmige Hochebene hin, deren treffliches Gras früher große Viehherden ernährt hatte, jetzt aber, nach Vertreibung der Batoka und Zerstörung ihrer Städte und Dörfer, nur noch dem zahlreichen Wilde zur Weide diente. Allmählich neigte sich das Land nach Westen zu ins Makololo-Thal hinab, und am 4. August erreichte man das erste der Sekeletu unterworfenen Batoka-Dörfer. In dem großen Thale, das sich hier vor den Blicken der Reisenden ausbreitete, konnte man mit unbewaffnetem Auge deutlich die von den Viktoria-Fällen aufsteigenden Dampfsäulen sehen, obgleich sie noch über vier Meilen entfernt waren.

Mehrere der Batoka, die zu Livingstones Begleitung gehörten, wurden, als sie jetzt in ihr heimatliches Thal hinabkamen, mit traurigen Nachrichten

empfangen. Das Weib des einen war auf die Beschuldigung der Hexerei hin von dem Ortsvorsteher an den Wasserfällen getötet worden. Diese Trauerkunde erschütterte den armen Mann aufs tiefste; am Abende, als alles still war, feuerte er seine Muskete ab und rief: „Ich weine um mein Weib — meine Hütte ist leer — ich habe keine Heimat!“ Die zwei Weiber eines andern hatten sich, in der Meinung, er sei tot, wieder verheiratet. Ganz empört aber war der schon öfters genannte Masakasa, als er hörte, daß seine Freunde vor zwei Jahren auf die Nachricht seines Todes seinen Schild über die Wasserfälle geworfen, all sein Vieh geschlachtet und seinem Gedächtnis zu Ehren eine Totenfeier veranstaltet hatten. Er wollte sie nicht mehr als Freunde anerkennen und, wenn sie kämen, ihn zu begrüßen, zu ihnen sagen: „Ich bin tot, bin nicht hier, gehöre einer andern Welt an, und würde stinken, wenn ich zu euch käme.“

Nachdem Livingstone seinen beiden englischen Reisegefährten die prachtvollen Viktoria-Fälle gezeigt hatte, welche sein Bruder Charles für noch großartiger als die von ihm gesehenen Niagara-Fälle erklärte, wurde die Reise nach Seschеke fortgesetzt, wo Sekeletu sich befand. Das diesmalige Wiedersehen sollte aber kein so fröhliches sein, wie bei Livingstones Rückkehr aus Loanda. Wegen Regenmangels war die Ernte ausgeblieben, und viele Einwohner hatten sich im Lande zerstreut, um wilde Früchte zu suchen und die Gastfreundschaft derjenigen, deren Erdnüsse nicht mißraten waren, in Anspruch zu nehmen. Dazu kam der tragische Umstand, daß Sekeletu aussätzig geworden war. Durch den Fluß von der Stadt Sescheke getrennt, wohnte er am andern Ufer und ließ sich nicht mehr sehen. Man wollte aber wissen, daß sein Gesicht bis zur Unkenntlichkeit entstellt und seine Fingernägel wie Adlersklauen gewachsen seien. Er hatte eine Anzahl seiner Vornehmsten beargwohnt, ihn mit dem Aussatze behext zu haben, und einige derselben mit ihren Familien hinrichten lassen; andere waren geflohen und lebten in der Verbannung. Bei den ihm unterworfenen schwarzen Stämmen war er dadurch unbeliebt geworden, daß er sie nicht, wie sein Vater Sebituane, mit kluger Rücksicht und Unparteilichkeit behandelt, sondern seine Frauen nur aus Töchtern der Makololo gewählt und mit solchen alle Aemter besetzt hatte. Sein hilfloser Zustand wurde nun benützt und sogar der Zweifel erregt, ob er denn wirklich der Sohn des tapferen und weisen Sebituane sein könne. Eine große Schar junger Barotse empörte sich und zog nach Norden, die Batoka machten sich unabhängig, und der Unterhäuptling an den Wasserfällen sprach durch sein Benehmen der Macht Sekeletus Hohn, so daß das Makololo-Reich seiner Auflösung entgegenzugehen schien.

Als Livingstone mit seiner Karawane, deren Mitglieder ihren „Vater“ sehen wollten, am 18. August in Sescheke ankam, wurde auf Sekeletus Befehl ihm mit seinen zwei weißen Gefährten eine hübsche Hütte angewiesen und der hungrigen Reisegesellschaft ein fetter Ochse gebracht, dessen Fleisch die Engländer schmackhafter als alles unterwegs gegessene Wildbret

fanden. Am andern Tage ergoß sich ein wahrer Strom von Besuchern in ihre Hütte. Manche, die während Livingstones Abwesenheit Trübsal erfahren hatten, waren bei seinem Anblicke sehr bewegt, alle aber befanden sich infolge der Hungersnot und der Krankheit ihres Häuptlings in einer ernsten und gedrückten Stimmung. Die Aerzte hatten Sekeletu als unheilbar aufgegeben, und er setzte seine letzte Hoffnung auf eine alte Doktorin aus dem Manyeti-Stamme, welche gekommen war, um zu sehen, was sie für ihn thun könne. Außer seiner Mutter und seinem Oheim Mamire ließ sie niemand zu ihm, indem sie gänzliche Abgeschlossenheit für eine wesentliche Bedingung der Heilung erklärte. Dessenungeachtet schickte er nach Livingstone, und den Tag darauf wurde es diesem erlaubt, ihn mit seinen beiden englischen Gefährten zu besuchen.

Sekeletu saß in einem bedeckten Wagen, der von einer hohen Wand aus dichtem Rohr eingeschlossen war. Sein Gesicht war nur wenig entstellt, und das einzige Auffallende an seinen Händen war die außerordentliche Länge seiner Nägel, was übrigens deshalb weniger befremdlich war, weil die vornehmen Makololo dieselben sehr lang zu tragen pflegten. Mit seiner tiefen angenehmen Stimme bat er Livingstone um Arznei und ärztliche Behandlung; aber nach seiner gewohnten klugen Rücksicht auf die einheimischen Aerzte weigerte sich Livingstone, bis ihm auf Mamires Zureden die alte Doktorin freiwillig ihren Patienten auf einige Zeit überließ, übrigens seinem Wunsche gemäß nach wie vor in Sescheke blieb und ihren vollen Gehalt bezog. Ehe Livingstone in Verbindung mit seinem jungen Kollegen Kirk den Häuptling in die Kur nahm, erklärte er, daß er an eine Beherung nicht glaube, und sagte ihm, in England komme diese Krankheit nicht vor, gelte aber für außerordentlich hartnäckig und schwer heilbar; doch wolle er mit Dr. Kirk alles, was in ihren Kräften stehe, gern thun, um ihm zu helfen. Es war dies übrigens ein bedenkliches, mit Gefahr für die zwei Doktoren verbundenes Unternehmen, und nur selbstloses Wohlwollen konnte sie bewegen, sich darauf einzulassen. Da sich in ihrer Reiseapotheke keine der gewöhnlichen Mittel gegen Hautkrankheiten befanden, so wurde neben einer innerlichen Arznei äußerlich Höllenstein angewandt, und zwar mit so erfreulichem Erfolge, daß Mamire meinte, man sollte den ganzen Sekeletu über und über mit diesem wunderthätigen Stoffe einreiben.

Es war eine Zeit großen Mangels, aber Sekeletu sorgte gastfreundlich für die Bedürfnisse seiner weißen Freunde, und so oft sie ihn besuchten, bewirtete er sie mit Thee, trefflichem amerikanischen Zwieback und eingemachten Früchten, die er von der Westküste her erhalten hatte. Ueber die mannigfachen Geschenke, die ihm Livingstone aus England mitgebracht hatte, war er sehr erfreut. Die ihm von einer englischen Dame gesandte Zuckermühle und andere Dinge hatte man aus Mangel an Transportmitteln in Tete zurücklassen müssen. Als er wissen wollte, ob sich dieselben nicht zu Schiffe herbeischaffen ließen und die Antwort erhielt, daß ein guter Dampfer bis zu einer Strecke unterhalb der Viktoria-Fälle, wegen

dieser aber nicht weiter heraufzufahren vermöchte, so that er die naive Frage, ob man nicht mit einer Kanone die Wasserfälle wegschießen könnte; erwartete er doch von einer solchen gar wunderbare Dinge. Mit der Besserung seiner Gesundheit und dem Verschwinden der Gesichtsentstellung wurde auch seine Stimmung besser; doch wollte er sich nicht eher öffentlich zeigen, als bis er völlig geheilt wäre.

Auf dem Pferde des Häuptlings unternahm jetzt Livingstone eine Reise nach Linjanti, wo für ihn nicht lange vorher Pakete mit Briefen und Zeitungen aus Kuruman angekommen waren. Die Ortsvorsteher Mosale und Pekonyane empfingen ihn herzlich und klagten, daß sie zu seiner Erquickung ihm nur wenig anzubieten imstande seien, während man noch im vorigen Jahre Ueberfluß an Milch, Getreide und Bier gehabt habe. Lange vor der Morgendämmerung des andern Tages ließ sich in der noch ganz stillen Stadt der alte städtische Ausrufer aus eigenem Antrieb in folgender Weise vernehmen: „Ich habe geträumt, geträumt, geträumt! du, Mosale, und du Pekonyane, seid nicht verzagt und lasset eure Herzen nicht traurig sein, sondern glaubet alle Worte des Menares (Doktors); denn sein Herz ist gegen die Makololo weiß wie Milch. Ich habe geträumt, daß er gekommen sei und daß der Stamm leben werde, wenn ihr zu Gott betet und auf die Worte des Menares merket.“ Seipone und Mantu, Sekeletus Frauen, kochten ungeheißen für Livingstone gutes Rindfleisch und buken für ihn einen reichen Vorrat kleiner Kuchen nach den Proben, die sie durch einige Makololo aus Loanda erhalten hatten. Neben sanften Vorwürfen darüber, daß Livingstone Ma Robert nicht mitgebracht habe, wiederholten sie einige Aeußerungen derselben über ihre Kinder. Diese kleinen Züge zeigen, welches Vertrauens und welcher Anhänglichkeit sich der Doktor unter den Makololo erfreute. In seinem Wagen, den er vor sieben Jahren nach Linjanti gebracht und seit fünf Jahren nicht mehr gesehen hatte, fand er jetzt die Arzneikiste, die Zauberlaterne, die Werkzeuge und Bücher unversehrt wieder. Der Wagen selbst befand sich noch in so gutem Zustande, daß er darin übernachten konnte; obgleich etwas von der Decke weggefault war und während Sekeletus Abwesenheit die weißen Ameisen eines der Räder zerstört hatten.

Tief zu Herzen ging Livingstone das traurige Schicksal, das in diesem Jahre englische Missionare, ausgesandt von der Londoner Missionsgesellschaft, in Linjanti gehabt hatten. Der Missionar Helmore und seine Gattin, sowie sieben ihrer Begleiter, drei Europäer und vier Schwarze, waren, ohne Zweifel aus Mangel an einer richtigen ärztlichen Behandlung, nach kurzer Anwesenheit dem afrikanischen Fieber erlegen, worauf die Ueberlebenden wieder abreisten. Mit der Landessprache vertraut, hatte Helmore eifrig den Samen göttlicher Wahrheit ausgestreut und die Herzen der Eingeborenen gewonnen; einige junge Leute sangen noch die von ihm gelernten Lieder, und allgemein war die Trauer über seinen Tod. Der Ort, wo diese Opfer des Fiebers begraben lagen, war durch nichts kenntlich gemacht, und die

Eingeborenen, welche die Begräbnisplätze ihrer Toten zu verbergen suchen, sagten, bald werde derselbe mit Buschwerk überwachsen sein.

So tief Livingstone über dieses Ereignis trauerte, so erfreulich waren für ihn die Nachrichten, welche ihm bezüglich seines alten Freundes Seschele zukamen. Dieser war jetzt der Oberherr von neun Stämmen, eine hannoverische Mission hatte sich auf seinem Gebiete niedergelassen, und die Schulen wurden zahlreich besucht.

Nachdem der Doktor sich aus der in seinem Wagen befindlichen Kiste mit einem Vorrate bewährter Arzneien versehen hatte, trat er die drei Tage erfordernde Rückreise nach Seschete an. Sekeletus Gesundheit hatte sich bedeutend gebessert, seine Melancholie war verschwunden, und er wurde wieder heiter; aber aus seiner Verborgenheit wollte er nicht eher hervortreten, als bis er das, was er sein gutes Aussehen nannte, wieder erlangt haben würde. Auch zu religiöser Belehrung hatte Livingstone seinen Aufenthalt in Setschete treulich benützt; er konnte jedoch nicht länger als einen Monat bleiben, da im November für ihn ein anderer Dampfer aus England auf dem Kongone eintreffen sollte. Als er sich von dem Häuptlinge verabschiedete, sah er ihn zum letztenmale. Sekeletu starb am Anfange des Jahres 1864; nach seinem Tode brach wegen der Nachfolge in der Häuptlingschaft ein Bürgerkrieg aus, viele junge Makololo übersiedelten mit ihrem Vieh an den Ngami-See, die unterworfenen schwarzen Stämme machten sich selbständig, und so erfüllte sich auch hier das oben erwähnte allgemeine Schicksal afrikanischer Reiche.



Die Spuren der Sklavenjagd und Hungersnoth.

15. Die Universitätenmission und der Njassa-See.

1861—1862.

Rückkehr nach Tete. — Der trostlose Asthmatiker. — Der Pionier. — Bischof Mackenzie und seine Begleiter. — Sklavenbefreiung. — Scharmützel mit den Ajawa. — Die neue Missionsstation Magomero. — Furchtbare Stunden auf dem Njassa. — Die acht Elefanten. — Frecher Diebstahl. — Ein gefährlicher Mensch. — Der Njassadampfer. — Mackenzies tragisches Ende. — Frau Livingstones Ankunft und Tod.

Mit seinen beiden englischen Gefährten, zwei echten Makololo und einer Anzahl anderer Leute Sekeletus reiste Livingstone am 17. September von Setscheke ab, und indem er, soweit dies möglich war, auf Baumkähnen den Sambesi hinabfuhr, während ein Teil der Gesellschaft den Weg zu Lande machte, kam er am 23. November wieder in Tete an. Hier hatten sich die zwei wackern englischen Matrosen, die zur Bewachung des Dampfers zurückgelassen worden waren, viel Mühe gegeben, das elende Fahrzeug auszubessern, und hauptsächlich ihnen zu Gefallen versuchte Livingstone noch einmal mit demselben nach dem Kongone zu fahren. Aber es war eine saure Arbeit, das Fahrzeug flott zu erhalten; jeden Tag zeigten sich neue Lecke, die Maschinenpumpe versagte ihren Dienst, die Brücke brach nieder, und außer der Kajüte und dem vorderen Fache wurde in einer Nacht alles überschwemmt. Endlich, am 21. Dezember, blieb der trostlose Asthmatiker auf einer Sandbank sitzen und füllte sich so mit Wasser, daß er nicht mehr flott gemacht werden konnte. Nachdem der größte Teil des an Bord befindlichen Eigentums gerettet war, stieg der Sambesi während der Nacht so bedeutend, daß am andern Morgen von dem abgenützten Schiffe nichts mehr sichtbar war, als etwa 2 m von seinen beiden Masten. So blieb denn Livingstone nichts übrig, als Weihnachten mit seiner Mannschaft in einem Lager auf der Insel Tschimba zuzubringen, wohin er sich zur Weiterfahrt Baumkähne von Senna heraufbringen lassen mußte.

Am 4. Januar 1861 gelangte er auf diesen Kähnen in den Kongone, an dessen Ufer er sich in einem neuerrichteten kleinen portugiesischen Zoll-

hause einquartierte. Mit Sehnsucht wartete er hier auf das ihm verheißene Schiff, das durch Stürme aufgehalten erst am 31. Januar ankam. Der „Pionier", wie es hieß, war, unter der Aufsicht warmer Freunde der Expedition gebaut, ein treffliches Fahrzeug, an dessen Bord sich Livingstone und seine Gefährten mit den behaglichsten Gefühlen einrichteten.

Bald darauf erschienen zwei englische Kreuzer mit Missionaren. Livingstones Gedanke nämlich, daß das obere Schirethal zur Errichtung einer Missionsstation sehr geeignet wäre, hatte in England lebhaften Anklang gefunden, und zur Verwirklichung desselben beschlossen die Universitäten Oxford und Cambridge die Hand zu reichen. So kam die sogenannte Universitätenmission für die Stämme am Schire und Njassa-See zustande. Die erste Abteilung derselben, die jetzt an der Mündung des Kongone angelangt war, bestand aus dem Bischof Mackenzie, fünf andern Engländern und fünf Farbigen vom Kap. Livingstone, der schöne Hoffnungen an diese Mission knüpfte, empfing die Ankömmlinge aufs herzlichste.

Am liebsten hätte sich Bischof Mackenzie von ihm sogleich an den Ort seiner Bestimmung führen lassen; da aber die Portugiesen die Fahrt auf dem Sambesi nicht frei zu geben gedachten, so hatte Livingstone von seiner Regierung den Auftrag erhalten, mit dem „Pionier" den nördlich vom portugiesischen Gebiete befindlichen Rovuma zu erforschen und sich Gewißheit darüber zu verschaffen, ob man auf demselben nicht den Njassa-See erreichen könnte. Der Bischof entschloß sich daher, auf der „Lyra", einem der beiden Kriegsschiffe, nach der Comoreninsel Johanna zu fahren und dort die Mitglieder der Mission bei dem englischen Konsul zurückzulassen, während er selbst an der Erforschung des Rovuma teilnehmen wollte. Am 25. Februar ankerte der „Pionier" an der Mündung dieses Flusses, mußte aber hier auf den Bischof warten, und als dieser endlich am 9. März auf der „Lyra" kam, war der Fluß indessen um mehr als einen Meter gefallen. Da nun bei der Fahrt stromaufwärts das Wasser in bedenklichem Grade abnahm, so erschien die Fortsetzung derselben nicht ratsam. Wäre Livingstone mit seinen Gefährten allein gewesen, so würde er auf Booten oder zu Lande weiter vorgedrungen sein; so aber wollte er den Bischof nicht zu lange aufhalten und kehrte daher, nachdem man an schön bewaldeten Hügelketten vorüber etwa sechs Meilen weit landeinwärts gekommen war, nach dem Meere zurück, mit der Absicht, die Erforschung des Stromes zu einer anderen Zeit, und zwar womöglich vom Njassa-See aus, vorzunehmen.

Der „Pionier" holte hierauf die Mitglieder der Mission auf der Insel Johanna ab und lief dann auf dem Kongone in den Sambesi und aus diesem in den Schire ein, um die Mission ihrem Ziele zuzuführen. Hätte das schöne kleine Schiff, wie es gewünscht worden war, nur einen Tiefgang von 3/4 Meter gehabt, so hätte es in jeder Jahreszeit mit Leichtigkeit den Strom auf- und abfahren können; aber sein Gewicht, die notwendige Wirkung seines starken, auch für das Meer berechneten Baues drückte es noch 1/2 Meter tiefer in das Wasser. Dies war für den oberen



Lith. Anst. v. M. Seeger Stuttgart

Ein Sklaventransport.

Teil des Schire zu viel und verursachte, daß es oft auf Sandbänke auffuhr, von denen es manchmal nur mit viel Mühe und Zeitverlust wieder losgemacht werden konnte. In solchen Fällen waren der Bischof und zwei Mitglieder der Mission, Waller und Scudamore, stets bereit mit Hand anzulegen, und arbeiteten so eifrig, wie irgend einer an Bord.

Als der „Pionier“ bei Tschibisas Dorfe anlangte, wurden die Reisenden mit traurigen Nachrichten empfangen. Die portugiesische Regierung, welche öffentlich den Sklavenhandel verbot, duldete ihn nicht bloß im stillen, sondern ihre eigenen Beamten beteiligten sich zu ihrer Bereicherung daran. Nachdem nun Livingstone den für unfahrbar geltenden Schire befahren, mit den anwohnenden Stämmen sich in ein freundliches Verhältnis gesetzt hatte und über die Hochlande bis zum Schirwa- und Njassa-See vorgedrungen war, in der Hoffnung, dem Christentum und der Civilisation einen Weg geöffnet zu haben, wurde eben dieser Weg von den Sklavenhändlern benützt und eine Menge Sklaven das Schirethal herab nach Tete und an die Ostküste geschleppt. Eben jetzt wurden in den neuerforschten Gegenden wahre Menschenjagden angestellt, und die Ajawa zogen sengend und plündernd durch das Mangandschaland, um Gefangene zu machen und diese als Sklaven zu verkaufen. Kurz vor der Ankunft des „Pioniers“ bei Tschibisas Dorfe war eine Deputation aus dem Mangandschalande auf ihrem Wege zu Tschibisa, der sich gerade in einem entlegenen Dorfe befand, durchgezogen, um ihn anzuflehen, daß er entweder selbst kommen oder eine Medizin zur Vertreibung der Ajawa senden möchte.

Diese Nachrichten erfüllten Livingstone mit tiefem Schmerze, und bald sollte er sich mit eigenen Augen von der Richtigkeit derselben überzeugen. Am 15. Juli machte er sich zu Fuß auf den Weg nach den Hochlanden, um diese dem Bischofe zu zeigen, und schon am andern Tage sagte ihm ein befreundeter Dorfvorsteher, daß sogleich ein Sklavenzug auf dem Wege nach Tete durch sein Dorf ziehen werde. Livingstone beriet sich mit seinen Gefährten, was zu thun sei. Schlugen sie sich ins Mittel, so konnte ihr ganzes wertvolles Gepäck, das sich in Tete befand, zur Wiedervergeltung für die Befreiung der Sklaven vernichtet werden, da aber die Händler mit dem frechen Vorgeben, daß sie „Kinder“ oder „Sendlinge“ der englischen Reisenden seien, einen Stamm gegen den andern aufhetzten, um sich Sklaven zu verschaffen, so war man einmütig der Ansicht, daß man auf Befreiung der Sklaven ausgehen müsse.

Kaum war dieser Beschluß gefaßt, so zeigte sich ein langer Zug gefesselter Männer, Weiber und Kinder. Die schwarzen Treiber, mit Musketen bewaffnet und mit mannigfachen Zieraten geschmückt, marschierten stolz an der Spitze, in der Mitte und am Ende des Zuges, und einige von ihnen bliesen auf langen zinnernen Hörnern lustige Weisen. Doch kaum erblickten sie die Engländer, als sie wie toll in den Wald stürzten, so daß man nach wenigen Augenblicken nur noch ihre roten Mützen sah. Der Anführer des Trupps war allein zurückgeblieben und wurde von einem Makololo an der

Hand gepackt. Man erkannte in ihm einen Sklaven des vormaligen Kommandanten Siccard in Tete, wo derselbe Livingstones Aufwärter gewesen war. Nachdem man einige Fragen an ihn gerichtet hatte, die er mit Lügen beantwortete, ließ man ihn los, worauf er sich ebenfalls aus dem Staube machte.

Die Gefangenen knieten nieder, klatschten zur Bezeugung ihres Dankes mit aller Macht in die Hände, und bald waren viele Messer in Thätigkeit, um die Bande der Frauen und Kinder zu zerschneiden. Nicht so leicht war es, die Männer loszumachen, da jeder seinen Hals in der Gabel eines starken, 2 m langen Stockes hatte, welcher durch einen quer vor der Kehle liegenden, an beiden Enden vernieteten Eisenstab festgehalten wurde. Glücklicherweise befand sich im Gepäck des Bischofs eine Säge, und mit dieser wurde nun einer nach dem andern von seiner Gabel befreit. Als man die Frauen aufforderte, mit dem Mehl, das sie trugen, sich und den Kindern ein Frühstück zu kochen, schienen sie es anfangs gar nicht glauben zu können, daß man es so gut mit ihnen meine; auf weiteres Zureden aber machten sie sich munter ans Werk und zündeten ein Feuer an, in das sie auch die Sklavenstöcke und die Stricke, womit sie gebunden gewesen waren, warfen. Manche Kinder waren erst etwa fünf Jahre alt, andere sogar noch jünger, und ein kleiner Knabe sagte mit kindlicher Naivität zu den Makololo: „Die andern banden uns und ließen uns Hunger leiden; ihr zerschneidet die Stricke und heißet uns essen; was für Leute seid ihr denn?“ Zwei Frauen waren den Tag zuvor erschossen worden, weil sie sich loszubinden versucht hatten; ein Mann wurde mit der Axt abgethan, weil er vor Müdigkeit zusammengebrochen war, und eine Frau tötete selbst ihr kleines Kind, weil sie es nicht zugleich mit ihrer Last tragen konnte und es nicht hilflos auf dem Wege liegen lassen wollte.

Den 84 Befreiten, meistens Frauen und Kindern, wurde gesagt, daß sie jetzt, wohin sie wollten, gehen oder auch bei dem Bischof und seinen Gefährten bleiben könnten. Alle wählten das letztere, worüber der Bischof sich freute, da er nun schon eine kleine Gemeinde um sich hatte, die mit Vertrauen auf ihn blickte. In den nächstfolgenden Tagen befreite man noch acht, an einem andern Orte sechs, an einem dritten 50 Sklaven und zwar sagte der Anführer dieses dritten Zuges, der Agent eines der ersten Kaufleute in Tete, er thue alles mit Erlaubnis des dortigen Kommandanten. Schon vorher hatten Dr. Kirk und vier Makololo einem Trupp Händler mit nahezu 100 Sklaven vergebens nachgesetzt, und ein anderer von Dienstleuten des Kommandanten geführter großer Sklavenzug war, vorher gewarnt, den Engländern aus dem Wege gegangen.

Als man sich dem Dorfe des Mangandscha-Häuptlings Tschigunda näherte, bat dieser den Bischof, mit allen seinen Leuten zu kommen und bei ihm in Magomero zu wohnen, indem er hinzufügte, es sei da Platz genug für beide. Da nun die Portugiesen, wie auf den Sambesi, so auch auf den Schire Beschlag zu legen sich anschickten, obgleich sie diesen vor

Livingstone nicht zu befahren gewagt und nicht einmal seine Mündung je innegehabt hatten, so hielt es der Bischof für ratsam, sich mehr in der Nähe des Njassa-Sees und des Rovuma niederzulassen, und nahm daher Tschigundas Einladung mit Freuden an. Damit aber das Land nicht durch die Kriegs- und Raubzüge der Ajawa entvölkert würde, so wollte man ihren Häuptling besuchen und ihn womöglich überreden, seine Sklavenjagden aufzugeben und die Kräfte seines Stammes friedlichen Geschäften zuzuwenden. Am Morgen des 22. Juli vernahm man, daß ein nicht sehr entferntes Dorf von den Ajawa in Brand gesteckt worden sei. Sofort ließ man die befreiten Sklaven zurück und zog weiter, um eine Zusammenkunft mit diesen Geißeln des Landes zu suchen. Unterwegs begegnete man Scharen fliehender Mangandscha, welche alle ihre Lebensmittel außer den wenigen, die sie auf dem Kopfe trugen, hatten zurücklassen müssen. Die Mais- und Bohnenfelder, an denen man vorbeikam, waren zur Ernte reif; aber die Eigentümer waren verschwunden, die Dörfer alle verlassen, die Getreidevorräte karrenweise ausgeschüttet und an den Wegen hin zerstreut.

Gegen zwei Uhr sah man den Rauch brennender Dörfer und hörte Triumphgeschrei, vermischt mit der Wehklage der Mangandscha-Frauen um ihre Erschlagenen. Da forderte der Bischof die Reisegesellschaft zu inbrünstigem Gebete auf, und als sie sich von ihren Knieen erhoben, sahen sie einen langen Zug Ajawakrieger mit ihren Gefangenen zwischen den Hügeln hervorkommen. Die ersten der zurückkehrenden Sieger zogen eben in ihr eigenes unten liegendes Dorf, und man hörte aus demselben die Bewillkommnungsrufe der Frauen. Der Ortsvorsteher aber verließ, als er die Reisegesellschaft sah, den Weg und stellte sich auf einen Ameisenhaufen, um sie genau zu beaugenscheinigen. Es wurde den Ajawa zugerufen, man wünsche eine Zusammenkunft mit ihnen zu halten; allein einige der Mangandscha, die den Engländern gefolgt waren, schrieen: „Unser Tschibisa ist gekommen!" Tschibisa aber war als ein großer Zauberer und Feldherr bekannt, und bei der Nennung seines Namens liefen die Ajawa mit dem Geschrei: „Krieg! Krieg!" davon, worauf die Gefangenen ihre Lasten auf den Weg warfen und nach den Hügeln flohen.

Aus dem Dorfe aber kam eilends eine große Schar Bewaffneter herauf, welche alsbald die Reisegesellschaft umringten, jedoch so, daß sie sich größtenteils hinter Felsvorsprüngen oder in dem hohen Grase verbargen. Vergeblich war die Versicherung, daß man nicht gekommen sei, um zu kämpfen, sondern um mit ihnen zu sprechen. Uebermütig gemacht durch den eben erst gewonnenen Sieg über drei Dörfer und in der zuversichtlichen Erwartung eines leichten Triumphes über eine handvoll Leute fingen sie an, mit ihren vergifteten Pfeilen zu schießen. Als die Reisegesellschaft sich langsam auf die vom Dorfe ansteigende Anhöhe zurückzog, hielten sie dies für ein Zeichen von Furcht und rückten ihr mit blutdürstiger Wut nach, eifrig darauf bedacht, keinen entrinnen zu lassen. Manche kamen unter wilden Tänzen bis auf 50 m heran, und andere suchten der Gesell-

schaft den Rückzug abzuschneiden, während noch andere sich mit einem großen Haufen Gefangener davonmachten. Ein Pfeil fiel zwischen Livingstone und dem Bischof nieder, und ein zweiter zischte zwischen jenem und einem anderen Manne hindurch. Vier Ajawa schossen mit Musketen, und zur Selbsterhaltung blieb jetzt nichts anderes mehr übrig, als ihr Feuer zu erwidern. Als sie die Büchsenreihe sich erheben sahen, ließen sie, nachdem sie einen Mann am Arm verwundet hatten, sehr bald vom Kampfe ab und liefen davon; aber von den Hügeln herab schrieen manche den Reisenden noch die tröstliche Verheißung zu, daß man sie verfolgen und auf ihrem Schlafplatze umbringen werde.

Dies war das erste Mal während seines ganzen nun schon mehr als zwanzigjährigen Aufenthalts in Afrika, daß Livingstone von Eingeborenen wirklich angegriffen worden war, obgleich er sich oft damit bedroht gesehen hatte, und das erste Mal, daß er zu seiner und seiner Gefährten Verteidigung hatte Gewalt gebrauchen müssen. Ihn, der den Eingeborenen Frieden bringen wollte, schmerzte dieser Vorfall sehr, und wie wenig er darauf gefaßt war, geht daraus hervor, daß er weder Flinte noch Revolver bei sich führte, sondern einen solchen, als der Ueberfall stattfand, borgen mußte. Für den Bischof aber erhob sich nun die Frage, wie er und seine Gesellschaft sich zu den mörderischen und räuberischen Ajawa stellen, und ob man sie nicht aus dem Lande treiben und die gefangenen Mangandscha befreien sollte. Der letzteren Ansicht waren sämtliche Engländer, ausgenommen Livingstone selbst, welcher weislich riet, Geduld zu haben, die Wirkung der den Sklavenjägern erteilten Lektion abzuwarten und sich vor Einmischung in die Streitigkeiten der Eingeborenen zu hüten. Einstweilen wählte der Bischof für seine Missionsstation ein durch die Windungen des klaren Flüßchens Magomero gebildetes kleines Vorgebirge, das von stattlichen, schattigen Bäumen umsäumt war. Die Witterung war köstlich, und Lebensmittel waren im Ueberfluß und sehr wohlfeil zu haben. Der Bischof machte sich eifrig an die Erlernung der Landessprache, Waller begann zu bauen, und Scudamore improvisierte eine Art Kleinkinderschule. Hier verließ Livingstone die Missionare, um nach seinem Schiffe zurückzukehren und zu seiner längst beabsichtigten zweiten Reise an den Njassa-See, den er jetzt näher erforschen wollte, die nötigen Vorkehrungen zu treffen.

In Begleitung Dr. Kirks und seines Bruders Charles trat er am 6. August diese Reise an, und zwar in einem leichten vierruderigen Boote, mit einem englischen Matrosen und 20 Makololo, von denen ein Teil den Weg zu Lande machte. So weit der Schire wegen der Murchison-Fälle unschiffbar war, ließ er das Boot durch Eingeborene, die um den Taglohn von einem Meter Kattun zu diesem Dienste sehr willig waren, dem Ufer entlang tragen. Als man den letzten Wasserfall hinter sich hatte, ging die Fahrt den breiten und tiefen Oberschire hinauf ungehindert von statten. Der zu Lande reisenden Abteilung begegneten Tausende von Mangandscha-Flüchtlingen, die von den Ajawa aus ihren Dörfern vertrieben worden

waren. Das Boot stöberte viele weißbrüstige Kormorane auf, die bei Nacht dem Fischfange obliegen, bei Tag aber schlafend auf Bäumen und im Schilfrohr sitzen. Im Strome ließen sich viele Flußpferde sehen; eines derselben sperrte dicht an Dr. Kirks Rücken seinen weiten Rachen auf, als wollte es das ganze Hinterteil des Bootes verschlingen, und war so nahe, daß es durch das Aufreißen seines Mauls einen Wasserschwall auf die Bänke peitschte. Allmählich erweiterte sich der Schire zu dem etwa eine Meile breiten und zwei Meilen langen See Pamalombe, welcher fast ringsum von einem breiten, dichten Papyrusgürtel umschlossen ist, innerhalb dessen es von Moskitos wimmelte. Man beeilte sich daher, aus dieser Umgebung wegzukommen, und fühlte sich, als das Boot am 2. September in den Njassa-See einlief, durch die kühlere Luft, welche diese große Wassermasse ausströmt, angenehm erfrischt.

Der majestätische Njassa-See (zwischen dem 11°—14° 25′ südl. Br. und 34°—35° östl. L.) ist von Nord nach Süd über 40 Meilen lang, im nördlichen Drittel oder Viertel 10—12 Meilen breit und stellenweise über 200 Meter tief. Im Süden ragt ein Vorgebirge in den dort schmäleren See herein, das Livingstone dem Astronomen in der Kapstadt zu Ehren „Cap Maclear“ benannte. Das äußerste südliche Ende des Njassa bildet ein 2 Meilen breiter und 6 Meilen langer Wasserarm, aus dem der Schire fließt. Während Livingstone auf dem See umherfuhr, um Messungen und Beobachtungen aller Art vorzunehmen, wurde er wiederholt durch Stürme aufgehalten. Zuweilen ließ sich, während das Boot bei einem sanften Winde über das tiefblaue Wasser hinglitt, plötzlich der Ton eines nahenden Sturmes hören, der mit Reihen grimmiger Wogen auf seiner Bahn einherbrauste. Eines Morgens wurde das Boot von den ringsum tobenden Wellen ergriffen, und da man weder vorwärts noch rückwärts konnte, so mußte man in ziemlicher Entfernung vom Lande bei 12 Meter Tiefe Anker werfen; denn die wütende Brandung am Ufer hätte das schwache Fahrzeug zertrümmert, wenn man zu landen versucht hätte. „Die Wogen, die wir am meisten fürchteten,“ sagt Livingstone, „wälzten sich immer zu dreien heran, und auf jeden solchen Anlauf folgte eine kurze Pause. Hätte eine dieser weißkämmigen Wogen unser leichtes Boot getroffen, so hätte nichts uns retten können; denn sie kamen mit unwiderstehlicher Gewalt heran. Auf jeder Seite von uns brachen sie sich schäumend, aber wir blieben verschont. Sechs schwere Stunden befanden wir uns diesem furchtbaren Trio von Wogen gegenüber, deren jede der Expedition hätte auf einmal ein Ende machen können. Eine finstere, abgesonderte und seltsam gestaltete Wolke kam langsam von den Bergen her und hing stundenlang gerade über unseren Häuptern, und ein Flug Ziegenmelker, die nur bei einem Sturme des Tags sich zeigen, schwebte gleich Vögeln von übler Vorbedeutung über uns. Die schwarze Schiffsmannschaft wurde seekrank und unfähig, sich aufrecht zu erhalten. Die Eingeborenen und unsere Landabteilung standen an den hohen Klippen, blickten voll Spannung auf uns

und schrieen, als die Wellen das Boot zu verschlingen schienen: ‚Sie sind verloren! sie sind alle tot!‘ Als endlich der Sturm nachließ und wir unversehrt ans Land kamen, begrüßten sie uns, wie nach einer langen Abwesenheit, aufs herzlichste.“

Noch nie hatte Livingstone in Afrika eine so dichte Bevölkerung, wie an den Ufern des Njassa-Sees, gesehen. Im südlichen Teile reihte sich in einer fast ununterbrochenen Kette Dorf an Dorf; am Strande fast jeder kleinen Bucht standen schwarze Volkshaufen und starrten nach der neuen Erscheinung eines unter Segel befindlichen Bootes, und wo nur die weißen Männer landeten, waren sie in wenigen Augenblicken von Hunderten von Männern, Weibern und Kindern umringt, die sich beeilten, die „Tschirombo“ (d. h. wilde Tiere) anzustaunen. Wie die Fütterung der Löwen und Tiger in zoologischen Gärten am meisten Schaulustige herbeizieht, so drängte sich die staunende Menge besonders in den Eßzeiten um die weißen Männer und sah mit gespanntester Aufmerksamkeit ihrer Hantierung mit Messer und Gabel zu; aber sie blieben bescheiden an einem Striche stehen, den man auf dem Sande zog, und belästigten die Speisenden auf keine Weise. Zweimal kam es vor, daß sie den Saum des Segels, das Livingstone zugleich als Zelttuch benützte, neugierig aufhoben, wie Knaben in Europa es mit den Vorhängen wandernder Menagerien machen.

Auf den fruchtbaren, von malerischen Bergketten umsäumten Ebenen am Njassa-See bauen die Einwohner in großer Menge sowohl Reis und Bataten, als Mais, Mapira, Hirse und Maniok; auch bilden die trefflichen Fische, an denen der See reich ist, ein wichtiges Nahrungsmittel. Gegen Norden werden die Berge höher und bieten, während eine Kette sich über die andere türmt, prachtvolle Ansichten dar; dagegen verengt sich die Ebene mehr und mehr, bis endlich die Gebirge jäh aus dem See aufsteigen. Hinter denselben befindet sich nach Aussage der Eingeborenen eine große Hochebene, welche damals nur zum Teil von einem einige Jahre vorher aus Süden gekommenen Sulustamme bewohnt war, der große Viehherden hielt, und, indem er andere Stämme mit sich vereinigte, fortwährend an Stärke zunahm.

Im und am See sah man Krokodile von außerordentlicher Größe, von denen aber selten Menschen fortgetragen wurden, da die Fische ihnen reichliche Nahrung gewährten. Viele Flußpferde trieben sich in den Buchten und Lagunen umher, und auch im See selbst sah man bisweilen Herden derselben. Die Elefanten waren zahlreich an den Ufern des Sees und so wenig scheu, daß man sie oft dicht bei den Dörfern fand, was daraus zu erklären ist, daß vergiftete Pfeile weder den Flußpferden noch den Elefanten etwas anhaben können. Eines Morgens, als das Boot an einer ziemlich dicht bevölkerten Gegend vorübersegelte, wurden die Reisenden durch den Anblick von neun großen männlichen Elefanten überrascht, welche ruhig in der Nähe des Ufers standen. Erfreut über die günstige Gelegenheit, frisches Fleisch zu bekommen, landeten sie und feuerten auf einen. Sie zogen sich

sämtlich in ein sumpfiges Stück Land zwischen zwei Dörfern zurück. Die Makololo verfolgten sie und feuerten auf die Herde. Auf einem Sandhügel stehend, sah Livingstone, wie die blutenden Tiere sich mit dem Rüssel Wasser über den Rücken gossen. Die Herde wurde bald gegen den Sandhügel zurückgetrieben und ein verwundeter Elefant lief nach der Bucht; doch versuchte weder dieser noch ein anderer einen Angriff. Aus einer Entfernung von etwa 40 Metern feuerten die Engländer so schnell nach ihm, als sie laden und abschießen konnten; aber er schüttelte bei jedem Schusse nur den Kopf und empfing wenigstens 60 Kugeln, ehe er fiel, während einige Zeit vorher zwei weibliche Elefanten gleich durch den ersten Schuß getötet worden waren. Als der englische Matrose, der zufällig die letzte Kugel abgeschossen hatte, das Tier fallen sah, sagte er mit triumphierender Miene zu Livingstone: „Es war mein Schuß, Herr, der es gethan!" In wenigen Minuten umstanden mehr als 1000 Eingeborene das gewaltige Tier, und nachdem Livingstones Leute alles, was sie brauchten, genommen hatten, wurde das übrige den Dorfbewohnern angeboten. Diese stürzten sich wie hungrige Hyänen darauf, und in unglaublich kurzer Zeit war alles fortgeschafft, so daß auch nicht das kleinste Stückchen Fleisch übrig blieb, was Livingstone, der immer nur ungern eines dieser edlen Tiere töten ließ, mit Befriedigung wahrnahm.

Bei Tschitanda, unweit einer der von den Arabern für ihren Sklaventransport benützten Ueberfahrtsstellen, wurden Livingstone und seine beiden Gefährten zum erstenmale in Afrika, und zwar auf eine sehr freche Art, bestohlen. Sie hatten sich bisher so sicher gefühlt, daß nie, außer wenn sie Verrat fürchteten, nachts eine Wache aufgestellt worden war. Eines Abends nun hatten sich die Makololo bei Bier gütlich gethan und sich dann von dem Zelte, worin die drei Weißen schliefen, eine kleine Strecke weit entfernt, um unbelauscht miteinander plaudern zu können. Während der Nacht war es einem der drei im Zelte Schlafenden, als ob sein Kopfkissen sich bewegte; aber halb im Traume dachte er, es sei einer von den Dienern, der es zurechtlege, und schlief getrost weiter. Morgens jedoch fand es sich, daß ein Reisesack, der Perlbeutel, Sammlungen getrockneter Pflanzen und Fische, einige Notizbücher und fast alle Kleider entwendet waren. Glücklicherweise war das Baumwollenzeug, das wie die Perlen als Tauschmittel dem Gelde gleich kam, dadurch gerettet worden, daß einer der Zeltbewohner es als Kopfkissen benützt hatte; auch die Büchsen und Revolver, die neben den Schläfern lagen, hatten die Diebe liegen gelassen. Außerhalb des Zeltes fand man noch ein Paar Stiefel und das Aneroid-Barometer, womit die Schufte nichts anzufangen gewußt hatten. Der Verdacht fiel auf einige Leute, die von der Ostküste gekommen waren; aber man sah und hörte nichts mehr von den gestohlenen Gegenständen.

Die Gegend am nördlichen Teile des Njassa war ein Schauplatz der Gesetzlosigkeit und des Blutvergießens, räuberische Anfälle auf die Dörfer in der Ebene wurden von den Masitu gemacht, welche auf den an-

grenzenden Bergen wohnen und demselben Sulustamme, der unter dem Namen Landin die Portugiesen am Sambesi brandschatzte, angehören. Unlängst waren alle Dörfer nördlich von dem Mankambiras (11° 44′ südl. Br.) von diesen entsetzlichen Plünderern zerstört worden; aber bei ihrem Angriffe auf den genannten Häuptling und einen andern, Namens Marenga, hatten sie eine Niederlage erlitten. Die letzteren hatten nämlich ihre Dörfer wohlweislich mit Pallisaden und dichten, stachelichten Euphorbienhecken umgeben, hinter denen ihre Bogenschützen ohne eigene Gefahr die Räuber wegschießen konnten. Nördlich von dem Dorfe Mankambiras sahen unsere Reisenden verbrannte Ortschaften und die Leichen vieler, die nur wenige Tage vorher unter den Speeren der Masitu gefallen waren. Da nun die Landabteilung sich fürchtete, ohne einen Weißen in ihrer Mitte in dieser gefährlichen Richtung weiterzugehen, so entschloß sich Livingstone, sich selbst an ihre Spitze zu stellen. Mit seinem Bruder und Dr. Kirk, die er im Boote zurückließ, verabredete er, bei einer in Sicht befindlichen Bucht wieder mit ihnen zusammenzutreffen. Als er sich aber der Bucht näherte, sah er das Boot gerade noch in nördlicher Richtung verschwinden, und vergeblich war alle Anstrengung, es auf dem beschwerlichen Landwege einzuholen. Die einbrechende Nacht gebot den Wanderern Halt zu machen; doch kaum graute der Tag, so wurde der Marsch fortgesetzt. Im Verlaufe dieses zweiten Tages wurde eine der mitgenommenen vier Ziegen geschlachtet, als plötzlich zum Schrecken der Mannschaft sieben mit Speeren und Schilden bewaffnete Masitu erschienen, deren Köpfe phantastisch mit Federn geschmückt waren.

Um eine Unterredung mit ihnen zu halten, ging Livingstone mit seiner gewöhnlichen Unerschrockenheit und Ruhe unbewaffnet auf die Masitu zu, begleitet von Moloka, einem Makololo, der ihrer Sprache mächtig war. Als Livingstone sich ihnen näherte, befahlen sie ihm, nicht weiter zu gehen und sich in die Sonne zu setzen, während sie selbst im Schatten standen. „Mit nichten!“ war die Antwort; „wollet ihr im Schatten sitzen, so wollen wir es auch.“ Da schlugen sie mit ihren Keulen auf die Schilde. „Es ist nicht das erste Mal, daß wir dieses Gerassel hören,“ sagte Moloka, und dann setzten sich alle im Schatten nieder. Die Masitu baten um ein Geschenk, um ihrem Häuptlinge beweisen können, daß sie einem weißen Manne begegnet seien. Livingstone antwortete, sie sollten ihn zu ihrem Häuptling oder zu seinem Boote begleiten, in welchem er seine Sachen habe; bei sich führe er nichts was ihnen dienen könnte, und zum Beweise dafür leerte er seine Taschen. Dabei kam ein schmales Notizbuch zum Vorschein, und in der Meinung, es sei eine Pistole, sprangen sie auf und sagten: „Stecke das wieder ein!“ Jetzt verlangten die jüngeren Masitu ungestüm eine Ziege; da aber diese Tiere die einzigen Lebensmittel der Landabteilung waren, so wurde das Ansinnen entschieden abgelehnt, und schließlich zeigten namentlich die älteren Masitu ebensoviel Furcht vor Livingstone, als seine Begleiter vor ihnen; denn als man auseinanderging, eilten sie gleich aufgescheuchtem Wilde auf die Hügel.

Da sich das Gebirge in dieser Gegend bis an den See erstreckt, so führte der Weg nach Norden Livingstone und seine Begleiter über steile Bergrücken mit Schluchten von 150—300 Meter Tiefe, deren jede ein fließendes Gewässer hatte, das dem See zueilte. Manche Bergwände mußten auf allen Vieren erklettert werden, und kaum war der Gipfel erreicht, so fing das Hinabsteigen wieder an. So wild aber auch diese Gegend war, so war sie doch angebaut und dicht bevölkert gewesen; allein jetzt war sie menschenleer und zerstörte Dörfer, zerbrochene Geräte und menschliche Gerippe erzählten eine gar traurige Geschichte von der Grausamkeit des Menschen gegen seinesgleichen. Da man die Reise fortsetzte, so lang man sehen konnte, und kein Feuer anzündete, um sich nicht den Masitu bemerklich zu machen, so schlief man, ohne es zu wissen, an der Kante eines tiefen Abgrundes. Am nächsten Morgen zeigten sich die meisten Begleiter Livingstones, unter denen auch Leute aus Senna waren, so erschöpft und verrieten solche Furcht vor den Masitu, daß er sie nach Mankambiras Dorf zurückkehren hieß und nur zwei der Entschlossensten bei sich behielt, um mit diesen seine Wanderung gegen Norden fortzusetzen. Als nach einem beschwerlichen Marsche wieder die Nacht eintrat, brachte man auch diese ohne Feuer zu, außer so weit ein solches zum Kochen nötig war.

Am andern Tage sah Livingstone zu seiner Freude das Boot von Norden her zurückkommen, und bald darauf befand er sich wieder bei den Seinigen, die ihn aufs herzlichste bewillkommneten. Sie hatten am Tage seiner Trennung von ihnen die Bucht, wo er mit ihnen zusammentreffen wollte, verlassen, weil sie meinten, er sei schon weiter gegen Norden gegangen, und seitdem hatten sie Tag für Tag eben so sehnsüchtig nach ihm ausgeblickt, wie er nach ihnen.

Nachdem Livingstone vom 2. September bis 27. Oktober sich der Erforschung des Njassa gewidmet hatte, mußte er, da die Reisevorräte aufgebraucht waren, zu seinem Schiffe zurückkehren. Die Eingeborenen hatten ihm bei seinen Forschungen nützliche Fingerzeige gegeben; in manchem aber beobachteten die Einen eine vorsichtige Zurückhaltung, während die Andern ihrer Einbildungskraft freien Lauf ließen. „Wie weit ist es bis zum Ende des Sees?" wurde ein intelligent aussehender Eingeborener am südlichen Ufer gefragt. „Das andere Ende des Sees!" rief er mit wirklichem oder gut fingiertem Staunen, „wer hörte je von so etwas? Nun, wenn einer als Knabe sich aufmachte, um bis zum andern Ende des Sees zu wandern, so würde er, ehe er dort ankäme, ein Graukopf sein. Ich hörte nie, daß es versucht worden sei."

Den Schire hinabsegelnd, an dessen Ufern man flüchtige Mangandscha und Banden räuberischer Ajawa sehen mußte, gelangten Livingstone und seine Gefährten, durch Hungern ganz entkräftet, am 8. November zum „Pionier" zurück. Gegen das Ende des Monats dampfte dieser den Schire hinab, um an die Mündung des Sambesi zu fahren, wohin ein englisches Kriegsschiff Frau Livingstone und eine Anzahl zu der Universitätenmission gehöriger

Personen, sowie einen für den Njassa-See bestimmten Dampfer und neue Provisionen bringen sollte. Aber vier Meilen unter Tschibisas Dorf wurde der „Pionier“ fünf Wochen lang auf einer Sandbank festgehalten, was eine peinliche Geduldsprüfung war. Endlich kam das Schiff infolge des eintretenden Hochwassers von der Sandbank los und am 11. Januar 1862 fuhr man in den Sambesi ein, und auf diesem an die große Luaba-Mündung hinab. Am letzten Januar kam das Kriegsschiff „Gorgon“, mit einer Brigg im Schlepptau, in Sicht. Sobald der „Pionier“ gesehen wurde, signalisierte der „Gorgon“: „Ich habe Dampfboot in der Brigg,“ worauf Livingstone erwiderte: „Willkommene Nachricht!“ Hierauf signalisierte der „Gorgon“: „Frau an Bord.“ „Meinen besten Dank!“ war die Antwort, und damit schloß, wie Livingstone sagt, die interessanteste Unterredung, die er seit langer Zeit gehabt hatte.

Am Morgen des 1. Februar sah man vom „Gorgon“ aus eine kleine, dicht am Lande aufsteigende Rauchwolke und nachher den weißen Schaum eines kleinen Raddampfers, der gerade auf die zwei Schiffe lossteuerte. „Als sich der ‚Pionier‘ näherte“, erzählt Dr. Stewart, ein schottischer Geistlicher, „konnte ich mit Hilfe eines Glases einen stark gebauten Mann von mittlerer Größe unterscheiden, der auf dem Backbord-Radkasten stand und den Kurs des Dampfers dirigierte. Er war nicht ganz wie ein Marineoffizier gekleidet, trug aber die Mütze mit Goldborte, die seitdem in der Heimat wie in Afrika so wohl bekannt geworden ist. Das war Dr. Livingstone und ich sagte zu seiner Gattin: ‚Da ist er endlich!‘ Bei dieser Kunde sah sie fröhlicher aus, als ich sie seit sieben Monaten gesehen hatte.“ Die Freude des Wiedersehens zwischen den beiden Gatten, welche einander so innig liebten, läßt sich eher denken als beschreiben.

Mit Hilfe der Mannschaft des „Gorgon“ wurde von den 24 Teilen des für den Njassa-See bestimmten und daher „Lady Njassa“ benannten neuen eisernen Dampfers so viel auf den „Pionier“ und zwei große Radkastenboote des „Gorgon“ geschafft, als man auf einer Fahrt fortbringen konnte. Hierauf ging es den Sambesi hinauf, aber es war eine peinliche Fahrt, da der Strom Hochwasser hatte, und an vielen Stellen reißend war, die Maschinen des „Pionier“ aber, vom Maschinisten gänzlich vernachlässigt, sich in einem schlechten Zustand befanden. Darüber ging viel kostbare Zeit verloren, was für Livingstone um so peinlicher war, da er die „Lady Njassa“ gern noch zur Zeit des damaligen Hochwassers auf den See gebracht hätte, um damit dem abscheulichen Sklavenhandel und besonders den Sklaventransporten, die aus dem Innern über den See nach Sansibar und anderen Punkten der Ostküste gingen, die Spitze zu bieten. Schließlich wurde es für das beste gehalten, die Teile der „Lady Njassa“ in Schupanga ans Land zu bringen, ihren Rumpf dort zusammenzusetzen, und sie dann bis an den Fuß der Murchison-Katarakte hinaufzuschleppen.

Trotz der Hemmnisse und Widerwärtigkeiten, welche für Livingstone aus dem langsamen Gange seines Fahrzeuges erwuchsen, bewahrte er seine

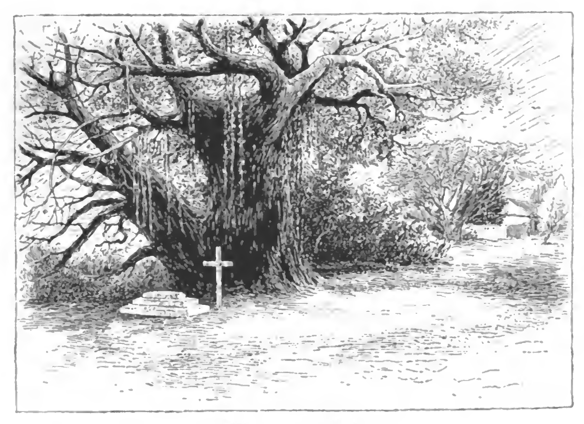
Heiterkeit. Außer seiner Gattin hatte er auch die neuangekommenen Mitglieder der Universitätenmission, sowie Kapitän Wilson vom „Gorgon“ und andere Offiziere, die ihm mit einigen ihrer Leute beim Ausladen und Zusammensetzen der „Lady Njassa“ behilflich sein wollten, an Bord des „Pionier“ genommen. Mit diesen neuen Freunden nun pflegte er nach Sonnenuntergang manche Stunde in traulichem Gespräche zuzubringen, wobei man von Ereignissen in der Heimat redete, und er selbst gern von seiner Studienzeit in Glasgow und denen sprach, welche damals noch unbekannte junge Männer waren, seitdem aber auf den verschiedenen Lebenspfaden, die sie einschlugen, sich ausgezeichnet hatten.

Unter den neuen Ankömmlingen befanden sich auch eine Schwester des Bischofs Mackenzie und die Gattin des bei letzterem befindlichen Missionars Burrup. In der Voraussetzung, daß diese von ihrem Gatten und jene von ihrem Bruder sehnlich erwartet würde, entschloß sich Kapitän Wilson, die beiden Frauen an den Ort ihrer Bestimmung zu bringen und fuhr mit ihnen in Begleitung Dr. Kirks und anderer auf zwei Booten den Schire hinauf. Als aber die Gesellschaft Tschibisas Dorf erreichte, wurde sie von einigen dort gebliebenen Makololo mit der Trauerbotschaft empfangen, daß Mackenzie und Burrup nicht mehr am Leben seien. Bei einer Fahrt auf dem Schire war der Kahn des Bischofs umgeschlagen und alle darauf befindlichen europäischen Nahrungsmittel und Arzneien waren verloren gegangen; der Bischof wurde vom Fieber ergriffen, und aller Hilfsmittel zu seiner Herstellung beraubt, starb er in der Hütte eines Flußanwohners. Burrup, der bei ihm war, erkrankte ebenfalls am Fieber und wurde zwar nach dem Tode des Bischofs noch nach Magomero getragen, starb aber wenige Tage nachher.

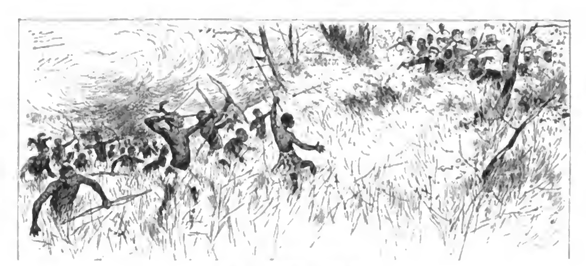
Tief gebeugt durch diese erschütternde Kunde kehrten die beiden Frauen mit Kapitän Wilson, der unterwegs selbst beinahe dem Fieber erlegen war, nach Schupanga zurück. Die Nachricht, die sie brachten, war auch für Livingstone ein schwerer Schlag. Am Abende nach ihrer Rückkehr saß er tiefbewegt, den Kopf auf die Hand gestützt, in seiner schwach erleuchteten kleinen Kajüte. Das tragische Ereignis bedrohte den Bestand der Universitätenmission, und Livingstone fürchtete, der Tod der beiden Männer könnte in England eine Entmutigung zur Folge haben, welche seiner menschenfreundlichen Absicht, die Segnungen des Christentums und der Civilisation in Afrika einzuführen, hemmend in den Weg treten würde.

Die so schwer heimgesuchten beiden Frauen traten mit den übrigen Personen, die sich der Mission des Bischofs hatten anschließen wollen, am 4. April auf dem „Gorgon“ die Rückreise nach England an. Als Livingstone und seine Gattin, welche die Scheidenden bis zu ihrem Schiffe begleitet hatten, wieder das Delta hinauffuhren, bemerkten sie, daß viele Eingeborene Streifen von Palmblättern als Zeichen der Trauer trugen; denn auch unter ihnen hauste das Fieber. Es war die ungesundeste Jahreszeit: die Regen waren vorüber, und die glühende Sonne entwickelte aus stehenden Wasser-

ansammlungen und der abgestorbenen Vegetation die gefährliche Sumpfluft. In diesem Jahre trat das Fieber mit besonderer Heftigkeit auf, und am 21. April wurde auch Frau Livingstone in Schupanga davon ergriffen; bald stellten sich bei ihr trotz der angewandten Mittel beunruhigende Symptome ein, sie verlor das Bewußtsein, und am 27. April verschied die edle Frau, während Livingstone und zwei Freunde betend an ihrem Lager knieten. Am anderen Tage wurde unter den Zweigen eines großen Baobabbaumes ein Grab für sie gegraben, und mit inniger Teilnahme stand bei ihrer Bestattung die kleine Schar ihrer Landsleute dem tieferschütterten Gatten zur Seite. Unbeschreiblich war Livingstones Trauer um die vortreffliche Frau, aber demütig beugte er sich in seinem Schmerze unter Gottes Hand, und die ihn beseelende lebendige Hoffnung der Wiedervereinigung in der himmlischen Heimat gereichte ihm zu erquickendem Troste.



Frau Livingstones Grab.



Ein feindlicher Ueberfall.

16. Auf dem Rovuma und im Westen des Njassa.

1862—1863.

Kann Eisen schwimmen? — Riesige Kraft eines Flußpferdes. — Der Ueberfall. — Die Krokodile des Rovuma. – Rückkehr nach Schupanga. — Ein Teufel in Menschengestalt. — Schreckliche Veränderung des Schirathales. — Das Krokodil und der Makololo. — Abberufung der Expedition. — Das Boot im Strudel. — Die Verirrten. — Die Flüchtlinge am Njassa. — An der Kota-kota-Bai. — Das westliche Hochland. — Rückkehr zum Schiffe. — Sklaventransporte. — Auflösung der Universitätenmission. — Fahrt nach der Küste.

Nachdem die Zusammensetzung der „Lady Njassa“ durch Fieber, Ruhr und viele andere Ursachen unterbrochen worden war, konnte sie endlich am 23. Juni vom Stapel gelassen werden. Unter den Eingeborenen, welche, um Zeugen dieses Schauspiels zu sein, von allen Seiten herbeigeströmt waren, herrschte die Meinung vor, daß das Schiff, da es von Eisen war, alsbald untersinken werde. „Wenn wir,“ sagten sie, „eine Hacke oder auch nur das kleinste Stückchen Eisen ins Wasser legen, so sinkt es augenblicklich unter; wie könnte denn nun eine solche Masse von Eisen schwimmen? sie muß auf den Grund gehen.“ Darauf antworteten einige, so würde es bei ihnen sein, aber die weißen Männer haben für alles eine wirksame Medizin; sie seien sogar im Stande, eine Frau zu machen, nur daß dieselbe nicht sprechen könne. „Seht doch jene dort!“ riefen sie, indem sie auf die am Schiff angebrachte weibliche Figur wiesen. Als nun das Fahrzeug leicht und anmutig auf dem Flusse dahinglitt, trauten die Ungläubigen kaum ihren Augen und riefen voll Staunens: „Wahrlich, diese Männer haben gewaltige Medizin!“

Indessen waren der Sambesi und der Schire so gefallen, daß man auf einen Versuch, die „Lady Njassa“ bis zu den Murchison-Katarakten zu bringen, für jetzt verzichten und den Dezemberregen abwarten mußte; auch Zugochsen und Proviant waren erforderlich, und der nächste Ort, wo man beides bekommen konnte, war die Insel Johanna. Unter diesen Umständen beschloß Livingstone, seine im vorigen Jahre kaum erst begonnene Erforschung

des Rovumaflusses fortzusetzen und insbesondere zu untersuchen, ob derselbe nicht eine fahrbare Wasserstraße nach dem Njassa-See darböte, auf der dann auch die „Lady Njassa“ an den Ort ihrer Bestimmung geschafft werden könnte. Er fuhr auf dem „Pionier“ nach Johanna und versah sich dort mit allem Nötigen; zu Anfang Septembers nahm das englische Kriegsschiff „Orestes“ den „Pionier“ ins Schlepptau und brachte ihn an die Mündung des Rovuma. Der Kapitän des „Orestes“ und mehrere seiner Offiziere begleiteten Livingstone in Booten zwei Tage lang den Fluß hinauf, den auch er, den „Pionier“ in der Bucht an der Mündung zurücklassend, mit zwei Booten befuhr. Da der Wasserstand ungewöhnlich niedrig war, so saßen die Boote öfters auf und mußten von den Sandbänken abgeschoben werden. Uebrigens verstanden die Kahnmänner, die Livingstone von Mazaro mitgenommen hatte, es im ganzen recht gut, das beste Fahrwasser herauszufinden, und zwar zogen sie, aufrecht stehend das Boot mit Stangen zu schieben, dem Rudern vor.

Eine Herde schläfriger Flußpferde wurde plötzlich durch Büchsenschüsse erschreckt und starrte mit Staunen die fremdartigen Gegenstände an, die in ihr stilles Gebiet eingedrungen waren; erst einige weitere Schüsse veranlaßten sie, auf dem Grunde der tiefen Lache Zuflucht zu suchen, in deren Nähe sie der Ruhe gepflegt hatten. Eines dieser gewaltigen Tiere aber rächte sich bei der Rückkehr der Boote: es folgte einem derselben und versuchte zweimal, den Boden des Fahrzeuges herauszureißen; aber glücklicherweise war er zu flach, als daß es denselben hätte gut packen können. Es beschädigte daher nur eine Planke mit seinen Stoßzähnen, hob jedoch das Boot mit zehn Mann und einer Tonne Ebenholz gerade in die Höhe. Das Thal des Rovuma, das auf beiden Seiten durch eine Kette von Hochlanden begrenzt wird, ist 1—2 Stunden breit. Unter den mannigfaltigen Bäumen, die dasselbe schmückten, war namentlich der Ebenholzbaum in großer Menge vorhanden. Von den Einwohnern sah man in der ersten Woche der Flußfahrt nur wenige, da sie ihre Dörfer aus Furcht vor den Sklavenjägern in dem dichten Dschungel an den Hügelwänden erbaut hatten; später kam man an einer bewohnten Insel und verschiedenen Dörfern vorüber. Die Sprache ist von der am Sambesi, wiewohl zu derselben Familie gehörig, sehr verschieden. Die Bewohner des linken Flußufers sind Makonde und stehen mit den am rechten Ufer wohnenden Mabiha und Makoa auf freundschaftlichem Fuße. Jene benahmen sich gegen die Reisenden scheu und entschlossen sich schwer, ihre Hühner und Bodenerzeugnisse zum Verkaufe herbeizubringen; denn sie lebten in beständiger Furcht vor Ueberfällen von Sklavenjägern und waren daher stets zur Flucht bereit. Auch hier trugen die Frauen die abscheuliche Pelele, und selbst bei den jüngeren Männern der Makoa und Mabiha nahm man diese Verunstaltung wahr.

Freundlich konnte Livingstone mit den Makoa verkehren, die ihm Honig, Geflügel und andere Lebensmittel brachten; dagegen ging es nicht ohne offene Feindseligkeit seitens der Makonde ab, welche durch einen tückischen Ueberfall das Leben Livingstones in große Gefahr brachten. Eine

zahlreiche Schar mit Bogen, Pfeilen und Flinten bewaffneter Eingeborener folgte eines Morgens, dem Ufer entlang gehend, den beiden Booten, offenbar in der Absicht, dieselben an einer entlegenen Stelle, wo sie dicht an einem hohen Ufer vorbeisegeln mußten, anzugreifen. Aber ihr Plan wurde durch eine frische Brise vereitelt, welche die Boote schnell vorbeitrieb, ehe die Mehrzahl der Verfolger an Ort und Stelle gelangen konnte. Da verschwanden sie, kamen aber, indem sie nach einer Krümmung des Flusses eilten, an der die Boote hinsegeln mußten, diesen wieder voraus. Ein Pfeil wurde nach dem vorderen Boote geschossen; man lenkte es, so weit das seichte Wasser es erlaubte, nach der den Angreifern entgegengesetzten Seite und suchte eine Unterhandlung mit ihnen einzuleiten. Mit großem Mute watete der schwarze Bootführer bis auf 30 Meter gegen das Ufer hin, an dem die feindliche Schar sich aufgestellt hatte. Er redete diese in ernstem Tone an und sagte, die Männer auf den Booten seien eine friedliche Gesellschaft und nicht gekommen, um Krieg zu führen, sondern um den Fluß zu sehen; die Landsleute der weißen Männer möchten später kommen, um Baumwolle und Elfenbein von ihnen zu kaufen.

Während er so sprach, schlich sich der Anführer der bewaffneten Schar am Ufer hinauf, watete mit einem Dutzend seiner Leute nach einer Insel hinüber, in deren Nähe die Boote lagen und ging auf derselben flußabwärts, bis er und seine Leute sich im Rücken der Boote befanden. Dann stürzten sie in wilder Aufregung ins Wasser und tanzten umher, indem sie mit gespanntem Bogen zielten und abscheuliche Grimassen machten. Das vor den Booten am Ufer stehende Hauptcorps hatte viele Flinten, und die Bogenschützen hielten die Pfeile auf der Sehne zum Abschießen bereit. Hinter sich hatten sie eine Masse von dichtem Gebüsch und Bäumen, wo sie nach Abschießung ihrer Kugeln und Pfeile augenblicklich sich verbergen konnten.

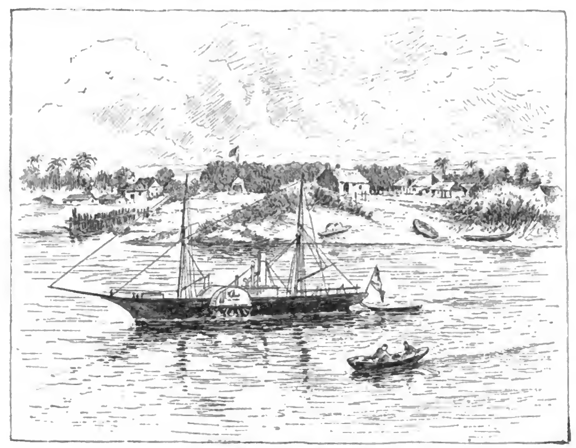
Eine volle halbe Stunde konnten Livingstone und seine Gefährten jeden Augenblick von einer Kugel oder einem vergifteten Pfeile getroffen werden, aber treu seinem Grundsatze, zur Wahrung des Friedens mit den Eingeborenen das Aeußerste zu thun und zu wagen, bot er der drohenden Gefahr kaltblütig die Stirne und setzte die Unterhandlung fort, indem er dem Anführer sagen ließ, er und seine Begleiter seien besser als die Makonde bewaffnet und reichlich mit Schießbedarf versehen, aber er möchte nicht gern Kinder desselben großen Vaters töten, dessen Kinder auch er und seine Gefährten seien; müßte er dennoch mit ihnen kämpfen, so würde die Schuld auf sie fallen. Diese Vorstellung bewirkte, daß der Anführer und einige andere ihre Waffen niederlegten und nach einer Sandbank in der Nähe der Boote wateten, wo sie erklärten, der Fluß gehöre ihnen, daher müsse für die Fahrt auf demselben von den weißen Männern eine Abgabe an sie entrichtet werden. In dieser Forderung lag etwas Demütigendes, aber um Blutvergießen zu vermeiden, ging Livingstone darauf ein und gab ihnen 30 Meter Kattun, wogegen sie versprachen, für immer seine Freunde

zu bleiben und bei seiner Rückkehr für ihn und seine Leute Speisen zu kochen. Hierauf ließ Livingstone, froh des friedlichen Vergleichs, die Segel aufziehen und fuhr weiter stromaufwärts.

Die am Ufer Stehenden gingen nach der weiter oben befindlichen Krümmung des Flusses, um, wie die Reisenden meinten, die Boote zu betrachten; aber sobald das erste Boot ihnen gegenüber war, richteten sie auf dasselbe eine Salve Flintenkugeln und vergifteter Pfeile. Glücklicherweise war ihnen das Boot so nahe, daß alle Pfeile über Livingstone und seine Leute hoch hinwegflogen; vier Flintenkugeln aber gingen gerade über ihren Köpfen durch das Segel. Sobald sie geschossen hatten, stürzten alle in die Büsche und das hohe Gras, zwei ausgenommen, von denen der eine eben eine Flinte und der andere einen Pfeil abschießen wollte, als sie durch das Feuer des zweiten Bootes vertrieben wurden. Keiner von allen ließ sich wieder sehen, bis das Boot sich etwa 1000 Meter weit entfernt hatte; dann wurden, um ihnen eine Vorstellung von der Schußweite der auf dem Boote befindlichen Büchsen zu geben, einige Schüsse über ihre Köpfe gefeuert, worauf sie jählings in die Wälder flohen. Auch die auf der Sandbank machten sich eiligst davon; da sie aber nicht geschossen hatten, so ließ man sie unbehelligt mit ihrem Kattun abziehen. Die Eingeborenen dieser Gegend standen weiter stromaufwärts, selbst bei ihrem eigenen Stamme, in üblem Rufe. Die Angreifer der Boote, welche ohne Zweifel auf Plünderung derselben ausgegangen waren und wegen ihrer Ueberzahl keinen Widerstand erwartet hatten, sagten nachher zu einem benachbarten Häuptlinge: „Hätten wir gewußt, daß das Engländer seien, so hätten wir sie nicht angegriffen — die können ‚tüchtig beißen‘.“

Die Krokodile im Rovuma sind schlimm daran: man jagt sie mit Speeren und stellt ihnen Schlingfallen. Wenn eines von ihnen in einen einladenden Teich nach Fischen geht, so findet es bald eine Umfriedigung um denselben und auf dem einzigen Auswege ist eine Schlingfalle angebracht, so daß es nicht entwischen kann. Das Fleisch wird gegessen und schmackhaft gefunden; die Ufer, an denen die Weibchen ihre Eier legen, werden bei Tag sorgfältig untersucht und alle Eier, die man findet, ausgegraben und verschlungen; unter den wenigen Jungen, die auskriechen und das Wasser erreichen, räumt der Fischhabicht auf. Livingstones Leute fanden ein Krokodilnest mit 35 frischgelegten Eiern, welche an einer hohen Uferstelle etwa 30 cm tief im Sande lagen. Das Tier gräbt mit den Füßen ein Loch, bedeckt die Eier mit Sand und verläßt sie dann; wenn aber ungefähr drei Monate später der Fluß steigt, so kommt es wieder und steht den ausgekrochenen Jungen bei. So sah Livingstone an einem Dezembertage Tete gegenüber ganz junge Krokodile in Begleitung eines alten an einer Insel hinschwimmen. Das Dotter des Ei's ist fast ebenso farblos wie das Eiweiß; im Geschmacke gleichen diese Eier denen der Hühner, und kämen sie nicht aus dem Leibe von Menschenfressern, so würden sie von Weißen ebenso gern gegessen werden, wie von Schwarzen.

Je weiter Livingstone landeinwärts kam, desto höflicher und freundlicher zeigten sich die Einwohner; der Fluß aber wurde allmählich schmäler und felsig, und als man 30 Meilen weit stromaufwärts gesegelt war, konnten die Boote nicht weiter fahren. In der Nähe der Insel Nyamatolo (38° 36′ östl. L., 11° 53′ südl. Br.) fand man den Fluß voller Felsen und eine Stromschnelle mit engen Durchgängen. Der Fall des Wassers war zwar unbedeutend, aber die Felsen standen so nahe bei einander, daß sie, wenn sie auch schmalen Baumkähnen die Durchfahrt gestatteten, doch für Boote eine unüberwindliche Schranke bildeten. Nach der Aussage der Ein-



Der „Pionier“ vor Quilimane.

geborenen kam man weiter stromaufwärts an eine noch mehr durch Felsen versperrte Stelle, und von Ngomano, einem sechs Meilen entfernten Dorfe, waren es noch 12 Tagreisen zu Lande bis zu einer der arabischen Ueberfahrtsstellen über den Njassa-See. Auf dem Rovuma, vernahm man, könne man nicht zum See gelangen, da er nicht aus diesem fließe, sondern im Gebirge entspringe. Unter diesen Umständen zog es Livingstone vor, den neuen Dampfer auf dem ihm schon bekannten und weniger Landtransport erfordernden Wege den Schire hinauf an den Njassa zu bringen; er trat daher den Rückweg nach der Küste an und kam am 9. Oktober zum „Pionier“ zurück.

Eine Woche später segelte Livingstone nach Johanna, von wo er eine Anzahl Leute und einige Ochsen mitnahm, und steuerte dann nach dem

Sambesi. Weil aber, ehe er denselben erreichte, das Brennmaterial zu Ende ging und der Wind ungünstig war, so fuhr er nach Quilimane hinein, um Holz einzunehmen. Da der Sambesi ungewöhnlich niedrig und daher die Fahrt auf demselben eine sehr langsame war, so kam Livingstone erst am 19. Dezember in Schupanga an, an das sich für ihn so schmerzliche Erinnerungen knüpften. Er beschäftigte sich um jene Zeit viel mit der unsichtbaren Welt, in die seine geliebte Gattin ihm vorangegangen war, und glaubte seinen eigenen Tod nicht ferne, lebte aber der Zuversicht, daß das von ihm unternommene Werk nicht liegen bleiben, sondern von Anderen vollführt werden würde. Charakteristisch ist es für seinen rastlosen Geist, daß zu den Gedanken über das Jenseits, die er damals brieflich gegen einen Freund aussprach, auch der gehörte, daß es dort an Arbeit nicht fehlen werde.

Am 10. Januar 1863 dampfte der „Pionier", die „Lady Njassa" im Schlepptau, den Schire hinauf. Aber welch traurige Veränderung war mit dem schönen Schirethale und seinen Einwohnern vorgegangen! Der früher erwähnte berüchtigte Sklavenjäger Mariano, der als Mörder und Rebell in Mozambique zu dreijähriger Gefängnisstrafe und einer Geldbuße verurteilt worden war, konnte diese nicht bezahlen, und es wurde ihm daher von den portugiesischen Behörden gestattet, zur Aufbringung des Geldes, wie er vorgab, in Quilimane alte Schulden einzuziehen. Statt dessen aber kaufte er dort einige hundert Gewehre, zog mit einer ruchlosen Bande das Schirethal hinauf und betrieb in vergrößertem Maßstabe sein altes Gewerbe des Raubens, Mordens und Menschenstehlens. Unbeschreiblich war das Elend, das er anrichtete. Niedergebrannte Dörfer, umherirrende, ausgehungerte Menschen, die er ihrer Lebensmittel und Kleider beraubt hatte, und Haufen von Gerippen bezeichneten den Weg, den dieser Teufel in Menschengestalt gegangen war. Trotz der Gefräßigkeit der Krokodile schwammen täglich Leichname an dem „Pionier" vorüber, und jeden Morgen mußten von den Ruderrädern Leichen losgemacht werden, die während der Nacht von den Schaufeln erfaßt worden waren. Und doch waren dieselben nur der Rest der Umgekommenen, welche ihre Freunde aus Schwäche nicht begraben und die übersättigten Krokodile nicht verschlingen konnten. Viele Stunden weit war die ganze Bevölkerung des Thales hinweggerafft, und Livingstone blutete das Herz, als er die weitverbreitete Verwüstung sah. Die früher so volkreichen Flußufer waren verödet, und eine drückende Stille herrschte, wo früher Scharen eifriger Verkäufer mit den mannigfaltigen Erzeugnissen ihres Gewerbfleißes erschienen waren.

Nachdem die Sklavenjagd mit ihrem Schrecken über das Land hingezogen war, wurde es von Dürre und Hungersnot heimgesucht. Sonst strömte in einem solchen Falle die ganze Bevölkerung der Hügel nach den Morästen hinab, in deren weichem, schwarzem Schlamme, mit einem Zusatze von grobem Flußsande, zu jeder Jahreszeit in weniger als drei Monaten eine Maisernte erzielt werden kann, und retteten mittelst dieser ihr Leben. Diesmal aber waren die Volksmassen, welche, alles zurücklassend, vom

Hochlande aus den Schire hinabflohen, nur darauf bedacht gewesen, den Fluß zwischen sich und ihre Verfolger zu bringen, und der Hungertod raffte so viele hinweg, daß der Ueberlebenden zu wenige waren, um die Toten zu begraben. Bei Gängen landeinwärts sah man nach allen Richtungen menschliche Gerippe, die gruppenweise unter Bäumen, an Felsen, in verschlossenen Hütten oder auch einzeln am Wege lagen. Die wenigen Unglücklichen, die bei der Ankunft des „Pionier" noch lebten, befanden sich unter dem Drucke einer gefühllosen Schlafsucht. Sie verschlangen die Getreidehalme, die auf alten Anpflanzungen aufsproßten, machten aber kaum den Versuch, etwas Neues anzubauen, und diejenigen, die man aufforderte, sich anzustrengen, um auf die eine oder andere Art sich Nahrung zu verschaffen, antworteten mit glanzlosen Augen und in wimmernden Tönen: „Nein! nein!"

Der Anblick dieser Einöde, die noch vor 18 Monaten ein lachendes, reich bevölkertes Thal gewesen, jetzt aber im buchstäblichen Sinn mit Menschenknochen bestreut war, erfüllte Livingstone mit unnennbarem Schmerze. Freilich durfte er sich sagen, daß nichts von ihm versäumt worden war, um der Pest des Sklavenhandels entgegenzuwirken. Schon vor einiger Zeit hatte er zu diesem Zwecke nicht bloß an den neuen Kommandanten von Tete einen energischen, aber höflichen Brief geschrieben, wodurch er die Universitätenmission vor dem Angriff eines Sklavenjägers bewahrte, sondern auch an Lord Russell, den damaligen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, und an die portugiesische Regierung selbst hatte er sich gewendet. Das Ergebnis hievon war aber, wie er später erfuhr, nichts als ein „Haufen schöner Versprechungen" seitens der Lissaboner Regierung.

Entschlossen, den Sklavenhandel aus allen Kräften zu bekämpfen, sehnte sich Livingstone, die „Lady Nyassa" auf den See zu bringen, wovon er eine sehr heilsame Wirkung erwartete. War aber schon der „Pionier" allein nur schwer und langsam auf dem Schire vorwärts gekommen, so wurde die Fahrt dadurch, daß er jetzt die „Lady Njassa" im Schlepptau hatte, noch schwieriger und langsamer. Von einer Sandbank konnte man 14 Tage lang nicht loskommen, und da der Fluß wieder fiel, so mußte man das im März bevorstehende Steigen desselben abwarten. Während dieser Verzögerung sammelten Dr. Kirk und Livingstones Bruder viele Sumpfvögel und vermehrten die eingesalzenen Vorräte durch einen erwünschten Zuwachs an Gänsen, Enten und Flußpferdfleisch. Der Schire wimmelte von Krokodilen und auf einer einzigen Sandbank zählte man 67 dieser schrecklichen Tiere. Ein Makololo lief in der Abenddämmerung an den Fluß hinab, um seinen Durst zu stillen, und während er nach Landessitte sich das Wasser mit der Hand in den Mund schleuderte, kam plötzlich ein Krokodil vom Grunde herauf und packte ihn an der Hand. Glücklicherweise ließ sich der Ast eines Baumes erreichen, und er hatte Geistesgegenwart genug, denselben mit der andern Hand zu ergreifen. Beide zerrten und rissen, das Krokodil zur Gewinnung einer Mahlzeit und der Mann

zur Erhaltung seines Lebens; eine Zeit lang schien der Ausgang zweifelhaft, aber der Mann hielt fest, und das Ungeheuer ließ endlich die Hand los, in die es jedoch die tiefen Spuren seiner gräßlichen Zähne eingegraben hatte.

Ungefähr 100 m unter dem ersten Murchison-Katarakte schraubte man die „Lady Njassa" auseinander und fing an, auf der 7—8 Meilen langen Strecke, wo sie zu Land fortgeschafft werden mußte, eine Straße anzulegen, wozu hauptsächlich das Wegräumen von Steinen und ungefähr alle 50—60 m das Umhauen eines Baumes nötig war. Die Straße stieg mehr und mehr bergan, bis man sich am obersten Katarakte 350 m über dem Meere und damit in einer viel frischeren Luft befand. Das umliegende Land, das sich von den Wirkungen der Dürre wieder erholt hatte, zeichnete sich durch grüne junge Waldungen und schöne Berge aus; aber die ringsum herrschende Stille machte einen melancholischen Eindruck. Außer dem, was geschossen wurde, waren keinerlei frische Nahrungsmittel zu bekommen, und die bei dem Mangel an Gemüsen fast nur aus eingesalzenem Fleische bestehende Kost führte Ruhranfälle herbei, welche bei den Mitgliedern der Expedition die Runde machten. Am meisten litten Dr. Kirk und Charles Livingstone, welche in ihrer Gesundheit so herunterkamen, daß ihre Rückkehr nach England geboten erschien. Dr. Livingstone selbst wurde im Mai von einer schweren Krankheit befallen, die einen ganzen Monat anhielt und ihn zu einem Schatten herunterbrachte. Dr. Kirk blieb zur Pflege desselben zurück, bis das Schlimmste vorüber war; am 19. Mai aber reiste er mit Charles Livingstone und allen der Expedition entbehrlichen Weißen ab. Von solchen blieben bei Livingstone nur der aus England zurückgekommene Schiffsingenieur Rae und Edward Young, der, früher dem „Gorgon" zugehörig, sich als Freiwilliger der Expedition angeschlossen hatte.

Am 2. Juli empfing Livingstone eine Depesche von Lord Russell, wodurch die Expedition zurückberufen wurde, da sie ohne Livingstones Schuld ihren Zweck, einen Handelsverkehr mit England anzubahnen, nicht erreicht und sich viel kostspieliger, als erwartet worden sei, erwiesen habe. Livingstone wurde durch den Inhalt dieser Depesche nicht sehr überrascht; hatte er doch schon einige Zeit vorher an einen Freund geschrieben, er würde sich nicht wundern, wenn er zurückberufen würde; denn da es die Absicht der Portugiesen sei, die Flüsse für den Handel verschlossen zu halten, auch der Sklavenhandel samt den Sklavenjagden trotz aller Vorstellungen der englischen Regierung nicht nur von der portugiesischen fortwährend geduldet, sondern auch von ihren Beamten selbst betrieben werde, so sei die Einleitung eines ordentlichen Handelsverkehrs nicht möglich. Obgleich aber Livingstone durch die genannte Depesche nicht sonderlich überrascht wurde, so kam sie ihm doch gerade jetzt sehr ungelegen, da er in der Ausführung seines Lieblingsplanes, einen Dampfer auf den Njassa-See zu bringen, begriffen war. Er hatte die Hälfte seines Vermögens auf die „Lady Njassa" ver-

wendet, die ihn statt 3000 Pfund Sterling, wie anfangs angenommen wurde, 6000 Pfund kostete, und für den Fall, daß seine Regierung, wie er hoffte, wenigstens einen Teil dieser Kosten übernehmen würde, hatte der edle, uneigennützige Mann dem früher erwähnten Dr. Stewart versprochen, wenn dieser an den Ufern des Njassa wirken wollte, ihm die Hinreise und einen Jahresgehalt von 150 Pfund aus seiner Kasse zu bezahlen. Aber von einer Kostenentschädigung für das Schiff war in der Depesche kein Wort zu lesen; die „Lady Njassa", die als ein Schutzengel der Wehrlosen auf dem See hätte schwimmen sollen, mußte unverrichteter Dinge nach England zurückkehren und Livingstone selbst den von ihm erschlossenen Regionen den Rücken kehren, welchen er den Segen des Christentums und der Civilisation hatte zuführen wollen, in die ihm aber gleich Geistern der Hölle die Sklavenhändler und Sklavenjäger auf den Fersen gefolgt waren.

Da es jedoch unmöglich war, vor dem Eintritte des Hochwassers im Dezember den „Pionier" nach dem Meere hinabzubringen, so beschloß Livingstone die Zwischenzeit zu benützen, um auf einem Boote den Njassa-See nach seiner ganzen Länge bis zu seinem nördlichen Ende, zu dem man früher nicht gekommen war, zu befahren. Das dazu bestimmte Boot wurde in wenigen Tagen an allen Katarakten bis auf einen vorbeigetragen; da aber dort die Träger an eine vergleichungsweise ruhige Strecke des Flusses kamen, so machten sie sich diese zu nutze, um das Boot im Wasser weiter hinaufzuziehen, wobei zugleich auf dem Boote einige Makololo die Ruder- und Kahnstangen handhabten. Von ihrer Heimat an Stromschnellen gewöhnt, verstanden sich diese sehr gut darauf, über solche hinwegzukommen; dennoch fanden sie nach einem Versuche, an einem von Wasserwirbeln umbrausten Felsen vorbeizufahren, daß es klüger sein werde, das Boot ans Land zu bringen und an dem letzten Katarakte vorüberzutragen. Aber fünf Sambesi-Männer waren sehr begierig, zu zeigen, wie viel besser sie mit dem Boote umgehen könnten. Ehe man sichs versah, sprangen drei derselben in das Boot und zwei schleppten es eine kleine Strecke hinauf. Die reißende Strömung ergriff seinen Bug, man hörte einen Angstschrei, das Tau war aus ihren Händen, das umgestürzte Boot drehte sich in einem Wirbel und fort schoß es wie ein Pfeil die Katarakte hinab. Die ganze Gesellschaft rannte am Ufer stromabwärts, aber man sah nichts mehr von dem Boote. Reuevoll nahten die fünf Schuldigen Livingstone und seinen weißen Gefährten, beugten sich langsam nieder und faßten mit beiden Händen ihre Füße an. Weder sie noch die, welche sie auf diese Weise um Verzeihung baten, vermochten ein Wort zu sprechen. Livingstone verurteilte sie nur dazu, zu dem Schiffe hinabzugehen, zum Ersatze für das mit dem Boote Verlorene, Lebensmittel, Kattun und Perlen zu holen, und auf der bevorstehenden Fußreise so viel zu tragen, als sie konnten; denn er war entschlossen, die Reise nach dem Njassa-See nicht aufzugeben, obgleich er sie jetzt zu Lande machen mußte.

Dem Seeoffizier Young vertraute Livingstone für die Zeit seiner Abwesenheit die Aufsicht über den „Pionier“ an, und der Schiffsingenieur Rae, der mit Hilfe von drei trefflichen englischen Matrosen bereits das Zusammenschrauben der „Lady Njassa“ begonnen hatte, sollte sie segelfertig machen, so daß sie, die nicht so tief wie der „Pionier“ im Wasser ging, im Oktober nach dem Meere hinabgebracht werden könnte. Nachdem dies und anderes geordnet war, trat Livingstone am 19. August mit dem Proviantmeister des „Pionier“ und einer Anzahl Schwarzer seine Fußreise an, in der Absicht diesmal das Land westlich vom Njassa-See zu erforschen und womöglich bis an das nördliche Ende des letzteren vorzudringen. Zum erstenmal auf seinen Reisen führte er einige Flaschen Wein bei sich, ein Geschenk Wallers von der Universitätenmission, die sich nach dem Tode des Bischofs unweit des Dorfes Tschibisas niedergelassen hatte. Außer Thee und Kaffee, wozu es aber oft an Zucker fehlte, war bisher Wasser sein einziges Getränke gewesen, dem auch, falls es kühl ist, in einem heißen Klima nichts gleich kommt. In der jetzigen heißen Jahreszeit war freilich kühles Wasser nicht immer zu bekommen, und Nahrungsmittel konnte man zunächst gar keine kaufen, da der Weg am rechten Ufer des Schire hinauf nur an verwüsteten Dörfern vorbeiführte, wo statt der Menschen wilde Tiere hausten. Man ging daher an dem Flusse Rivi-Rivi, der in den Maravi-Bergen entspringend von Nordwesten her dem Schire zufließt, so weit hinauf, bis man in eine Gegend kam, deren Einwohner sich erfolgreich gegen die Ajawa verteidigt hatten. Uebrigens zeigten jene gegen die Reisenden ein Mißtrauen, das erst verschwand, als man ein Dorf hinter sich hatte, über das hinaus nach Westen hin die Geißel des Sklavenkriegs nicht gegangen war. Aus den Hütten, an die man jetzt kam, wurden die Reisenden mit den Worten bewillkommnet: „Wir sind froh, daß ihr nicht Krieg bringt, sondern Frieden!“

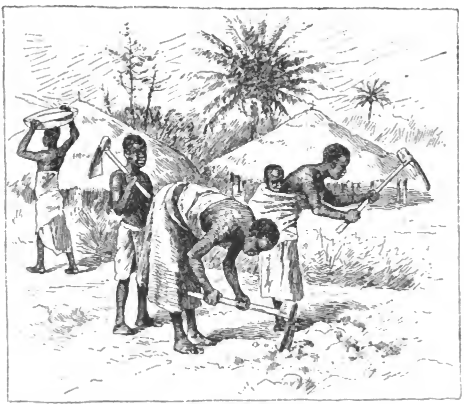
Eines Tages gingen Livingstone und der Proviantmeister voraus und wanderten, da die Mannschaft den Weg der zwei Weißen bisher immer mittelst der Abdrücke ihrer Schuhe ausfindig gemacht hatte, getrost eine ziemliche Strecke weiter. Aber diesmal verlor die Mannschaft die Spur, und durch Flintenschüsse einiger Jäger, die er für Signale seiner Leute hielt, irregeführt, wanderte Livingstone mit seinem Begleiter zwei Tage lang fast ohne Lebensmittel umher. Am Abende des zweiten Tages kamen sie in ein kleines Dorf, dessen Bewohner sich der Fahrt Livingstones auf dem Njassa-See erinnerten und sehr freundlich waren, aber keine andern Lebensmittel als mit Asche zubereitete Tamarinden und ein wenig Kratzbohnenmehl besaßen. Da die beiden Verirrten an diesem Tage einen ungewöhnlich starken Marsch gemacht hatten, um ihre Mannschaft aufzusuchen, so that ihnen die Ruhe auf einer Matte in der besten Hütte des Dorfes ungemein wohl. Die gutherzige Hausfrau aber nahm ein wenig Getreide, das sie zum Säen aufgespart hatte, mahlte es und bereitete eine Suppe davon, und ein kleines Gefäß mit wild gewachsenem Gemüse als

Zukost brachte ein kleiner Knabe herein, stellte es hin und klatschte dann mehrmals lebhaft in die Hände, — eine Höflichkeitsbezeigung, die den Kindern nachdrücklich eingeschärft wird. „Die Mahlzeit,“ erzählt Livingstone in seiner heitern Weise, „war so knapp, daß der am wenigsten Ausgehungerte von uns beiden meinte, es sei alles für ihn, und sich sofort darüber hermachte, während sein Leidensgefährte, vom Schlaf überwältigt, eben von einem Gastmahl träumte. Er erwachte gerade zu rechter Zeit, um wenigstens noch ein Bruchstück des winzigen Mahles für sich zu retten, bei dessen Genuß er von seinem unbarmherzigen Tischgenossen mit Entschuldigungen unterhalten wurde, welche ihm zwar nichts mehr nützten, die er aber vollkommen begriff.“ Am nächsten Tage führte der Ortsvorsteher die beiden Verirrten zu ihrer Mannschaft, welche, über die Trennung von ihnen sehr bestürzt, das Aeußerste gethan hatte, sie wiederzufinden.

Die Reisenden hatten jetzt schon eine ansehnliche Höhe erreicht, wie auch aus dem Vorkommen des Masukobaumes mit seinen großen harten Blättern und anderer in den Niederungen nicht gedeihender Bäume hervorging. Sie kamen dicht an eine Bergkette, welche von der Westseite der Murchison-Katarakte an bis zum nördlichen Ende des Njassa-Sees sich erstreckt, und da die Eingeborenen nur die einzelnen Spitzen derselben benannten, für die ganze Kette aber kein Name zu ermitteln war, so gab ihr Livingstone den der „Kirks-Kette“. Auf dem Weitermarsche hatte man diese gegen 1000 m hohe Bergkette dicht zur Linken, und zur Rechten dehnte sich weiterhin ein grünes Waldland, das allmählich zu einem das Schirethal begrenzenden Bergrücken emporstieg. Vor den Reisenden nach Norden hin lag das schöne und fruchtbare Govathal, mit seinem anmutigen Wechsel von offenem Walde und freien Grasplätzen, durchschnitten von zahlreichen Bächen, welche von der Bergkette herabkamen, und deren Wasser von köstlicher Kühle war. Einst war ein sehr großer Teil dieses Thales angebaut gewesen, aber nach einem Einfalle der Ajawa hatte man es Büffeln und Elefanten preisgegeben, und das Mißtrauen gegen Fremde war seitdem so groß, daß Frauen, die sich in ihre ehemaligen Gärten zurückgewagt hatten, beim Anblick unserer Reisenden augenblicklich die Flucht ergriffen. Da man keine Lebensmittel bekommen konnte, mußte man vorwärts gegen Norden eilen, wobei man durch die tiefen Wasserrinnen, die das Land durchfurchten, nicht wenig aufgehalten wurde. Diese Rinnen mit ihren senkrechten Wänden ließen sich nur an gewissen Stellen überschreiten, und während die Reisenden solche suchten, ertönte, da man sie für Sklavenhändler hielt, dann und wann von den Bergen herab das Kriegsgeschrei; doch wurden sie nicht angegriffen.

Ehe sie am Ende des Gebirgsthales einen steilen Abhang hinabstiegen, unterhalb dessen das Uferland des Njassa-Sees beginnt, sahen sie zu ihrer Rechten die grotesken Berge des Cap Maclear mit dem blauen Wasser an ihrem Fuße, vor sich in der Ferne die Hügel von Tsenga und zu ihrer Linken die Kirks-Kette. Unten kamen sie in ein schönes wellen-

förmiges Thal, das von vielen dem See zufließenden Gewässern durchschnitten war. Im Dorfe des Häuptlings Katosa wurden sie von diesem aufs freundlichste aufgenommen, mit Suppe, Büffelfleisch und Bier bewirtet, in einer großen reinlichen Hütte beherbergt und bei ihrer Abreise am andern Morgen mit Reis und einer ungeheuern Kürbisflasche Bier beschenkt, auch mit drei Führern versehen, nachdem er sie vergebens gebeten hatte, einen Tag bei ihnen zu bleiben. Er sagte zu Livingstone und seinem Landsmann, sie müßten die guten Geister seiner Ahnen sein, denn als er am See Pamalombe gewohnt habe, seien sie von oben auf ihn herabgestiegen, — sie seien Männer, wie er noch keine gesehen habe.



Hackende Frauen.

Das Land, durch das Livingstone jetzt in nordwestlicher Richtung wanderte, war sehr fruchtbar und, großenteils durch Frauenhand, mit ebensoviel Geschick als Fleiß angebaut. Da sah man große Maisäcker, deren Pflanzen den Reisenden über die Köpfe gingen, sauber gehaltene Baumwollenfelder, Pflanzungen von Getreide, Hirse, Bohnen, Maniok und Kürbissen. Aber die Einwohner konnten des Lohnes ihrer Arbeit nicht froh werden, da die wilden Masitu von Nordwesten her sich nahten und ihren Weg mit Sengen, Morden und Plündern bezeichneten. Die Dörfer wurden verpallisadiert und die Frauen schnitten in Eile das Getreide und trugen, so viel sie konnten, hinter die Pallisaden. Als Livingstone zu dem Dorfe des Häuptlings Tschiesamba kam, hörte er, daß dieser, durch seine Pallisaden gedeckt, am vorigen Tage die Masitu zurückgeschlagen habe,

und aus Freude darüber trommelten die Leute aus Leibeskräften. Uebrigens hatten die Masitu viele mit Getreide beladene Frauen fortgeschleppt und durch einen Mann vom Dorfe, dem sie beide Ohren abschnitten, mit grimmigem Hohne dem Häuptlinge sagen lassen, er solle sein Getreide wohl aufbewahren, denn in einem oder zwei Monaten werde es von ihnen geholt werden. Auf die Einladung des um die Sicherheit seines Gastes besorgten Häuptlings blieb Livingstone einen Tag bei ihm und wandte sich dann, um den Masitu auszuweichen, gegen Nordosten, also dem See zu. An den Ufern des letztern fand er eine Menge Flüchtlinge, die sich wegen des dürftigen Schutzes, den das Schilfrohr gewährte, hier gesammelt und am Rande des Wassers eine weithin sich erstreckende Reihe zeitweiliger Hütten errichtet hatten. Sie führten ein wenig Getreide bei sich, sagten aber: „Was sollen wir essen, wenn das zu Ende ist? Pflanzen wir Getreide, so kommen die Masitu und nehmen es; pflanzen wir Maniok, so thun sie dasselbe; wie sollen wir leben?"

Von dem kleinen See Tschia an, der durch einen Wasserarm mit dem Njassa verbunden ist, bis zur Kota-kota-Bai war das Land von Tausenden bevölkert, welche in der Nähe der an der Bai wohnenden Araber Schutz vor den Masitu zu finden hofften. Bei seiner Ankunft an der Kota-kota-Bai wurde Livingstone von dem Araber Juma ben Saidis freundlich empfangen und mit Reis, Mehl, Zuckerrohr und einem Stück Malachit beschenkt. Er und ein anderer Araber zählten in dem von ihnen angelegten Dorfe und der Umgegend 1500 Eingeborene, die bei ihren Feuerwaffen Schutz gesucht hatten; leider aber lagen sie dem Sklavenhandel aufs eifrigste ob. Als Livingstone am Tage nach seiner Ankunft Juma besuchte, fand er ihn eben damit beschäftigt, auf zwei Booten Sklaven über den See zu schaffen. Da er unerwartet kam, sah er noch mehrere Trupps rüstiger junger Sklaven, welche am Halse an eine gemeinschaftliche Kette geschlossen waren; andere staken noch in Sklavenstöcken. Ehe aber seine Unterredung mit Juma zu Ende war, hatte man sie alle entfernt. Bei solchen Erfahrungen drängte sich Livingstone immer wieder von neuem der Gedanke auf, welch eine Wohlthat es wäre, wenn ein auf dem Njassa kreuzender Dampfer die Sklavenüberfahrten verhindern und in der Nähe des Sees eine Missionsstation errichtet würde, um die Schutz für ihr Leben und Eigentum Suchende sich sammeln könnten.

Als Livingstone gegen die Mitte des September die Kota-kota-Bai verließ, kehrte er dem See den Rücken und reiste westwärts auf der Sklavenstraße, die zu den Dörfern Katangas und Kazembes im Lundalande führte. Nachdem er ein reiches, gut angebautes Thal überschritten hatte, erklomm er unter großen Beschwerden einen Höhenzug, und als er bei Ndonda den Gipfel desselben erreichte, wo er sich 1000 m über dem Meere befand, hatte er rückwärts blickend eine prachtvolle Aussicht auf den See; vor ihm aber gegen Westen dehnte sich eine anfangs wellenförmige Hochebene aus, während gegen Norden in einiger Entfernung dunkle Hügelmassen sich zeigten.

Die Einwohner des Landes, durch das er jetzt in nordwestlicher Richtung wanderte, nannten sich Matumboka, unterschieden sich aber von den Mangandscha nur durch eine andere Art der Tätowierung. „Wer diese Naturvölker beobachtet," sagt Livingstone, „stößt fortwährend auf kleine, alltägliche Züge der echten Menschennatur." Als er in einer Nacht im Freien, aber so nahe bei einer Hütte schlief, daß er alles hören konnte, was darin vorging, fing eine eifrige Mutter gegen zwei Uhr morgens an, ihr Getreide zu mahlen. „Ma," fragte ein kleines Mädchen, „warum mahlst du in der Dunkelheit?" Mama riet ihrem Lieblinge, zu schlafen, und gab ihr Stoff zu einem süßen Traume, indem sie sagte: „Ich mahle



Getreide mahlende Frau.

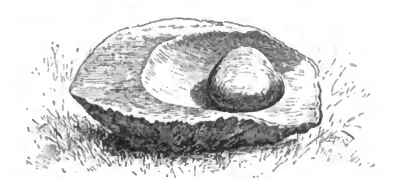
Mehl, um von den Fremden ein Kleid zu kaufen, in welchem du wie eine kleine Frau aussehen wirst!"

Die Mühle besteht aus einem 50—60 cm im Quadrat haltenden und 16—20 cm dicken Granit-, Syenit- oder auch Glimmerschieferblock nebst einem Stück Quarz oder anderem hartem Gestein, etwa von der Größe eines halben Backsteins, dessen eine Seite eine konvexe Oberfläche hat und in eine in dem größeren Steine befindliche Vertiefung paßt. Die knieende Arbeiterin faßt diesen oberen Mühlstein mit beiden Händen und zerreibt, indem sie ihn in der Vertiefung des unteren Mühlsteins aus Leibeskräften vor- und rückwärts schiebt und drückt, das in letzterem befindliche Getreide. Der untere Stein wird schräg gestellt, so daß das Mehl auf ein zu diesem Zweck ausgebreitetes Fell oder eine Matte fällt.

Am 27. September kam Livingstone bis an das an einem Arme des Loangwa gelegene Dorf Tschinanga, in dessen Nähe sich der 300 m hohe Granitberg Nomberume erhebt; weiter aber konnte er zu seinem Leidwesen

wegen Mangels an Zeit nicht vordringen. Lag ja der bestimmte Befehl des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten vor, den „Pionier" nach dem Meere zu bringen, und hörte der Gehalt seiner Mannschaft mit dem letzten Dezember auf. Livingstone mußte sich daher, so gern er auch das nördliche Ende des Njassa-Sees umgangen hätte, zum Umkehren entschließen, und zwar war es dazu die höchste Zeit, besonders da die Regen bevorstanden, welche die Wege ungangbar machen konnten.

Auch auf dieser Reise fand Livingstone den Glauben an ein höchstes Wesen, den allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde, allgemein verbreitet und mit der Lebensanschauung der Eingeborenen so eng verflochten, daß er schon in der alltäglichen Redeweise hervortrat. Von ihrem zukünftigen Dasein waren alle Afrikaner, die Livingstone kennen lernte, ebenso fest überzeugt, wie von ihrem gegenwärtigen Leben. Der Tod führt sie zu den Scharen ihrer Ahnen, und die Furcht vor einer Strafe in der



Afrikanische Getreidemühle.

jenseitigen Welt scheinen sie nicht zu kennen. Der Verstorbene wird in sitzender Stellung und mit gefalteten Händen begraben; die auf das Grab gestellten, während seines Lebens benützten Geräte werden alle zerbrochen. Die Lebenden sind unzertrennlich mit den Geistern der Abgeschiedenen verbunden, welche durch Medizin versöhnt oder durch Opfer von Bier, Mehl oder sonst etwas, das sie während ihres Lebens liebten, geehrt werden. In dem Hochlande, das Livingstone jetzt wieder verließ, hörte er einen Mann, der Kopfschmerzen hatte, sagen: „Mein verstorbener Vater zankt mich jetzt aus, ich fühle seine Kraft in meinem Kopfe!" Dann zog er sich zurück, brachte dem Abgeschiedenen ein wenig Speise auf einem Blatt als Opfer dar und betete, die Augen nach oben gerichtet. Eine hervorragende Rolle spielt bei den Afrikanern der eigentümliche Glaube, daß es gegen jedes Uebel Leibes und der Seele, ja auch zur Förderung jedes Unternehmens eine specifische „Medizin" gebe, die von Eingeweihten aus Pflanzen bereitet werden könne. Der Boshafte kann durch eine schädliche Medizin andere behexen; dagegen gibt es Schutzarzneien, zu deren Bewahrung bisweilen ein Horn oder ein rohes Bild als Amulet getragen wird, das man aber wegwirft, sobald man meint, die Arznei habe ihre Kraft verloren.

Am 30. September trat Livingstone den Rückweg an; statt aber zur Kota-kota-Bai zurückzukehren, reiste er in mehr südöstlicher Richtung durch das Land der Babisa, die als wandernde Händler weit und breit umherziehen. Als er wieder an den See hinabkam, stellten sich ihm herzzerreißende Bilder menschlichen Elends dar: ausgehungerte, schattenähnliche Flüchtlinge, — eine untröstliche Mutter, deren Mann ihr Kind um Tabak verkauft hatte, und ein Transport von dreißig jungen Männern und Knaben in Sklavenstöcken, welche die Unglücklichen, deren Kopf darin steckt, besonders wenn sie zu schlafen suchen, schwer belästigen und ihnen erst abgenommen werden, wenn man einige Flüsse mit ihnen überschritten hat und in ihrem Herzen jede Hoffnung auf Entrinnen erloschen ist. Bei Katosas Dorfe warf Livingstone den letzten Blick auf den von ihm entdeckten, prachtvollen See, dessen blaue Gewässer er erst drei Jahre später wiedersehen sollte.

Am 1. November langte Livingstone mit seinen Begleitern wieder bei seinen Schiffen an und fand alles wohl auf. Die nächste Aufgabe war jetzt ein gründliches Ausruhen. Wie wohl ein solches thut, kann nur nach großen Anstrengungen ganz empfunden werden, und groß waren in der That die Livingstones und seiner Gefährten auf ihrer langen, beschwerlichen Fußreise gewesen. „Die Muskeln unserer Glieder," sagt er, „waren so hart wie Bretter und in keinem Teile des Körpers war auch nur eine Unze Fett vorhanden." Sie hatten ja auch viel Hunger leiden müssen, da schon längere Zeit vor ihrer Rückkunft alle europäischen Nahrungsmittel aufgebraucht und von den Eingeborenen oft gar keine Lebensmittel zu bekommen waren.

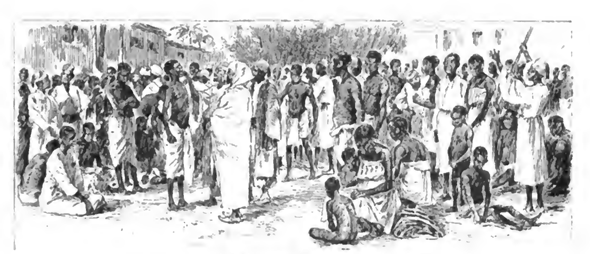
Es fielen jetzt häufige Regengüsse, welche bald jede Spur der dürren Jahreszeit verwischten und Berge und Hügel mit frischem Grün schmückten. Aber auf den Schire hatten diese Regen einen kaum bemerkbaren Einfluß, und ehe er bedeutend stieg, war die Fahrt stromabwärts unausführbar. Während dieser Wartezeit erhielt Livingstone von dem erst vor kurzem angekommenen Nachfolger Mackenzies, Bischof Tozer, der einige Monate auf dem Berge Morumbala am Schire zugebracht hatte, die briefliche Nachricht, daß er das Land verlassen und die Universitätenmission nach Sansibar verlegen wolle. Diese Nachricht versetzte der Hoffnung Livingstones, daß das, was die Portugiesen ihm selbst unmöglich gemacht hatten, vielleicht durch die Universitätenmission doch noch zustande gebracht werden könnte, den Todesstoß. In seinem Antwortschreiben beschwor er daher den Bischof, die Sache noch einmal zu überlegen, ehe er die armen, zertretenen Eingeborenen im Stiche lasse. Doch der Bischof, dem es an Mut und Selbstverleugnung zur Ausfüllung des ihm übertragenen Postens fehlte, blieb bei seinem Entschlusse.

Erst in der Mitte des Januar 1864 trat das ersehnte Hochwasser auf dem Schire ein, und ohne Verzug wurden jetzt die Anker gelichtet. Bei Tschibisas Dorfe hielt Livingstone an, um sich von seinen getreuen

Makololo, die sich in der Nähe niedergelassen hatten, zu verabschieden; dann dampfte der „Pionier“ samt der „Lady Njassa“ weiter den Fluß hinab. Am Berge Morumbala, auf den Tozer die Mission verlegt hatte, machte Livingstone Halt, um von dieser gegen 30 verwaiste Knaben und Mädchen sowie einige hilflose Witwen an Bord zu nehmen. Alle diejenigen, die sich selbst erhalten konnten, waren von den Missionaren ermuntert worden, den Boden zu bebauen, und bildeten jetzt eine kleine freie Gemeinde. Aber jene Knaben und Mädchen waren erst 7—12 Jahre alt, und die Waisen, denen Bischof Makenzie ein Vater gewesen war, konnte ein Menschenfreund wie Livingstone nicht der Gefahr preisgeben, wieder dem Heidentum oder gar portugiesischen Sklavenagenten anheimzufallen; er beschloß daher, sie nach der Kapstadt zu bringen, wo ihre von Mackenzie begonnene Erziehung vollendet werden konnte. Sobald die Erlaubnis zum Einsteigen gegeben wurde, stürzten die armen Waisen so eilfertig in das Boot, daß es fast sank; brannten sie doch vor Begierde, auf dem Schiffe des weißen Vaters in Sicherheit zu kommen. Auch die noch zurückgebliebenen zwei Missionare nahm er an Bord; Tozer war bereits nach Quilimane abgereist.

Um diese Zeit bekam Livingstone die Nachricht, daß der teuflische Mariano, der das Land so lange verwüstet und viele Tausende um das Leben oder in die Sklaverei gebracht hatte, an den Folgen seiner Ausschweifungen gestorben sei.

Der Sambesi, in den der „Pionier“ nun aus dem Schire einlief, hatte großes Hochwasser. Statt $1\frac{1}{2}$—$4\frac{1}{2}$ m war er jetzt $4\frac{1}{2}$—9 m tief, und alle Sandbänke, sowie viele der Inseln waren verschwunden. In den Händen einer energischen europäischen Nation könnte dieser Strom nach Livingstones Ansicht durch wenige Verbesserungen zu einer bequemen Handelsstraße gemacht werden. An der Mündung des Sambesi traf Livingstone am 13. und 14. Februar die englischen Kriegsschiffe „Orestes“ und „Ariel“, und jener nahm den „Pionier“, dieser die „Lady Njassa“ zur Fahrt nach Mozambique ins Schlepptau.



Der Sklavenmarkt in Sansibar.

17. Zweiter und letzter Besuch in der Heimat.

1864—1865.

Der Wirbelsturm. — Kühne Fahrt über den indischen Ocean. — Bombay. — Ankunft in England. — Einladungen und Ehrenbezeugungen. — Im Schoße der Freundschaft. — Das neue Buch. — Livingstones Uneigennützigkeit. — Seine letzten Worte in Schottland. — Der neue Reiseplan. — Ueber Bombay nach Sansibar.

So oft auch Livingstone schon an den Pforten des Todes gestanden war, hatte er sich doch demselben noch nie näher gerückt gesehen, als dies durch einen furchtbaren Wirbelsturm geschah, der am 16. Februar über die vier Schiffe hereinbrach. Der Orkan wirbelte den „Ariel" geradezu im Ring herum und drehte ihn dann so, daß er mit dem Vorderteile auf die Breitseite der „Lady Njassa" zulief. Es sah ganz so aus, als ob das kleine Fahrzeug in den nächsten Augenblicken von dem mächtigen Kriegsschiff überfahren werden würde. „Es gab kein Mittel zur Rettung," sagt Livingstone in einem Briefe an seine Tochter Agnes, „als ein uns etwa zugeworfenes Tauende zu ergreifen, wenn das große Schiff über uns ging; aber durch Gottes Gnade glitt der „Ariel" an uns vorbei, und wir konnten wieder frei aufatmen." Auch die Nacht hindurch wütete der Sturm, und die „Lady Njassa" wurde mit solcher Macht durch und gegen die ungeheuren Wogen gezogen, daß zwei Schlepptaue, deren jedes 28 cm im Umfang maß, zerrissen. Das kleine Fahrzeug hielt sich vortrefflich: es hob sich wie eine Ente auf den schäumenden Wogen und bekam nur weißen Gischt, aber kein grünes Wasser oder eine Sturzsee an Bord. Allein viele Schläge, die es von den Wogen erhielt, machten es von vorne bis hinten erzittern, und so heftig war die Bewegung, daß man sich fortwährend anhalten mußte, um nicht von einer Seite zur andern oder ins Meer geschleudert zu werden. Zehn Personen von Mackenzies Missionsgemeinde wurden sehr krank, und manche der Schwarzen verlangten naiver Weise, man solle ans Ufer gehen. Der Kapitän des „Ariel" erbot sich, ein Boot auszusetzen und Livingstone auf das Kriegsschiff bringen zu lassen; aber dieser mochte weder die

Bootsleute in Gefahr bringen, noch seine eigenen Schiffsgenossen durch seinen Weggang entmutigen. Erst nachdem der Sturm nachgelassen hatte, folgte er der freundlichen Einladung des Kapitäns und konnte auf dem großen Kriegsschiffe, dessen Gang trotz der empörten See im Vergleich mit dem seines kleinen Fahrzeugs ein ganz stetiger war, ausruhen und sich erholen.

Am 24. Februar lief Livingstone mit innigem Dankgefühle für seine und seiner Gefährten gnädige Erhaltung in den Hafen von Mozambique ein. Der „Orestes“, dem der Sturm 18 Segel zerrissen hatte, kam erst neun Tage später mit dem „Pionier“ an, dessen Wachhaus weggespült worden und dessen Kajüte oft knietief im Wasser gestanden war. Livingstone übergab nun den „Pionier“ als Staatseigentum den Flottenoffizieren, welche ihn nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung beförderten; auch die Angehörigen der Mackenzieschen Missionsgemeinde nahmen sie dahin mit, und Waller widmete sich denselben aufs freundlichste, solange sie seiner Hilfe bedurften. Die „Lady Njassa“, die von den Flottenoffizieren für ein ausgezeichnetes Seeboot erklärt wurde, hätten die Portugiesen schon im vorigen Sommer, als die Abberufung der Expedition bekannt wurde, gerne gehabt, um sie als Sklavenschiff zu gebrauchen; aber ehe er sie ihnen überließe, schreibt Livingstone, würde er sie lieber in der Tiefe des Oceans versinken sehen. Er gedachte sie jetzt in Bombay zu verkaufen; hierauf wollte er nach England reisen, dort einflußreiche Männer für Maßregeln gegen den Sklavenhandel in Ostafrika zu gewinnen suchen, dann zurückkehren und sehen, ob sich nicht ein außerhalb des portugiesischen Gebiets liegender Weg von der Ostküste in das Innere Afrikas ausfindig machen ließe.

Am 16. April dampfte Livingstone auf der „Lady Njassa“ von Mozambique ab und erreichte, da die Strömungen günstig waren, in einer Woche Sansibar. Hier wurde ihm von dem englischen Konsul und anderen Landsleuten viel Gastfreundschaft zu teil; was aber seine Fahrt nach Bombay betraf, so wurde stark bezweifelt, ob er vor dem Eintreten der Passatwinde oder, wie man es nannte, vor dem Ausbruche des Monsuns, der gewöhnlich zwischen dem Ende des Mai und dem 12. Juni stattfinde, sein Ziel werde erreichen können. Dieser Wind weht zwar von Afrika nach Indien, aber er ist so heftig und die Atmosphäre dabei so trüb, daß wenige oder keine Lagenbeobachtungen möglich sind. Da jedoch Bombay für den Verkauf der „Lady Njassa“ der einzige geeignete Platz war, der sich erreichen ließ, und man nach eingezogenen weiteren Erkundigungen in 18 Tagen dahin gelangen konnte, so entschloß sich Livingstone zu dem Wagnis und trat in der Hoffnung, dem Monsun noch zuvorzukommen, am 30. April die Fahrt über den weiten indischen Ocean an. Die Bemannung seines kleinen Fahrzeugs bestand aus drei Engländern, nämlich einem Heizer, einem Matrosen und einem Zimmermann, ferner aus sieben Sambesimännern und zwei Knaben, Tschuma und Wakatani, welche, aus den Händen der Sklavenhändler befreit, zu Mackenzies Missionsgemeinde gehört hatten;

Kapitän und Steuermann war Livingstone selbst. Die sieben Schwarzen hatten, als er sie auf seiner Fahrt nach der Mündung des Sambesi anwarb, noch nie das Meer gesehen, aber sie waren in ihrem Dienste sehr eifrig und anstellig. Bald konnten sie mit den Segeln sehr gut umgehen und kletterten gewandt auf und ab; auch lernten zu Livingstones großer Erleichterung drei von ihnen das Steuer führen und bedurften nur der Ueberwachung.

Am ersten Tage der Fahrt legte man eine beträchtliche Strecke zurück; aber der Matrose und der Zimmermann erkrankten nacheinander und waren jeder eine Woche lang dienstunfähig. Verursachte schon dies eine Störung, so stellten sich doch in konträren Strömungen und peinlichen Windstillen der Fahrt noch viel größere Hemmnisse in den Weg. Wegen der Erkrankung der beiden Leute konnte man keinen Dampf anwenden, und die Segel waren wegen Mangels an Wind fast nutzlos; machte man aber auch vom Dampfe Gebrauch, so ging doch die Fahrt wegen der Strömungen, gegen die man anzukämpfen hatte, äußerst langsam von statten. „Nachdem wir," sagt Livingstone, „viele Tage verloren hatten, wo wir uns mit unzähligen Delphinen, fliegenden Fischen und Haien auf der windstillen See umhertrieben, hatten wir sechs Tage starke Brisen; dann prüften wieder Windstillen unsere Geduld, und das immer nähere Heranrücken des Monsuns, dessen Gewalt, wie man glaubte, kein Boot wiederstehen könnte, brachte uns bisweilen auf den Gedanken, daß es von uns heißen werde: ‚Verließen Sansibar am 30. April 1864 und wurden nie wieder gesehen'." Endlich zeigten die Chronometer die Nähe der indischen Küste an. Die Schwarzen glaubten dies Livingstone, fingen aber erst vor Freude zu tanzen an, als sie Meergras und Schlangen vorbeischwimmen sahen. Am Mittag des nächsten Tages, 11. Juni, wurde die hohe Küste sichtbar; dann bedeckte aber ein dichter Nebel das ganze Land, und ein heftiges Meereswogen schlug an dasselbe. Man sah einen Felsen, und die Breite zeigte, daß es der Tschulefelsen war. Indem Livingstone denselben zu einem neuen Auslaufpunkte machte, fand er in kurzer Zeit das Leuchtschiff; landeinwärts war es aber so nebelig, daß man gar nichts sehen konnte. Livingstone nahm daher seine Richtung nach der Karte, steuerte gerade auf Bombay los und erblickte bald den Wald von Masten, der sich durch den Nebel im Hafen zeigte. Sein kleines Fahrzeug, auf dem er über 2500 englische Seemeilen zurückgelegt hatte, wurde beim Einlaufen in diesen großartigen Hafen gar nicht bemerkt.

Sobald Livingstones Ankunft bekannt wurde, überhäuften ihn der Gouverneur und andere mit Aufmerksamkeiten aller Art. Er sah sich in Bombay und der Umgegend, zum Teil auf einem Elefanten reitend, um und sehr interessant war es ihm, unter den vielen Tausenden aller Klassen der Bevölkerung umherzuwandern und so viele Dinge in Wirklichkeit zu sehen, mit denen er sich im Geiste durch Lektüre und Bilder vertraut gemacht hatte. Beim Anblicke der Büffelherden aber, die

von ihren Eigentümern auf schönen Weideplätzen gehalten wurden, fuhr ihm unwillkürlich die Frage durch den Sinn: „Wo hast du deine Flinte?" Auch Elefanten konnte er anfangs nicht ohne ähnliche Gedanken sehen.

Zum Verkaufe der „Lady Njassa" kam es nicht. Livingstone konnte sich von dem Gedanken nicht losmachen, welch' treffliche Dienste sie auf dem Njassa-See leisten würde, wollte noch nicht jeder Hoffnung, sie dahin zu bringen, entsagen und beschloß, sich vorher noch mit Freunden in England zu besprechen, ehe er sie verkaufte; daher sorgte er dafür, daß sie in Bombay für ihn aufbewahrt wurde. Die zwei Knaben, die er mitgebracht hatte, vertraute er daselbst einer schottischen Missionsanstalt zu ihrer weiteren Ausbildung an. Nachdem er hierauf 133 Pfund Sterling als Reisegeld für sich selbst und John Reid, einen seiner Leute, geborgt hatte, schiffte er sich mit diesem nach England ein und kam nach sechsjähriger Abwesenheit, durch Gottes Gnade aus unzähligen Gefahren errettet, am 23. Juli wohlbehalten in London an.

Kaum hatte er einige Besuche gemacht, so ergingen an ihn Einladungen von Lord Palmerston, der Herzogin von Wellington und anderen Personen aus den höchsten Kreisen der Gesellschaft, und einen merkwürdigen Kontrast gegen seine bisherige Lebensweise bildeten die Abende, an denen er diesen Einladungen Folge leistete. Statt mit einer Anzahl Schwarzer unter freiem Himmel oder in einer niedrigen Hütte auf dem Boden kauernd ein dürftiges Mahl einzunehmen, saß er jetzt in einem prachtvollen Salon an fürstlicher Tafel, umgeben von den vornehmsten Herren und Damen, die ihn mit großer Achtung behandelten und begierig auf das hörten, was er ihnen von Afrika erzählte. Sobald er sich jedoch losmachen konnte, eilte er nach Hamilton zu seiner alten Mutter und seinen Schwestern. Bei ihnen sah er zum erstenmal sein jüngstes Kind, Anna Maria, ein liebes munteres, fast sechsjähriges Mädchen; nach einigen Tagen kamen auch Agnes, Oswell und Thomas aus ihren Pensionen herbei, um ihren Vater zu begrüßen. Nur sein ältester Sohn Robert fehlte. In der Absicht, denselben zu seinem Vater reisen zu lassen, hatte man ihn nach Natal gesandt; da er aber keine Gelegenheit fand, von dort an den Sambesi zu kommen, so reiste er nach Amerika und nahm in Boston Kriegsdienste, um für die Befreiung der Negersklaven zu kämpfen.

Von Hamilton aus machte Livingstone mit seiner Tochter Agnes verschiedene Ausflüge und wurde überall, namentlich auch von dem Herzog von Argyll aufs freundlichste aufgenommen und beherbergt. Allerwärts jubelten ihm die Hochländer als ihrem Bruder zu. Um eine türkische Fregatte im Clyde vom Stapel lassen zu sehen, benützte er mit einer Gesellschaft die Eisenbahn, wobei er sich mit dem türkischen Gesandten, Musurus Pascha, in demselben Coupé befand. Als sie nun auf einer Station mit Jubelrufen begrüßt wurden, sagte Livingstone zu dem Gesandten: „Das gilt Ihnen!" — „Nein!" entgegnete der Türke; „ich bin

nur, wozu mich mein Herr gemacht hat, Sie aber sind, wozu Sie sich selbst gemacht haben.“ Beim Aussteigen stürzte ein Arbeiter auf Livingstone zu und ergriff seine Hand mit den Worten: „Ich muß Ihre Hand drücken!“ klopfte ihn auf den Rücken und eilte dann wieder davon. „Jetzt werden Sie wohl nicht mehr leugnen,“ sagte der Gesandte, „daß das Ihnen gilt.“

Auf eine dringende Einladung der britischen Gesellschaft, die sich im Herbste dieses Jahres in Bath versammelte, reiste Livingstone mit seiner Tochter Agnes dahin und hielt vor einer sehr zahlreichen Zuhörerschaft einen Vortrag über Afrika, worin er sich nicht enthalten konnte, der Begünstigung des Sklavenhandels durch die Portugiesen zu gedenken. Da nun diese vor dem Angesichte Europas sich den Schein zu geben suchten, als wären sie Feinde des Sklavenwesens, sich nun aber durch Livingstones Rede vor aller Welt an den Pranger gestellt sahen, so betrachteten sie dieselbe als tödliche Beleidigung und wurden voll Ingrimms gegen ihn. Livingstone jedoch scherzte über die Ausbrüche ihres Zornes und schrieb einem Freunde, er sei neugierig zu erfahren, ob sie beim Erscheinen seines neuen Buchs ihrer Sinne mächtig bleiben würden.

Eine Woche später folgte er mit seiner Tochter einer äußerst freundlichen Einladung von Herrn und Frau Webb nach Newstead-Abbey. Schon zu Kolobeng, wohin ihn seine Jagdlust führte, war Herr Webb mit Livingstone bekannt geworden, und hatte eine innige, bis zu dessen Tode sich gleich bleibende Freundschaft mit ihm geschlossen. Das von ihm bewohnte, von einer malerischen Landschaft umgebene, prächtige alte Herrenhaus, eines der edelsten Baudenkmäler in England, war früher der Landsitz des Hauses Byron und der Wohnort des berühmten Dichters gewesen, wo er auch nach seinem frühen Tode beigesetzt wurde. Die Einladung, Newstead-Abbey zu seinem Heim zu machen, wollte Livingstone ablehnen, weil er sich mit dem Schreiben eines Buchs beschäftigen müsse, einige seiner Kinder um sich zu haben wünsche und seiner Tochter Agnes Musikstunden geben lassen möchte. Seine liebenswürdigen Freunde waren aber entschlossen, alle Hindernisse wegzuräumen und trafen demgemäß die nötigen Vorkehrungen. Sieben Monate blieb Livingstone ihr Gast und erfreute sich von ihnen aller erdenklichen Beweise der Liebe und Freundschaft. Manchmal waren sogar Herr und Frau Webb, deren Mutter und seine Tochter Agnes damit beschäftigt, seine Tagbücher abzuschreiben. Das „Livingstonezimmer“ im Sussex-Turme wird wahrscheinlich, solange das Gebäude steht, diesen Namen behalten.

Livingstone stand früh auf und arbeitete an seinem Buche bis zum Frühstücke; nach diesem kehrte er zu seiner Arbeit zurück und blieb bei ihr bis zu dem sogenannten zweiten Frühstücke; nachmittags machte er dann mit Herrn Webb einen weiten Spaziergang. Als aber das Buch sich seinem Abschlusse näherte, arbeitete er oft nachts bis zwei Uhr morgens. Bis zum niedersten Diener oder Arbeiter herab gewann er

aller Herzen, und insbesondere war er ein Liebling der Kinder, mit denen er ebenso gut zu spielen und zu scherzen verstand, als er auf Geist und Gemüt derselben durch Wort und Beispiel heilsam einzuwirken wußte. Auch sein Humor hatte in Newstead-Abbey freien Spielraum, und die Briefe, die er um jene Zeit an Freunde schrieb, sprudelten von Witz und guter Laune.

Das Buch, das er schrieb, sollte nach seinem ursprünglichen Plane nur eine kleine Schrift werden und nichts anderes sein, als ein Trompetenstoß gegen das Ungeheuer des portugiesischen Sklavenhandels. Aber unter der Hand wuchs es zu einem starken Oktavbande an und umfaßte die ganze Geschichte der Sambesi-Expedition, und damit sein in Amerika lebender Bruder Charles auf dem Titel genannt werden könnte und den Nutzen der amerikanischen Ausgabe hätte, benützte er auch dessen Tagebuch. Am 15. April 1865 rief er seiner Tochter Agnes und ließ sie seine Feder nehmen und „finis“ unter sein Manuskript schreiben. Zu Livingstones Leidwesen verzog sich aber die Veröffentlichung des Buchs bis zum Herbste, wo es unter dem Titel erschien: „Neue Missionsreisen in Süd-Afrika. Von David und Charles Livingstone.“

Zur Zeit der Abfassung dieses Buches erkundigte sich ein königlicher Rat, der einen Besuch in Newstead machte, im Auftrage Lord Palmerstons, was dieser für Livingstone thun könne. Wäre nun der letztere ein eitler Mann gewesen, den es nach einem Titel verlangte, oder hätte er darauf gedacht, einen Gehalt für sich selbst oder etwas für seine Kinder zu erlangen, so hätte er jetzt die beste Gelegenheit zur Erfüllung des einen oder andern Wunsches gehabt. Aber bei der edlen Einfalt und Selbstlosigkeit seines Herzens kam ihm dergleichen gar nicht in den Sinn, und er sprach daher nur den Wunsch aus, Lord Palmerston möchte auf dem Sambesi und Schire einen freien Zugang schaffen und durch einen Vertrag mit Portugal sicherstellen, — ein Wunsch, der später wirklich erfüllt wurde.

Während aber Livingstone für sich und die Seinigen um nichts zu bitten wußte, war er um so eifriger in der Fürbitte für andere. Da sein lieber Reisegefährte, Dr. Kirk, ohne eine feste Stellung die Abfassung eines von ihm beabsichtigten naturgeschichtlichen Werkes nicht unternehmen konnte, so bemühte sich Livingstone, ihm eine Anstellung seitens der Regierung zu verschaffen, und wurde sehr erfreut, als Graf Dalhousie ihm schrieb, daß seine Bitte für ihn Befehl sei. Infolge der Bemühungen seines Freundes Sir Roderich Murchison wurde sein Bruder Charles zum Konsul in Fernando Po ernannt. Für seinen Sohn Robert versprach ihm der amerikanische Gesandte, alles, was in seinen Kräften stehe, zu thun, aber gleich darauf lief die Trauerbotschaft ein, daß der arme, erst 19jährige Robert, in einer Schlacht verwundet und gefangen genommen, in einem Hospitale in New-Karolina gestorben sei. Dies war ein schmerzlicher Schlag für das liebende Vaterherz Livingstones.

Mit den innigsten Dankgefühlen und Segenswünschen verließ er am 25. April seine Freunde in Newstead, das ihm ein so liebes Heim geworden war, und begab sich nach London, wo er einem Diner der königlichen Akademie anwohnte. Die Gesellschaft war eine auserlesene und überaus glänzende: da waren die Erzbischöfe von Canterbury und York, Herzoge, Minister und andere hohe Würdenträger, und erst bei seinem Eintritte erfuhr Livingstone, daß man eine Rede von ihm erwarte. Das Ausdenken einer solchen verhinderte ihn zu essen, und als er Lord Manners, der ihm nach seiner Ansprache gratulierte, von dieser Wirkung der ihm gewordenen Ueberraschung sagte, tröstete ihn jener mit der Bemerkung, daß der berühmte Sir Robert Peel unter solchen Umständen nie das Diner genossen, sondern dagesessen und sein Brot zerbröckelt habe, bis ein ganzer Haufe vor ihm auf der Tafel gelegen sei.

Nach Schottland zurückgekehrt, fand er seine schon 82jährige Mutter sehr krank; da sie sich aber wieder erholte, so reiste er nach Oxford, wo er nicht lange nachher durch ein Telegramm von ihrem Tode benachrichtigt wurde. Sofort eilte er nach Hamilton zurück, um seiner Mutter, an der er mit großer Liebe hing, die letzte Ehre zu erweisen, wodurch ein besonderer Wunsch derselben in Erfüllung ging, daß nämlich einer ihrer Söhne „ihr Haupt ins Grab legen möchte". In Hamilton wohnte Livingstone auch noch einer Prüfung der Schule seines Sohnes Oswell, den er Preise empfangen sah, mit andern Eltern an. Auch hier mußte er sprechen, und was er sagte, war treffend und praktisch. Er schloß mit der Ermahnung an die Schüler: „Fürchtet Gott und arbeitet tüchtig!" Dies scheinen seine letzten öffentlichen Worte in seinem Heimatlande gewesen zu sein; denn bald darauf begab er sich nach London, um sich auf seine neue afrikanische Reise vorzubereiten.

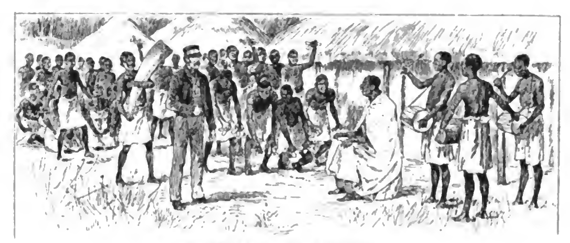
Sein Plan für diese dritte und letzte große Reise war, nördlich vom portugiesischen Gebiete, sei es auf dem Rovuma oder einem andern Flusse im Norden des Kaps Delgado landeinwärts zu reisen und sich nach einem geeigneten Orte für eine Niederlassung umzusehen, von der aus das Licht des Christentums und der Civilisation sich verbreiten, und die insbesondere auch einen geordneten Handelsverkehr zwischen der Ostküste und dem Innern vermitteln könnte. Auf die besondere Aufforderung der Londoner geographischen Gesellschaft wollte Livingstone dann am Nordende des Njassa-Sees vorüber und um das südliche Ende des Tanganjika-Sees herumreisen, um die große schwebende Frage über die Wasserscheide oder Wasserscheiden in Südafrika zur Entscheidung zu bringen. Dabei gedachte er seinem Charakter als Missionar keineswegs zu entsagen; vielmehr wollte er, dem Zuge seines Herzens folgend, vor allem mit den Eingeborenen verkehren, ihnen die Abscheulichkeit des Sklavenhandels vor Augen stellen und einige Begriffe vom Christentume beibringen. Die geographische Gesellschaft stellte ihm für diese Reise 500 und ein ungenannter Freund 1000 Pfund Sterling zur Verfügung. Vom auswärtigen Amte empfing er 500 Pfund und die

abermalige Ernennung zum englischen Konsul, wodurch ihm gegenüber den Häuptlingen von der portugiesischen Grenze bis Abessinien und Aegypten eine offizielle Stellung verliehen wurde. Während er aber bei der vorigen Expedition als Konsul jährlich 500 Pfund bezogen hatte, sollte nun mit diesem Ehrenamte keinerlei Gehalt verbunden sein. Daß diese schäbige Bestimmung, nachdem er so große Opfer aus seinen eigenen Mitteln gebracht hatte, ihn verletzte, konnte Livingstone nicht verbergen. Aber gewohnt, nicht für irdischen Lohn zu arbeiten und sich Entbehrungen aller Art aufzuerlegen, überwand er bald das bittere Gefühl und trat gegen die Mitte des Augusts 1865 wohlgemut seine letzte große Reise an.

Nachdem Livingstone seine Tochter Agnes zu ihrer weiteren Ausbildung nach Paris gebracht hatte, reiste er über Marseille, Kairo und Aden nach Bombay, wo er am 11. September ankam. Vom Gouverneur, Sir Bartle Frere, wurde er aufs freundlichste aufgenommen und wohnte als sein Gast im Regierungsgebäude. Die „Lady Njassa" wurde zu dem unbefriedigenden Preise von 2300 Pfund Sterling verkauft, und Livingstone bestimmte den Erlös für den edlen Zweck, zu dem sie gebaut worden war; aber die indische Bank, bei welcher er auf den ihm gegebenen Rat das Geld unterbrachte, fallierte nach einigen Jahren und so gingen die 6000 Pfund, welche Livingstone das Schiff gekostet hatte, ganz verloren. Dagegen wurden von den Kaufleuten in Bombay zur Förderung seines Unternehmens gegen 1000 Pfund gezeichnet, und Livingstone wünschte, daß sie diese Summe zur Gründung einer Handelsniederlassung in Afrika, für die er sich nach einem geeigneten Punkte umsehen wollte, benützen möchten. Der Gouverneur selbst that, was er konnte, um ihn in seinem Unternehmen zu unterstützen. In dieser Absicht wurde Livingstone von ihm dazu ausersehen, den Dampfer „Thule" als ein Geschenk der Bombay-Regierung dem Sultan von Sansibar, Majid bin Said, mit einem Begleitungsschreiben zu überbringen, worin der Gouverneur den Sultan ersuchte, dem berühmten Reisenden jeden möglichen Vorschub zu leisten. An Bord dieses Dampfers trat Livingstone am 5. Januar 1866 die Reise nach Sansibar an, wo er am 28. anlangte. Der Sultan empfing ihn sehr gütig, stellte ihm eines seiner Häuser zur Verfügung, ließ für ihn und seine Leute Speise und Trank herbeischaffen und erwies ihm während seines ganzen Aufenthalts in Sansibar viel Achtung und Ehre.

Beim Besuche des Sklavenmarkts fand Livingstone etwa 300 Sklaven ausgestellt, von denen die meisten von dem Njassa-See und dem Schire hergebracht worden waren. Die Erwachsenen schienen sich zu schämen, wie das Vieh zum Verkauf ausgestellt zu werden. Die Zähne wurden geprüft und die Kleider zur Untersuchung der unteren Gliedmaßen aufgehoben; ein Stock ward ausgeworfen, damit der Sklave ihn zurückhole und dabei seinen Gang zeige; auch wurden einige unter unaufhörlichem Ausrufen des Preises durch die Menge gezerrt. Die Käufer waren größtenteils Nord-Araber und Perser. War dies ein empörendes Schauspiel für Livingstone,

das er nicht aus dem Sinne bringen konnte, so erschütterte ihn in anderer Weise eine Nachricht, die er in Sansibar erhielt. Noch ehe er Bombay verließ, hatten sich dort beunruhigende Gerüchte über unsern deutschen Landsmann, Baron von der Decken, verbreitet, und jetzt bestätigte es sich, daß derselbe auf seiner vielversprechenden Forschungsreise am Djubaflusse von Eingeborenen ermordet worden war. „Meine Tage sind in Deiner Hand, o Gott!“ schrieb Livingstone in sein Tagebuch. „Gehe Du mit mir, so bin ich sicher; vor allem mache mich nützlich in Deinem Friedenswerke!“



Feierlicher Empfang bei Tschitapangwa.

Drittes Buch.

18. Von Sansibar an den Tanganjika-See.

1866—1867.

Die Reisegesellschaft. — In der Mikindany-Bai. — Am Rovuma hinauf. — Mißhandlung der Lasttiere. — Nichtswürdigkeit der Sepoys. — Ein wackerer Häuptling. — Schreckliche Spuren des Sklavenhandels. — Die dankbare Frau. — Durch unbewohntes Land. — Ankunft in Moembe. — Ein herrliches Hochland. — Matakas Gastfreundschaft. — Entlassung der Sepoys. — Wieder am Njassa. — Ueber die Kirks-Kette in das Maraviland. — Religiöse Belehrung. — Das Loangwa-Thal. — Auf dem Babisa-Gebirge. — Am Rande des Hungertodes. — Die Brillenschlange. — Der Pudel Tschitane. — Verlust der Arzneikiste. — Feierlicher Empfang in Molemba. — Durch Flüsse und Moräste. — Ankunft am Tanganjika-See. — Schwere Krankheit.

Livingstone wurde in Sansibar fast zwei Monate zurückgehalten, da er auf das Kriegsschiff „Penguin" warten mußte, das ihn an die Mündung des Rovuma bringen sollte. Endlich kam es, und am 19. März verließ er an Bord desselben Sansibar, ausgerüstet mit einem Ferman des Sultans an dessen ganzes Volk und im Herzen das Gebet, daß der allgütige Gott ihm helfen möge, seinen bevorstehenden Verkehr mit den Heiden für diese segensreich zu machen. Seine Begleitung bestand aus dreizehn Sepoys oder indischen Soldaten, zwei Leuten von Schupanga und zehn von der Insel Johanna, den Knaben Tschuma und Wakatani, sowie neun anderen afrikanischen Knaben, welche, aus der Sklaverei befreit und auf Kosten der Bombay-Regierung in der Missionsanstalt zu Nassik erzogen, mit Livingstone in ihr Heimatland zurückzukehren wünschten. Außerdem führte er in einer Dau, einer Art Transportschiff, eine Anzahl Tiere mit sich, nämlich sechs Kamele, drei zahme indische Büffel mit einem Kalbe, zwei Maultiere und vier Esel. Diese Tiere nahm er zum Teil in der Absicht mit, zu erproben, ob sie dem Bisse der Tsetse widerstehen und sich zur Verpflanzung nach Südafrika eignen würden.

Am 22. März erreichte man die Rovumabucht, von wo aus Livingstone zu Fuß landeinwärts zu reisen gedachte. Da jedoch die Ufer des Flusses mit dichtem Dschungel bedeckt waren und ganz unter Wasser standen, so daß Menschen sich hier nur mit größter Schwierigkeit hätten hindurcharbeiten, Kamele aber hätten gar nicht fortkommen können, so brachte der „Penguin“ die Reisegesellschaft in die nur fünf Meilen nördlicher gelegene Mikindany-Bai. Diese bietet einen guten Hafen, besonders in ihrem seeartig abgeschlossenen inneren Teile, um den sich sechs kleine Dörfer reihen. Die Landspitze, welche auf der nördlichen Seite der Einfahrt in den Hafen diesen bis auf etwa 300 m einengt, heißt Pemba, und an derselben liegt das meistens von Halbblut-Arabern und ihren Sklaven bewohnte Suaheli-Dorf mit etwa neunzig viereckigen Hütten aus Flechtwerk. Livingstone mietete eine dieser Hütten, ließ alle Sachen ans Land schaffen, und während die Kamele und andern Tiere von ihren auf der „Dau“ erlittenen Stößen und Quetschungen sich erholten, wurden aus dem harten Holze des Ntibwe-Baumes Kamelsättel gemacht und die der Büffel und Maultiere ausgebessert.

Jetzt, da Livingstone auf dem Punkte stand, eine neue Reise in das Innere Afrikas anzutreten, fühlte er sich durch diesen Gedanken sehr beglückt. „Schon das Vergnügen des bloßen Reisens,“ sagt er, „besonders in einem wilden, unerforschten Lande, ist außerordentlich groß. Befindet man sich in Gegenden von einigen Tausend Fuß Höhe, so verleiht rüstiges Marschieren den Muskeln Spannkraft, frisches, gesundes Blut kreist durch das Gehirn, der Geist ist lebendig, das Auge klar, und nachts belohnt ein köstlicher Schlaf die Anstrengungen des Tages.“ Aber geadelt und vertieft wurde seine Freude durch die ihm stets vorschwebenden menschenfreundlichen Zwecke, die er dabei verfolgte. Er hatte Mühseligkeiten und Strapazen zu bestehen, wovon sich Reisende in gemäßigten Zonen nur eine schwache Vorstellung machen können; allein das Bewußtsein, im Dienste Gottes für das Wohl seiner Mitmenschen thätig zu sein, erleichterte ihm alles und verlieh ihm auch unter großen Gefahren eine bewundernswürdige Seelenruhe.

Am 4. April brach er mit seiner Karawane und zwei Führern nach dem Innern auf. Der zunächst nach dem Rovuma gerichtete Marsch ging südwärts durch ein von waldigen Höhen umsäumtes Thal, dessen hohes Gras den Reisenden über die Köpfe ging. Auch weiterhin behielt die allmählich ansteigende Gegend vorherrschend den Charakter eines Waldlandes; doch kam man auch häufig auf Lichtungen, welche von den Eingeborenen, den Makonde, mit Sorghum, Mais und Kassava bepflanzt waren. Im Urwalde standen die Bäume manchmal so nahe an einander, und Dickichte von Bambusrohr und anderen Gewächsen waren bisweilen von Schlingpflanzen so durchzogen, daß man besonders für die Kamele von den Eingeborenen Durchgänge hauen lassen mußte. Schon öfters waren die Kamele und andern Lasttiere von der Tsetse gestochen worden, ohne daß sie Schaden davon zu nehmen schienen; dagegen wurden sie von denen, die zunächst mit ihnen zu thun hatten, trotz der ernstlichsten Vorstellungen Livingstones

sehr schlecht behandelt. War er, der gewöhnlich an der Spitze der Karawane marschierte, nicht in der Nähe, so häuften die Sepoys und die Nassik-Knaben noch ihre eigenen Bürden auf die ohnedem schon schwer belasteten Tiere; auch ließ man sie stundenlang beladen in der glühenden Sonne stehen, und eiternde Hautschrunden sowie blutende Wunden der Kamele deuteten auf noch grausamere Mißhandlungen hin. Einem Sepoy, der, ohne zu wissen, daß Livingstone in der Nähe war, mit einem armdicken Prügel auf ein Kamel losschlug, rief dieser ein donnerndes Halt zu, aber leider war es zu spät, schon hatte der barbarische Moslem dem armen Tiere ein Bein gelähmt, und es mußte in einem Dorfe zurückgelassen werden. Mehrere Lasttiere starben, aber es scheint fast, als ob die bübischen Sepoys dies gerade beabsichtigt hätten, um Livingstone dadurch zur Umkehr zu zwingen; doch dieser half sich nun mit eingeborenen Trägern.

Indem Livingstone die Abdachung gegen den Rovuma hinabstieg, erreichte er diesen gerade an der Stelle, wo der „Pionier" im Jahre 1861 umgekehrt war, und stromaufwärts gehend kam er an den zwei Dörfern vorbei, deren Bewohner im Jahre 1862 seine zwei Boote angegriffen hatten. Die Männer ließen sich nicht sehen, aber die Weiber kamen herbei, um die Ankömmlinge zu betrachten. Die Reise ging übrigens ungemein langsam vor sich, hauptsächlich durch die Schuld der faulen, nichtswürdigen Sepoys, welche den Aufbruch morgens unmäßig verzögerten, schon eine Stunde nach dem Frühstücke sich wieder niedersetzten, um ihre unterwegs gestohlenen Maiskörner zu verzehren oder zu rauchen, und sich alle Tage bis zum Erbrechen voll fraßen. Doch nach einiger Zeit verbot sich dies von selbst, denn ein großer Mangel an Lebensmitteln trat ein, welcher Livingstone veranlaßte, am 17. Mai vom nördlichen Ufer des Rovuma auf das südliche überzusetzen. Gleich in dem ersten jenseitigen Dorfe, wo er die nächste Nacht zubrachte, hatte er Gelegenheit, von seiner ärztlichen Kunst Gebrauch zu machen. Der Ortsvorsteher, der heftig an Rheumatismus litt, bat ihn um Medizin, und ersuchte ihn, sie ihm selbst einzugeben. Er beschenkte Livingstone dafür mit einem Korbe Siroko und grünem Sorghum, worüber dieser sehr froh war; aber die Not war so groß, daß er auch einen kleinen Mehlvorrat, den er für sich aufbewahrt hatte, unter seine Leute verteilen mußte.

Zwei Tage nachher kam man an den Zusammenfluß des von Südwesten herfließenden Loendi mit dem Rovuma, dessen Mutterstrom jener nach Livingstones Ansicht ist. (11° 26′ 23″ südl. Br. 37° 49′ 52″ östl. L.) Der Häuptling des nahe gelegenen Dorfes Ngomano, Namens Matamuro, ließ die Karawane in kleinen Kähnen über den reißenden 150—200 m breiten Loendi bringen und blieb so lange am rechten Ufer sitzen, bis alles an das andere Ufer geschafft war, indem er hierauf selbst mit Livingstone hinüberfuhr, öffnete er einen Fischkorb an einem Wehr und übergab dem letzteren den Inhalt, nebst etwas grünem Sorghum; sein Korn hatte er auf einem Rückzuge vor den Masitu verloren. Es war ein großer, wohl-

gebauter Mann, dessen Gesichte zahlreiche Stirnrunzeln einen strengen Ausdruck gaben. Er war dafür bekannt, daß man bei ihm Schutz vor Verfolgung finde, und sagte Livingstone, er sei vielfach von Sklavenhändlern bedrängt worden, habe aber nie Jagd auf Menschen gemacht, und wenn die Bewohner des vor Livingstone liegenden Landes diesen angreifen würden, so würde er kommen und mit ihnen kämpfen.

Die Gegend gerade nach Westen, durch die der Weg nach dem Nordende des Njassa-Sees ging, wurde als eine so gebirgige und von den Masitu unsicher gemachte geschildert, daß Livingstone sich entschloß, in südwestlicher Richtung nach der Mitte des Njassa-Sees zu marschieren, über diesen zu setzen und dann seine Richtung vom Jahre 1863 nach dem Norden des Sees wieder aufzunehmen. Nachdem er eine Meuterei der tückischen Sepoys gedämpft und sich mit großer Mühe aus der Umgegend einen Vorrat von Lebensmitteln verschafft hatte, verließ er am 4. Juni Ngomano. Die Gegend am oberen Rovuma war ebenfalls mit Wald bedeckt, aber mit einem viel lichteren, als das Küstenland. Wo derselbe einen etwas weiteren Ausblick erlaubte, sah man im Norden große Granitberge, und am rechten Ufer des Rovuma erhoben sich ungeheure, fast kahle Felsmassen. Die Bewohner dieses Landstrichs gehören verschiedenen Stämmen des Makoavolkes an; doch beginnt hier schon die Berührung mit dem Volke der Waijau oder Ajawa, was sich zunächst darin zeigt, daß der auf die Stirne tättowierte Halbmond, das Nationalabzeichen der Makoa, mit den Namenszeichen der Ajawa vertauscht wird.

Auf der Weiterreise traten die Spuren des Sklavenhandels in immer schrecklicherer Gestalt zu Tage. Zwar wichen die arabischen Sklavenhändler mit ihren Opfern Livingstone überall aus, aber die vielen am Wege liegenden Sklavenstöcke zeugten davon, daß hier Unglückliche fortgeschleppt worden waren, die jede Hoffnung auf Entkommen aufgegeben hatten. Weiterhin stieß man oft auf Leichname in Sklavenstöcken, besonders solche junger Frauen, welche vor Erschöpfung sich nicht hatten weiterschleppen können und, damit sie nicht andern zufielen oder in ihre Heimat zurückkehrten, von den über den Verlust des Kaufpreises wütenden Sklavenhändlern erstochen oder auch an einen Baum gefesselt worden waren, wo sie verschmachteten oder eine Beute der Leoparden oder Hyänen wurden. Livingstone benützte jede Gelegenheit, den Eingeborenen und besonders den Häuptlingen die Abscheulichkeit des Sklavenhandels aufs eindringlichste vor die Augen zu stellen. Sie waren gewöhnlich sehr betroffen, wenn er ihnen sagte, daß sie in den Augen ihres Schöpfers mitschuldig seien an dem Tode der vielen am Wege liegenden Sklaven; denn würden sie ihre Mitmenschen nicht verkaufen, so würden diese nicht in die mörderischen Hände der Araber fallen. Sie sollten, setzte er hinzu, doch lieber mehr Land anbauen, als sich von Menschenverkauf nähren; wenn es so fortgehe, so werde ihr eigenes Land bald zur Wildnis und statt desselben das der Araber in Kiloa und andern Orten von denen, die nicht unterwegs sterben, bebaut werden. Auf solche Vor-

stellungen antworteten die Eingeborenen damit, daß die einen die Schuld auf die andern schoben, oder daß sie sich mit den von den Arabern angebotenen schönen Kleidern entschuldigten.

Eines Morgens wurde Livingstone auf dem Marsche von einer gut gekleideten Frau angerufen, welcher soeben ein schwerer Sklavenstock um den Hals gelegt worden war. Sie rief ihm so laut zu, Zeuge der schreienden Ungerechtigkeit zu sein, die man ihr zufüge, daß alle seine Begleiter stehen blieben oder näher traten. Sie war auf dem Wege zu ihrem Manne von dem Alten, vor dessen Hütte sie stand, ergriffen, von ihrer Dienerin getrennt und in die schmähliche Lage gebracht worden, worin sie sich jetzt befand. Der Alte gab vor, er habe sich ihren angesehenen Verwandten zuliebe, denen sie entlaufen sei, ihrer versichern müssen; aber der Sklavenstock und mehrere umherstehende wie Sklavenhändler aussehende Kerle zeigten deutlich genug, daß er sie an diese zu verkaufen beabsichtigte. Sie war augenscheinlich eine Dame unter ihresgleichen, geschmückt mit vielen schönen Perlen, von denen ein Teil auf Elefantenhaar gezogen war. Livingstone erklärte, er werde sie zu ihrem Manne bringen, und seine Leute befreiten sie von ihren Banden. Als sie hierauf in die Hütte ging, um ihren Korb nnd ihre Kalebasse zu holen, schloß ein robustes Weib die Thüre und suchte sie zurückzuhalten und ihr die Perlen vom Leibe zu reißen; aber sie wehrte sich tapfer und Livingstones Leute stießen die Thüre auf und ließen sie heraus. Das zweite Weib des Alten vereinigte ihre Stimme mit der ihrer Schwester zu einer Flut von Schmähungen, wobei diese ihre Hände in die Seite stemmte, bis sie in ein lautes Gelächter ausbrach, in das die jüngere Frau einstimmte.

Die befreite Frau, die jetzt mit der Karawane von dannen zog, schlief unterwegs stets abgesondert von derselben an einem eigenen Feuer und benahm sich überhaupt sehr anständig. Wenn sie den Frauen in den Dörfern, durch die man kam, von der ihr angethanen Schmach erzählte, so zeigten diese eine lebhafte Teilnahme. Ihrem Befreier leistete sie viele nützliche Dienste: sie kaufte Lebensmittel für ihn, die sie, da sie sich trefflich aufs Handeln verstand, um die Hälfte billiger bekam, als seine Leute; sie sprach für ihn, wenn die Eingeborenen ihm oder seinen Leuten ein Unrecht thun wollten, und als es an Trägern fehlte, trug sie freiwillig einen Sack mit Perlen auf ihrem Kopfe. Als man nach dreitägigem Marsche bei einem Bruder ihres Mannes ankam, führte sie Livingstone bei diesem ein und bewog ihn, die Karawane reichlich mit Lebensmitteln zu versehen, da ihr von dem weißen Manne eine so große Wohlthat erwiesen worden sei. Hier verabschiedete sie sich von Livingstone mit Versicherungen der innigsten Dankbarkeit, und dieser freute sich herzlich seiner That.

Nach der Ueberschreitung des Tulosi, eines von Süden kommenden Zuflusses des Rovuma, wurde die Gegend gebirgig, das sanft zum Rovuma sich abdachende Land war mit Sorghum, Kongo-Bohnen und Kürbissen wohl bebaut und ernährte eine starke Bevölkerung. Fortwährend kamen

die Eingeborenen, um Livingstone anzugaffen; seine Person und seine Vorrichtungen erregten oft schallendes Gelächter, und stand er plötzlich auf, so verursachte dies eine allgemeine Flucht der Weiber und Kinder. Um zu verhindern, daß die Leute in seine Hütte guckten, machte er dieselbe ganz dunkel und schrieb auf der Veranda. An vielen Orten waren die Eingeborenen durch Sklavenhändler aus Kiloa mit weißem Kattun so gut versehen, daß man fast gar keine Lebensmittel für diese Haupttauschware bekommen konnte und bald sollte der Mangel an solchen noch größer werden, denn ehe man zu Matakas Stadt kam, wo dem Vernehmen nach Nahrungsmittel in Menge zu haben waren, mußte ein achttägiger Marsch durch eine ganz unbewohnte Gegend gemacht werden. Diese war ein wellenförmiges, meistens mit sehr hohem Gras oder Buschwerk bedecktes und von vielen fließenden Gewässern durchschnittenes Hügelland, das offenbar früher bewohnt gewesen, jetzt aber ganz menschenleer war. Auch fast gar kein Wild ließ sich sehen; dagegen umbrüllten in einer Nacht Löwen das Lager, und besonders brachte einer derselben den Reisenden eine lang dauernde Serenade dar, doch blieb es bei dieser.

Die Lebensmittel schwanden so zusammen, daß jeder nur noch eine Hand voll Mehl oder ein halbes Pfund Korn für den Tag bekam. Zuletzt war nur noch ein wenig Reis übrig, den man für Livingstone aufbewahrt hatte; er verteilte auch diesen, aber einige gingen ganz leer aus. Es galt daher trotz aller Entkräftung vorwärts zu eilen, so sehr man nur konnte. Dies erforderte keine geringe Anstrengung: die Wege waren von der Sonne hart gebrannt und die Füße vieler wund; dabei ging es immer auf und ab, und reißende Gewässer mußten durchwatet werden. Endlich, am 13. Juli, erreichte man den Scheitel eines Bergrückens, von dem die ersten Gärten Matakas nur noch eine Stunde Wegs entfernt waren; aber alle waren so ermattet, daß man hier zu übernachten beschloß. Doch sandte Livingstone einige Leute voraus, mit dem Auftrage, Lebensmittel zu kaufen und damit früh am andern Morgen zurückzukehren. Da sie aber um 8 Uhr morgens noch nicht zurück waren, so machte sich Livingstone selbst auf, um die Ursache ihres Ausbleibens zu erforschen. Nachdem er eine Stunde lang beständig bergan und bergab marschiert war und auf einem steilen Abhang zu den ersten Gärten hinabstieg, sah er seine Boten, die sich in aller Gemütlichkeit eine Suppe kochten, bei seiner Erscheinung erschrocken aufspringen.

Die erst kürzlich hieher verlegte Stadt Matakas, Moembe genannt, breitete sich auf einer hoch gelegenen, von grünen Bergen umgebenen Thalfläche aus, mochte etwa 1000 meistens viereckige Hütten zählen und war ringsum von vielen Dörfern umgeben. Die Einwohner waren Ajawa und verstanden sich sehr gut auf die Landwirtschaft. Außer Kassaven, Mais, Bataten und Maniok wurde auch die von den Arabern eingeführte englische Erbse und Tabak in großer Menge gepflanzt. Dazu kam der Besitz zahlreicher Rinder, Schafe, Hühner und Tauben.

Mataka, der in einem großen viereckigen Hause wohnte, ließ Livingstone und seine Begleiter eine Weile auf der Veranda warten und erschien dann mit einem Lächeln auf seinem gutmütigen Gesichte. Er mochte 60 Jahre alt sein, trug arabische Kleidung und war sehr heiter und freundlich. Weder er noch seine Leute hatten je einen Europäer gesehen, und Livingstone mußte sich nicht wenig begaffen lassen. Mataka wies ihm ein Haus zum wohnen an und schickte ihm alsbald ein Gericht Suppe und gekochtes Ochsenfleisch. Kräftige Nahrung und Ruhe thaten Livingstone in Wahrheit not; denn infolge dürftiger Kost und anstrengenden Marschierens war er, wie er seinem Sohne Thomas in seiner heiteren Weise schrieb, so hager geworden, wie die sieben mageren Kühe in Pharaos Traumgesichte. In Moembe konnte er sich erholen und auch seine Leute reichlich mit Lebensmitteln versorgen.

Eine große Freude bereitete Livingstone die Nachricht, daß Mataka einer Anzahl Ajawa, welche ohne sein Wissen einen Raubzug an den Njassa-See gemacht und von dort viele Gefangene und Rinder nach Moembe gebracht hatten, befohlen habe, jene frei zu geben und diese zurückzuerstatten. Er sagte dem Häuptlinge, dies sei die beste Neuigkeit, die er bis jetzt in diesem Lande vernommen habe. Mataka war augenscheinlich über diese Aeußerung sehr erfreut, wiederholte sie seinen Leuten und sagte zu ihnen: „Ihr einfältigen Kerle meinet, es sei unrecht von mir, die Gefangenen zurückzuschicken; aber alle vernünftigen Menschen werden mir Beifall geben!" worauf er sie tüchtig auszankte. Livingstone sah die Gefangenen, die sich eben zur Heimkehr rüsteten, es waren 54 Weiber und Kinder und etwa ein Dutzend Knaben mit ungefähr 25—30 Stück Vieh. Er schenkte dem Häuptlinge einen Schmuckgegenstand, den er zur Erinnerung an die Zurücksendung der Njassa-Leute aufbewahren sollte, und Mataka erklärte, er werde stets ebenso handeln.

Im Nordosten von Moembe hatte Livingstone wenigstens 10 Meilen des schönsten, einst von einer eisenschmelzenden und ackerbauenden Bevölkerung bewohnten Landes durchwandert, das westlich von Matakas Stadt bis zu 1000 m über dem Meere aufsteigt. Die Fruchtbarkeit des Bodens, der Ueberfluß an Wasser, das kühle Klima, die leicht zu erlangenden Arbeitskräfte zum Bauen von Blockhäusern mußten dem prüfenden Auge Livingstones diese Gegend als sehr geeignet für eine europäische Niederlassung erscheinen lassen; aber statt der leichten dreiwöchigen Fahrt den Sambesi und Schire hinauf nach Magomero, hatte er auf dem mühseligen Marsche hieher vier Monate zugebracht. Von neuem mußte er daher die unbegründete Aufhebung der vielversprechenden Magomero-Mission schmerzlich beklagen.

In Moembe entledigte er sich der nichtswürdigen Sepoys, die sich ganz unerträglich gemacht hatten. Sie legten sich während des Marsches nieder, um zu schlafen, blieben ganze Tagreisen zurück, wollten nicht einmal ihre Gewehre selbst tragen, verführten auch andere zur Trägheit, und nach-

dem alle andern Lasttiere umgekommen waren, töteten sie den einzigen noch übrigen Esel durch einen Schlag auf den Kopf, schlachteten das zahme Büffelkalb und gaben vor, ein wildes Tier habe es zerrissen. Lange hatte Livingstone Geduld mit ihnen gehabt, aber da sie sich unverbesserlich zeigten, zahlte er sie jetzt aus und bat Mataka, sie durch einen Araber, dessen Ankunft erwartet wurde, nach der Küste bringen zu lassen, worüber sie sich sehr freuten. Abraham, einer der Nassik-Knaben, fand in Moembe zwei Oheime, hörte aber, daß nach seiner Wegführung in die Sklaverei auch seine Mutter und zwei Schwestern an die Araber verkauft worden seien, und antwortete auf alles Zureden, in Moembe zu bleiben, beharrlich: „Wie kann ich da bleiben, wo ich weder Mutter noch Schwestern habe?" So behielt ihn denn Livingstone bei sich.

Nach zweiwöchiger erquickender Rast in der Stadt des gastfreundlichen Mataka, der ihn täglich mit gekochter Speise und auch für die Weiterreise reichlich mit Lebensmitteln versah, brach Livingstone wieder auf und erreichte am 8. August mit Gefühlen innigen Dankes gegen Den, dessen Hand ihn auf seiner Reise bis hieher beschützt hatte, den Njassa-See an der Stelle, wo der Misinja sich in denselben ergießt. „Mir war zu Mute," sagt er, „als wäre ich in eine liebe alte Heimat zurückgekehrt, die ich nie wiederzusehen erwartet hatte. Und welch ein Genuß, wieder in dem köstlichen Wasser zu baden, das Rauschen des Sees zu hören und sich in die Brandungswellen zu werfen!" Der Vorsteher des nahen Dorfes, ein echter Mangandscha, empfing Livingstone sehr freundlich und schickte ihm Suppe, gekochtes Flußpferdfleisch, Hirse, Maniok, und fragte ihn, ob er Milch wünsche, da er einiges Vieh von Mataka habe, dessen Gebiet sich bis hieher erstreckte.

Livingstone suchte eine arabische Dau zur Ueberfahrt an das westliche Ufer des Sees zu bekommen, aber wie auf seiner bisherigen Reise die Araber mit ihren Sklaventransporten ihm überall ausgewichen, manchmal geradezu vor ihm geflohen waren, so wollten sie sich auch jetzt nicht mit ihm einlassen, da sie von ihm als Engländer nichts anderes erwarteten, als daß er ihre Sklaven befreien und ihr Fahrzeug verbrennen würde. Er beschloß daher südwärts zu gehen und da, wo der Schire den See verläßt, überzusetzen. Auf diesem Marsche längs des östlichen Ufers befand er sich bald nahe am See, bald war er durch Gebirgsketten von ihm geschieden. Als er sich dem südlichen Ende desselben näherte, hatte er von einem Höhenpunkte aus eine prachtvolle Aussicht auf den in die blaue Ferne sich hinziehenden Spiegel des Sees und sah aus demselben den ihm so wohlbekannten Schire hervorkommen, dessen Anblick wehmütige Erinnerungen an vereitelte Hoffnungen in ihm wachrief. Doch war er der festen Zuversicht, daß, was er in heiligem Eifer zum Besten der Eingeborenen angestrebt hatte, sich doch noch, wenn auch erst nach seinem Tode verwirklichen werde, und wäre es ihm vergönnt gewesen, durch den Schleier der nächsten 10 Jahre zu blicken, so hätte er eine nach ihm genannte

Missionsstation vor sich gesehen, auf der seine Landsleute das von der Universitätenmission begonnene Werk fortsetzten, das erhabene Evangelium von dem Gott der Liebe verkündigten, christliches Familienleben unter den Eingeborenen pflanzten und sie in den friedlichen Künsten der Civilisation unterrichteten.

Nachdem Livingstone und seine Leute auf 8 Kähnen der Eingeborenen an das rechte Ufer des Schire übergesetzt waren, zogen sie quer über die Halbinsel, welche das Südende des Njassa-Sees spaltet und in das Kap Maclear ausläuft. In dieser Gegend fand Wikatani, einer der beiden Knaben von der Universitätenmission, einen Bruder und hörte, daß zwei andere Brüder und eine oder zwei Schwestern am westlichen Ufer des Pamelombe-Sees wohnten. In der Hoffnung, nicht wieder verkauft zu werden, wünschte Wikatani bei seinen Geschwistern zu leben, und Livingstone, der diesem Wunsche nicht entgegentrat, schenkte ihm Zeug, ein Gewehr, Schreibpapier und ermahnte ihn, das, was er gelernt habe, nicht zu vergessen, sondern zu seiner Landsleute und seinem eigenen Besten in Anwendung zu bringen. Aus Furcht vor den Masitu, die sie vor sich wähnten, erklärten bald darauf auch die 10 Johanna-Leute, daß sie entschlossen seien, in ihre Heimat zurückzukehren. So sehr dadurch die Zahl seiner Begleiter zusammenschmolz, konnte doch Livingstone ihren Entschluß kaum bedauern, da sie sich als unverbesserliche Diebe gezeigt hatten; auch nahmen sie jetzt keinen offenen und ehrlichen Abschied, sondern liefen beim Aufbruch der Karawane ohne weiteres davon und nahmen eine Menge gestohlener Gegenstände mit sich. Zu ihrer Rechtfertigung verbreiteten sie das Gerücht, daß Livingstone ermordet worden sei, und ihre geschickt ausgedachte Erzählung fand allerwärts Glauben, bis der früher erwähnte Seeoffizier, Eduard Young, an der Spitze einer von Sir Roderich Murchison und seinen Freunden organisierten Expedition, an den Njassa-See eilte und bei seiner Rückkehr durch die Nachricht, daß alles eine Erfindung sei, alle Welt hoch erfreute. Diese Muhamedaner und noch mehr die Sepoys, ihre Glaubensgenossen, standen tief unter den heidnischen Makololo, die sich Livingstone als so anständige und treue Gefährten erwiesen hatten.

Während Livingstone am Njassa-See hinzog, ging ihm ein so guter Ruf voran, daß er bei den Ajawa und Mangandscha, besonders da, wo er schon einmal gewesen war, die freundlichste Aufnahme fand. Als er in die am Fuße der Kirk-Kette gelegene Stadt Katosas kam, sagte ihm dieser, der Befolgung des von Livingstone ihm vor drei Jahren gegebenen Rates, seine Leute nicht zu verkaufen, verdanke er es, daß seine Stadt sich um das dreifache vergrößert habe. Der Häuptling legte seine Freude darüber, seinen alten Freund wieder zu sehen, dadurch an den Tag, daß er ein ungeheures Gefäß mit einheimischem Bier brachte, einen fetten Widder schlachten und so viel Speise herbeischaffen ließ, daß die Reisenden schließlich erklärten, nichts mehr essen zu können. Eine ganze Woche lang setzte er seine Gastfreundschaft in gleicher Weise fort, sah dann Livingstone ungern scheiden,

versorgte ihn mit Trägern, ließ einen Teil des Gepäcks durch seine eigenen kräftigen Frauen tragen und begleitete ihn selbst bis zu dem Passe Tapiri und auf diesem die Kirk-Kette hinan, auf deren Scheitel sie sich 650 Meter über dem See befanden.

Da nämlich nordwärts die räuberischen Masitu wieder einmal ihr Wesen trieben, so hielt es Livingstone, um einem Ueberfalle derselben auszuweichen, für das Beste, sich zu den westwärts wohnenden Maravi, einem Zweige des Mangandschastammes, zu begeben und von dort aus zur Lösung des Problems der Wasserscheide gegen Norden vorzudringen. Nach Ersteigung der Kirk-Kette zeigten Barometer und Siedepunkt eine Höhe von 1200 Meter über dem Meere an, und obgleich man sich in dem heißesten Monate, dem Oktober befand, war doch die Luft entzückend klar und frisch. Das vor Livingstones Augen sich ausdehnende Hochland, über das sich rund umher 600—900 Meter hohe Berge erheben, ist sehr schön und ernährte damals eine dichte ackerbauende Bevölkerung. Die Maravi, in deren Gebiet man sich jetzt befand, zeigten sich gastfreundlich gegen die Reisenden, und gleich in einem der ersten Dörfer wurde Livingstone von Gombwa, dem Vorsteher desselben, dringend gebeten, einen Tag zu bleiben, damit alle seine Leute ihn betrachten könnten, dessengleichen noch niemals einer des Weges gekommen sei, und damit er ihnen die guten Worte wiederhole, die er zu ihm selbst geredet habe. Nachdem sich eine zahlreiche Versammlung eingefunden hatte, winkte Gombwa einem Knaben, der sofort, was für höflich galt, auf jeden Satz der Anrede, obgleich nur mit einem „Hem“, antwortete. Livingstone sprach in schlichten Worten von Gott, dem Vater aller Menschen, der alle seine Kinder liebe, dessen Wille in dem heiligen Bibelbuche niedergeschrieben sei, zu dem man fleißig beten müsse, und der im zukünftigen Leben den Guten eine große Glückseligkeit bereite, die Bösen aber strafe. Indem er sodann auf die Abscheulichkeit des Sklavenhandels hinwies, der Menschenjagden, Kriege, Verödung des Landes und Elend aller Art zur Folge habe, ermahnte er die Maravi, wie eine große Familie zusammenzuhalten und keine Sklavenhändler bei sich eindringen zu lassen. Solche Belehrungen und Ermahnungen richtete er auf seinen Reisen bei jeder Gelegenheit an die Eingeborenen, und besonders benützte er den Sonntag, an dem er zu rasten und Gottesdienst zu halten pflegte, zur Ausstreuung solcher guten Samenkörner. Auch zur Ausübung seiner ärztlichen Kunst fehlte es nicht an Gelegenheit, und manchem Kranken brachte er Trost und Hilfe.

Da Livingstones Begleiter den streifenden Masitu um jeden Preis ausweichen wollten, auch nicht überall Lebensmittel und Führer zu bekommen waren und die Eingeborenen nur über ihre nächste Umgebung Auskunft geben konnten, so glich sein nunmehriger Marsch, wie er sagt, dem Laufe eines mit widrigen Winden kämpfenden Schiffes. Im Zickzack, wenn auch vorherrschend nordwärts, ging es von den Maravi aus durch die Dörfer der Kathunga, der Tschipata und anderer Abzweigungen des großen

Mangandschastammes. Neben dem Ackerbau fand Livingstone das Schmiedehandwerk sehr stark vertreten, und von allen Seiten ertönte oft das Pochen der Hämmer aus den Werkstätten. Der Weg führte über viele Bäche und Rinnsale mit köstlichem kaltem Wasser bald durch liebliche, von Bergen umsäumte Thäler, bald durch waldiges Hügelland, wo man auch einmal wieder Herden von Elefanten, Büffeln und Antilopen sah. Eines Tages konnte man einer plündernden Masitubande kaum noch aus dem Wege gehen, und



Eine afrikanische Schmiede.

je weiter man nordwärts kam, desto größer wurde die Zahl der zum Schutze gegen diese Räuber verpallisadierten Dörfer.

Nach vielen zeitraubenden Umwegen erreichte Livingstone gegen die Mitte des Dezember das Ufer des breiten und tiefen Loangwa, der von Westen her dem Njassa-See zufließt. Schon drei Jahre vorher war Livingstone, wie der Leser sich erinnern wird, bis zu einem Arme dieses Stromes gekommen, hatte jedoch wegen Mangels an Zeit nicht weiter gegen Norden vordringen können; nun aber setzte er auf Kähnen an das nördliche Ufer des Loangwa über, und sein nächstes Hauptziel war der Tanganjika-See. Auf dem Wege dahin hatte er mit Hindernissen und Mühseligkeiten zu kämpfen, deren Ueberwindung seine ganze Willensstärke in Anspruch nahm.

Nach viertägigem Marsche zuerst durch dorniges Buschwerk und dann durch einen Mopane-Wald, in dessen Mitte die Reisenden, bis zur Brust im Wasser, den 60 m breiten Ponnasi durchwateten, gelangten sie zu den Ngaloa-Hügeln am Ufer des Njamasi, von denen aus sie das von ihnen jetzt durchschrittene große, waldbedeckte Loangwathal übersehen konnten. Im Njamasithale hinaufwandernd und nach Norden abbiegend, begannen sie die Ersteigung des gewaltigen Lokinga- oder Babisa-Gebirges, in welchem die erste Hauptwasserscheide Centralafrikas, nämlich die zwischen dem Sambesi und dem Kongo zu suchen ist, und das sich vom Süden des Bangweolo-Sees gegen Osten und aufwärts in weitem Bogen gegen Norden zieht und in die noch unerforschte Region nördlich vom Njassa-See übergeht. Als Livingstone dieses Gebirge bestieg, kam er über flache, dicht bewaldete Hochebenen. Der Wald hallte wieder vom Gesang der Vögel, die eifrig an ihren Nestern bauten, und prachtvolle Blumen von allen Farben zogen seine Aufmerksamkeit auf sich.

Die Dörfer der Babisa, in deren Gebiet sich Livingstone nun schon seit einiger Zeit befand, lagen weit auseinander, und erreichte er eines derselben, so zeigten sich die Bewohner argwöhnisch und unfreundlich. Zuweilen wollten sie nicht einmal die Lage des nächsten Dorfes angeben, und da sie selbst Mangel an Lebensmitteln hatten, so waren solche fast gar nicht zu erlangen. Eine Zeit lang nach der Ueberschreitung des Loangwathales fehlte es nicht an Wildbret, und vier Ziegen, die Livingstone mit sich führte, versorgten ihn mit Milch; aber das Wild verlor sich allmählich, und die Ziegen verliefen sich oder wurden gestohlen. So trat denn bei ihm und seinen Gefährten eine wahre Hungersnot ein. Seine einzige Nahrung bestand in ungesalzener Suppe aus Hirsemehl und in gekochten Schwämmen, wenn er sich nicht etwa entschloß, gleich seinen Begleitern, durch halb faules von den Eingeborenen verkauftes Elefantenfleisch der faden Suppe einige Würze zu verleihen. Er wurde nie satt, und um seinen Hunger zu lindern, schnallte er seinen Gürtel um drei Löcher enger. Matt und entkräftet schleppte sich die Karawane durch die düsteren Wälder, und heftige Regengüsse vermehrten ihr Mißbehagen. Nachts träumte Livingstone von Gastmählern und wohlschmeckenden kräftigen Speisen; bei Tag aber quälte ihn beständiger Hunger, und als er einst seine Kleider wechselte, erschrak er über seine außerordentliche Magerkeit. Um diese Zeit, gegen das Ende des Jahres 1866, erklärten in Sansibar die Johannaleute mit frecher Stirne Livingstone für tot; es war eine Lüge, er lebte noch, aber er stand in Gefahr Hungers zu sterben. Eine andere Gefahr bedrohte sein Leben, als er sich eines Morgens unter einem Baume niedersetzte. Sein Kopf war kaum einen Meter von einer Brillenschlange entfernt, die am Stamme zusammengeringelt lag, aber die Kälte hatte sie betäubt, und Livingstone konnte ihr, ehe sie ein Lebenszeichen gab, aus dem Wege gehen. Auch eine hübsche kleine Buff-Otter lag betäubt am Boden.

Am 15. Januar mußte die Karawane den eine Meile langen See Tschimbwe an seinem östlichen Ende, wo er noch fast eine halbe Stunde

breit war, durchschreiten, und hierbei verlor Livingstone den einzigen Hund, den er bei sich hatte, seinen treuen Pudel Tschitane. Der Führer weigerte sich nämlich, eine andere schmälere Furt in dem Flusse zu zeigen, der sich von Osten her in den See ergoß. „Indem ich nun," erzählt Livingstone, „als der erste hindurchwatete, vergaß ich leider für den armen kleinen Tschitane zu sorgen. Das Wasser war hüftentief, der Grund eine weiche moorige Masse mit tiefen Löchern und die nördliche Seite durch Blutegel unsicher gemacht. Die Knaben waren, gleich mir, alle zu sehr mit sich selbst beschäftigt, um an das muntere kleine Tier zu denken, und er muß geschwommen sein, bis er versank. Er war so nützlich, indem er die kleinen gelben Dorfköter von unsern Hütten fernhielt; keiner durfte sich nähern und etwas stehlen, und er selbst nahm nie etwas. Er ertrug das Angaffen der Eingeborenen mit seinem Herrn, und nahm sich auf dem Marsche unermüdlich der ganzen Gesellschaft an, indem er bald nach der Spitze des Zuges, bald nach hinten lief, um nachzusehen, ob alles in Ordnung sei. Er bekam in der letzten Zeit eine gelblichrote Farbe und verlor — das arme Geschöpf! — sein Leben in Tschitanes Wasser, wie alle Knaben den See jetzt nennen."

Wenige Tage nachher sollte Livingstone einen Verlust von ganz anderer Art erleiden, der von höchst nachteiligen und weitgreifenden Folgen für ihn war. Er hatte bisher seine Arzneikiste einem seiner Knaben, die aber jetzt wohl zu kräftigen Jünglingen herangewachsen waren, zum Tragen anvertraut, weil Baraka, wie derselbe hieß, besonders vorsichtig war. Außer den Arzneien befanden sich in der Kiste fünf große Stücke Zeug und Barakas sämtliche Kleider und Perlen, die er sehr sorgfältig hütete. Eines Morgens nun erbot sich einer von zwei unterwegs in Livingstones Dienste getretenen Ajawa, Barakas Kiste zu dessen Erleichterung bis zur nächsten Haltstelle zu tragen, und gab ihm dafür seine eigene Ladung, worin kein Zeug war. Während des Marsches aber machten sich die beiden Ajawa davon und nahmen außer der Arzneikiste auch noch eine große Kassette mit Pulver, den teuer gekauften Mehlvorrat, alle Schüsseln, die Werkzeuge, zwei Gewehre und eine Patrontasche mit sich. Man befand sich in einem dichten Hochwalde, und überdies verwischten die heftigen Regengüsse alle Fußstapfen, so daß keine Hoffnung war, die Flüchtlinge aufzufinden; auch Nachforschungen in benachbarten Dörfern waren vergeblich. Diese beiden Leute hatten sich nicht bloß durch ihre Sprachkenntnis Livingstone sehr nützlich gemacht, sondern ihm auch stets große Treue bewiesen und waren in allen Fällen zu ihm gestanden; aber „die schlechte, unzureichende Kost", sagt er, „Nässe und Elend auf dem Zug durch triefende Wälder, hungrige Nächte und abmattende Tage müssen ihre Geduld erschöpft haben, und da sie nicht das rechte Ehrgefühl besaßen, so erlagen sie der Versuchung, die unser Vertrauen ihnen in den Weg legte".

Der Verlust der Arzneikiste war für Livingstone ein erschütternder Schlag. „Mir war," sagt er, „zu Mute, als hätte ich jetzt das Todesurteil empfangen, wie der arme Bischof Mackenzie." Zwar darf es ein

Forschungsreisender mit Verlusten und Entbehrungen nicht schwer nehmen, und am allerwenigsten ließ sich Livingstone dadurch außer Fassung bringen, aber jene Kiste enthielt alle seine Arzneien, insbesondere auch das köstliche Chinin, womit er schon so oft bei Fieberanfällen sich und anderen geholfen hatte, und nun sah er sich für den Fall einer Erkrankung ganz hilflos mitten in den Wildnissen Afrikas. Doch auch jetzt suchte und fand er Trost im vertrauensvollen Aufblicke zu dem treuen Gott, der ihn bisher unter unzähligen Gefahren so wunderbar behütet hatte.

Oft von heftigen Regengüssen überfallen erreichten die Reisenden am



Häuptling Tschitapangwa.

28. Januar 1867 den Tschambesi, setzten über diesen 40 m breiten Fluß, der im Wasser und an den Ufern reiches Tierleben zeigte, und befanden sich nun im Bemba-Lande. Aber die Hoffnungen auf reichliche Lebensmittel, die ihnen die Babisa von diesem Lande gemacht hatten, sollten erst in Molemba, dem Dorfe Tschitapangwas, erfüllt werden, bei dem sie nach dreitägigem Marsche durch fast pfadlose, triefende Wälder und schlammige Sümpfe anlangten. Das 1430 m über dem Meere am Lopiri, einem Zuflusse des Tschambesi, liegende Dorf hatte eine dreifache Umzäunung, deren innerste noch durch einen breiten tiefen Graben und eine Hecke von stachelichtem Strauchwerke verstärkt war. Zum Empfange wurde Livingstone zu einer sehr großen Hütte innerhalb der Umzäunung geführt, wo der Häuptling Tschitapangwa saß, umgeben von drei Trommlern und 10 oder 12 Männern mit je zwei Rasseln oder Klappern in den Händen, welche



Lith. Anst. v. A. Geeger Stuttgart

Ein Flußübergang

sämtlich ihre Instrumente mit größtem Eifer bearbeiteten. Zum Sitze ward für Livingstone ein ungeheurer Elefantenzahn gebracht, der ihm nachher, weil er darauf gesessen sei, als Eigentum zugesprochen wurde. Der Häuptling, ein Mann mit fettem, vergnügtem Gesichte, dessen Beine mit Messing- und Kupferringen belastet waren, grüßte würdevoll und ließ sich dann in eine Unterhaltung mit Livingstone ein, wobei Abraham, einer der Nassikknaben, den Dolmetscher machte. Hierauf führte er seinen Gast zu einer Herde Kühe, deutete auf eine und sagte: „Diese gehört dir!" Livingstone gab ihm zunächst das Geschenk, das er allen Häuptlingen zu machen pflegte, nämlich zwei Meter ungebleichten Kattuns, und Tschitapangwa legte dieses sogenannte Kleid zum Zeichen der Annahme alsbald an.

In Molembe fand Livingstone eine kleine Gesellschaft schwarzer, arabischer Sklavenhändler aus Bagamojo an der Ostküste, wo sie auf einem kürzeren Wege in zwei Monaten einzutreffen gedachten. Dem Anführer dieser Gesellschaft übergab Livingstone ein Paket in aller Eile geschriebener Briefe, für dessen Besorgung derselbe in Sansibar 10 Rupieen empfangen sollte. In diesen Briefen, welche glücklich nach England kamen, berichtete Livingstone seine Reiseerlebnisse und bestellte eine frische Sendung Zeug und Perlen, einen kleinen Vorrat Kaffee, Zucker, Kerzen, eingesalzenes Fleisch, Käse in Zinn, 6 Flaschen Portwein, Chinin und andere Arzneistoffe. Das alles sollte für ihn nach Udschidschi, einer arabischen Niederlassung am östlichen Ufer des Tanganjika-Sees, geschickt werden.

Da die Einwohner von Molembe ausgedehnte Gärten besaßen, so fiel es den Reisenden nicht schwer, mittelst ihrer Tauschwaren sich mit der nötigen vegetabilischen Kost zu versehen, während der Häuptling sie reichlich mit Rindfleisch versorgte, was durch teilweise geforderte Gegengeschenke erwidert wurde. Selten vergingen 24 Stunden ohne Regen, nie aber auch nur die Hälfte dieser Zeit ohne Donner, und weither vernahm man in dieser Hochland-Gegend das Brausen der über Felsen stürzenden Bäche. Um die Mitte des Februar erkrankte Livingstone an rheumatischem Fieber, ohne über ein ärztliches Gegenmittel verfügen zu können. Sobald er sich von diesem Anfalle etwas erholt hatte, brach er von Molembe auf. Beim Abschiede schenkte ihm der Häuptling zum Andenken ein Messer von Bronze mit elfenbeinerner Scheide, das er lange getragen hatte.

Bald war das Hochland erstiegen, dessen Rand das Dorf Molembe einschließt. Der Marsch führte durch eine waldreiche Gegend, war aber sehr mühselig; denn alle Wege waren schlammig oder in Wasserläufe verwandelt, die Sümpfe zum Ueberfließen voll und die Bäche ausgetreten. Eines Tags mußte man, einen falschen Weg geführt, drei Moräste durchwaten, deren jeder eine Viertelstunde breit war. Auch mußten mehrere Flüsse, welche dem Tschambesi zuströmen, überschritten werden. Ueber den Loembe, der 20 m breit ist, jetzt aber dreimal so breit über seine Ufer getreten war, führte ein elendes Machwerk von einer Brücke, auf der das Wasser knietief stand, während man jenseits derselben auf dem überfluteten

Lande bis an die Hüften ins Wasser sank. Solche Kraftproben mußten auf die Gesundheit Livingstones, der seit einigen Tagen am Fieber litt, sehr nachteilig wirken. „Bei jedem Schritte, den ich mache," schreibt er am 10. März in seinem Tagebuche, „schmerzt mich die Brust, und ich fühle mich sehr schwach; kaum vermag ich den Marsch fortzusetzen, während ich früher immer der erste war und meine Schritte zügeln mußte, um die Leute nicht gänzlich zurückzulassen. Ich habe ein beständiges Klingen in den Ohren, und kann kaum das laute Ticken des Chronometers hören. Der Appetit ist gut, aber wir haben keine zusagende Kost, hauptsächlich Hirsemehl, Bohnen, Mapemba oder Erdnüsse, selten ein Huhn. Das Land ist voll von Fanggruben, aber die Tiere sind weggefangen, und wir sehen kein Wild."

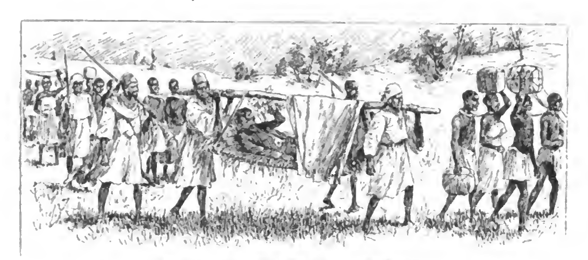
Durch eine von zahlreichen klaren Gewässern durchschnittene, von waldigen Bergen begrenzte Landschaft führte der Weg nordwärts in das Gebiet der kriegerischen Babemba, an deren Pallisaden Schädel als Trophäen von den Masitu aufgehängt waren, und dann in das Land der Balungu. Jetzt näherte man sich der Residenz Kasonsos, des Häuptlings eines sehr ausgedehnten Gebiets am Liemba-See, wie der südlichste Teil des Tanganjika-Sees genannt wurde. Als Livingstone sein in einem reizenden Thale am Vereinigungspunkte zweier Flüsse gelegenes Dorf erreichte, bereitete ihm Kasonso einen großartigen Empfang, schüttelte ihm lange die Hand und machte auf ihn den Eindruck eines offenherzigen Mannes. Nachdem man noch in verschiedenen Dörfern übernachtet und abermals zahlreiche Flüsse passiert hatte, kam man in das Dorf Mombas, nahe dem Bergrücken, der den See beherrscht.

Nach mehrtägigem, durch Livingstones Uebelbefinden veranlaßten Aufenthalt bestieg man den Bergrücken an seinem niedrigsten Teile, und oben angekommen sah man den grünen Spiegel des Sees durch die Bäume schimmern. Livingstone blieb hier zurück, aber nicht lange dauerte es, so hörte er die Freudenschüsse seiner jungen Leute, welche bis an den Rand des Höhenzuges vorgedrungen waren, wo sie eine freie Aussicht auf den See hatten. Es war dies das äußerste südliche Ende des Tanganjika, der hier ungefähr fünf Meilen breit zu sein schien und gegen Norden sich in die blaue Ferne verlor; hat doch der See die ungeheure Länge von 100 Meilen. Die Reisenden mußten etwa 600 m bergab steigen, um das Niveau des Sees zu erreichen, in den sie vier beträchtliche Ströme sich ergießen sahen. Das nahezu senkrecht abstürzende Hochland zieht sich mit Unterbrechungen rund herum, und eingebettet zwischen roten, mit Bäumen bewachsenen Thonschieferfelsen, von denen da und dort großartige Wasserfälle herabstürzen, ruht der See friedlich in seinem ungeheuren Becken. An der Stelle, wo Livingstone ihn am 2. April 1867 erreichte, ergab die Messung 3° 46′ 54″ südl. Br., 31° 57′ östl. L. und 800 m Höhe über dem Meere.

Mehrere felsige Inseln steigen aus seinem südöstlichen Ende empor, bewohnt von Fischern, die eine Menge schöner und großer Fische fangen,

deren sie 24 Arten aufzählten. Morgens und abends sah man ungeheure Krokodile ruhig ihrer Nahrung nachgehen; das Schnauben der Flußpferde hörte man nachts und früh morgens; Büffel, Elefanten und Antilopen weideten an den niedrigeren Stellen der Bergketten, und bei Nacht ließ sich das Gebrüll von Löwen vernehmen.

Die Zahl der am See wohnenden Balungu war durch Einfälle der Masitu, die eine Menge Frauen und Kinder fortgeschleppt hatten, bedeutend vermindert. Sie zeigten sich gegen Livingstone ungemein höflich, aber mißtrauisch und fürchteten ihn halb und halb, versprachen alles, aber leisteten nichts und gaben nicht zu, daß er den See befuhr, um Tiefenmessungen anzustellen. Unter diesen Umständen wäre er gerne weiter gereist, wenn nicht Krankheit ihn daran verhindert hätte. Schon bei seiner Ankunft am See hatte er sich sehr schwach gefühlt und nur durch seine Willensstärke sich noch aufrecht erhalten; einige Tage nachher aber fiel er vor seiner Hütte rücklings zu Boden und war außer stande hinein zu gelangen. Er versuchte sich aufzurichten, indem er sich an zwei Thürpfosten klammerte; als er aber beinahe schon auf die Beine gekommen war, stürzte er rücklings in die Hütte, schlug dabei den Kopf heftig an eine Kiste und war mehrere Stunden bewußtlos. Seine jungen Leute hingen eine Decke vor den Eingang der Hütte, um seine Hilflosigkeit vor den Augen der Eingeborenen zu verbergen. Nur langsam erholte er sich von der außerordentlichen Schwäche, in welche ihn das durch keine Arzneien bekämpfte Fieber versetzt hatte, und wochenlang mußte er in einem kleinen Dorfe am See verweilen, in dessen Anschauen er oft versunken war, und der ihm ein ungemein liebliches Bild tiefen Friedens darbot, das wohlthätig auf seine Seele wirkte.



Reise mit Mohamed Bogharib in einer Sänfte.

19. Entdeckung des Moero- und Bangweolo-Sees.

1867—1869.

Im Dorfe Tschitimbas. — Freundlichkeit der Araber. — Der Häuptling Nsama. — Furcht vor Feuerwaffen. — Entdeckung des Moero-Sees. — In Lunda. — Feierliche Audienz bei dem Kasembe. — Langer Aufenthalt in Kabwabwata. — Deserteure. — Der Bangweolo-See. — Seine Inseln und ihre Bevölkerung. — Durch Moräste und Schwammböden.

Am 1. Mai wollte Livingstone eben von dem Dorfe Pambete nach Nordwesten aufbrechen, um zu sehen, ob der See sich gegen Norden verenge und etwa dort seinen Abfluß habe, als er noch rechtzeitig die Nachricht erhielt, daß die Masitu auf dem Hochlande, über das ihn sein Weg führte, wieder ihr Unwesen trieben. Infolgedessen wartete er noch eine Woche, bis diese Räuber die Umgegend verlassen hatten, und stieg dann wieder die Bergkette am See empor. Oben bildete das Hochland, über das der Marsch ging, nach Westen eine Ebene und war mit ziemlich dünnem Walde bewachsen. In dieser Gegend, dem Moami-Lande, gab es sehr viele Elefanten, die in den Gärten großen Schaden anrichteten. Von dem Dorfe Mokambolas aus, das fast am Rande des den See überragenden Absturzes lag, stieg Livingstone wieder 600 m bergab an den See und kam, eine Stunde vor der Einmündung des Lofu in denselben, zu dem Dorfe Karambo, dessen Vorsteher freundlich und gastfrei war. Auf der Landseite des Dorfes dehnte sich eine ³/₄ Meilen breite Wiese aus, auf der sich Büffel tummelten; sie waren aber sehr scheu und verbargen sich in dem gigantischen Grase. Sorghum, Erdnüsse und Voandzeia wuchsen in üppiger Fülle, und Fische gab es in Menge.

Der Ortsvorsteher riet Livingstone dringend ab, weiter den See entlang zu gehen, da Kapoma, der Sohn Nsamas von Itawa, des mächtigsten Häuptlings der Umgegend, aus Rache für die dem Volke seines Vaters von Arabern zugefügte Unbill alle dieses Weges Kommenden töte und Livingstone mit seinen Begleitern für Araber halten könnte. Da ein Suaheli-Araber diese Aussagen zum Teil bestätigte, so beschloß Livingstone umzukehren und sich nach dem südwärts gelegenen Dorfe Tschitimbas zu begeben,

wo er von den dort anwesenden Arabern Genaueres hören konnte. Ueber den See, seine spätere Richtung und etwaige Verengung hatte er von den Eingeborenen nur Unsicheres zu ermitteln vermocht.

Als Livingstone in westsüdwestlicher Richtung über das Hochland ziehend, das schon in ziemlicher Entfernung vom See liegende Dorf Tschitimbas am 20. Mai erreichte, fand er daselbst eine große Gesellschaft Araber, meistens schwarzer Suaheli. Bei seiner Ankunft führten sie ihn zuvorkommend in einen Schuppen, wo sie sich zu versammeln pflegten. Nachdem er ihnen gesagt hatte, woher er komme, zeigte er ihnen den Ferman des Sultans von Sansibar und hörte nun Näheres über die Feindseligkeiten, welche — durch wessen Schuld schien ihm zweifelhaft — zwischen ihnen und Nsama ausgebrochen waren. Vor ihren Feuerwaffen hatte sich dieser, nachdem auf beiden Seiten Blut geflossen war, zurückgezogen und sie im Besitze seines verpallisadierten Dorfes gelassen. Diejenigen Araber, welche in diesem zurückblieben, holten sich Lebensmittel aus den benachbarten Dörfern und brannten sie dann nieder; die übrigen hatten sich auf Tschitimbas Einladung bei ihm einquartiert. Einige Stunden nach Livingstones Ankunft erschien auch eine von Kasonso gesandte Schar Bewaffneter, die beauftragt war, in Nsamas Gebiet einzurücken und ihn womöglich festzunehmen, da er durch den Angriff auf Leute, von denen Waren ins Land gebracht worden seien, das öffentliche Recht verletzt habe.

Die beiden vornehmsten Araber in Tschitimbas Dorf standen mit einem der bedeutendsten Handelshäuser in Sansibar in Verbindung und namentlich einer derselben, Hamees Wodim Tagh, erwies Livingstone viel Freundlichkeit, indem er ihm kräftige Nahrungsmittel, Zeug und Perlen schenkte und über vieles Auskunft erteilte.

Livingstone faßte den Entschluß, den See Moero im Westen aufzusuchen und sodann der Wasserscheide zu folgen, um sich zu vergewissern, ob sie die Wasserscheide des Kongo oder des Nil sei; aber die Feindseligkeiten der Araber und Nsamas stellten ihm die Schranke eines breiten Landstrichs in den Weg. Wollte er daher nicht einen weiten Umweg in südwestlicher Richtung machen, so mußte er warten, bis die Wiederherstellung der Ruhe ihm gestattete, durch das Itawaland an den See zu reisen. Nach langen Verhandlungen kam es endlich zum Abschluß eines Friedens, der durch die Verheiratung einer Tochter Nsamas mit Hamees besiegelt werden sollte. Der erstere ließ Livingstone zu sich einladen, und so brach denn dieser nach dreimonatlichem Aufenthalte in Tschitimbas Dorfe am 30. August mit Hamees und andern Arabern auf, um zu Nsama zu reisen. Durch einen wellenförmigen Landstrich, der einen angenehmen Wechsel zwischen Wald und Lichtungen darbot und reich an Hochwild war, kam man an den Oberlauf des Lofu, der an einer Furt, wo er 90 m breit und hüftentief war, durchwatet wurde. Bald hernach erreichte man das auf der Wasserscheide zwischen dem Tanganjika- und dem Moero-See gelegene Dorf Hara, und von da begab sich Livingstone am 9. September

nach der noch $1\frac{1}{2}$ Meilen entfernten neuen Pallisadenverschanzung Nsamas. Ehe man ihn zu diesem führte, wurde ausdrücklich bemerkt, daß er keine Gewehre mitbringen dürfe, und bevor er in die innere Umzäunung eintrat, befühlte man seine Kleider, um sich zu überzeugen, daß keine Feuerwaffen darunter versteckt seien. Dies war nicht zu verwundern; denn Nsama war bisher gewissermaßen der Napoleon der Gegend gewesen, hatte für unbesieglich gegolten, und nun hatten ihn zwanzig schlecht schießende Gewehre zu Fall gebracht und das ganze Land mit panischem Schrecken erfüllt. Livingstone fand in ihm einen sehr alten Mann mit wohlgeformtem Kopfe und Gesichte, aber einem stark aufgetriebenen Unterleibe, der auf zu reichlichen Biergenuß deutete; er war so schwerfällig, daß seine Leute ihn tragen mußten. Nachdem er von Livingstone ein Kleid empfangen und ihm Führer an den Moero zugesagt hatte, bat er um die Erlaubnis, die Haare und Kleider desselben befühlen zu dürfen. Die Unterredung schloß damit, daß Livingstone ihm riet, er möchte den Versuch machen, im Frieden zu leben. Viele der Eingeborenen, welche den Häuptling umgaben, zeichneten sich durch feinen Gliederbau, schön geformte Köpfe und Gesichter aus und unterschieden sich nur durch die Farbe von Europäern; doch entstellte die häßliche Sitte, die Zähne spitz zu feilen, ihren Mund.

Am folgenden Tage kehrte Livingstone nach Hara zurück, wo Hamees seine Braut erwartete. Diese, ein niedliches, bescheidenes Mädchen mit rotgefärbten Haaren, erschien auf den Schultern eines Mannes reitend und begleitet von einem Dutzend alter und junger Dienerinnen, deren jede einen kleinen Korb mit Nahrungsmitteln trug. Die Araber waren alle festlich geschmückt, und ihre phantastisch gekleideten Sklaven schwenkten die Schwerter, feuerten Schüsse ab und erhoben ein gellendes Geschrei. Bei Hamees Hütte angelangt, stieg die Braut ab und ging mit ihren Dienerinnen in dieselbe hinein.

Da man Nsama und seinen Führern nicht recht traute, so folgte Livingstone dem von Hamees ihm gegebenen Rate, sich an die arabische Karawane anzuschließen, welche, während Hamees selbst zurückblieb, am 22. September aufbrach und die Richtung gegen den Moero nahm, in der Absicht, unterwegs Elfenbein einzuhandeln. Indem man nordwärts zog, wurden mehrere bewaldete Bergrücken und zuletzt ein 300 m hoher erstiegen, von dessen Gipfel aus es auf der andern Seite ebenso tief in eine unübersehbare, von einem großen Flusse durchschnittene Ebene hinabging. Dieser Fluß war der Tschisera, der westwärts fließend in den Kalongosi mündet, einen der Flüsse, welche den See Moero speisen. Das eine gute halbe Stunde breite, sumpfartige Gewässer war voll von Papyruspflanzen und Schilf; an seinen abschüssigen Ufern weideten Elefanten, Büffel und Zebras. Die Furt, auf der man übersetzte, war ein Elefantenpfad, und obschon die Wurzeln der Papyruspflanzen eine sehr geeignete Grundlage für Elefantenfüße waren, so schnitten sie doch scharf in die Füße der Reisenden ein, und oft glitten diese von ihnen ab und sanken bis an die

Brust in Löcher ein. Einige Tage später überschritt man den Kamosenga, welcher Itawa von dem nordwestlich gelegenen Loperelande scheidet.

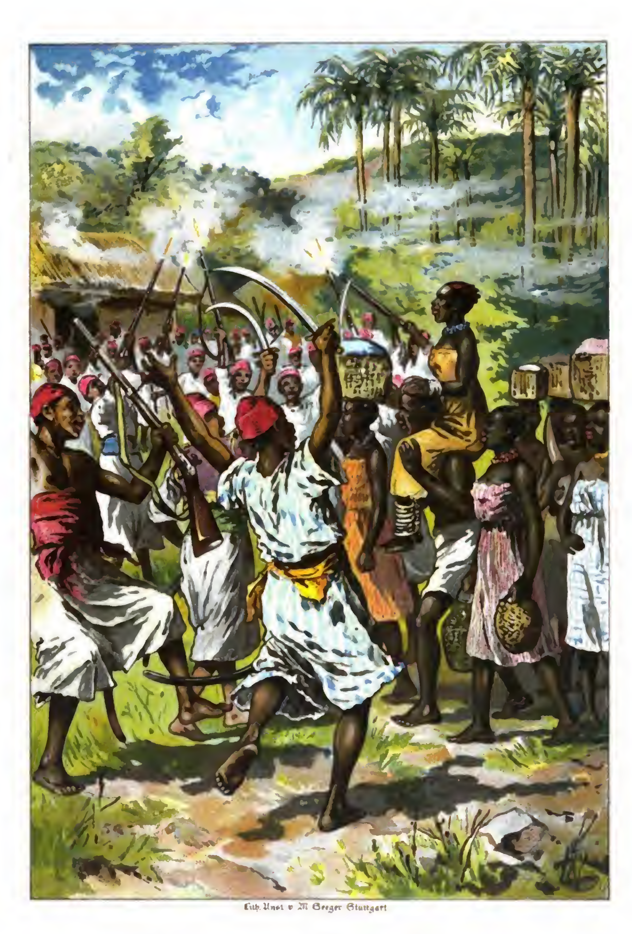
Jetzt, nachdem man Nsamas Land verlassen hatte, stellten sich dem Handel der Araber große Schwierigkeiten entgegen. Sie schickten nach allen Seiten Leute aus, um Elfenbein kaufen zu lassen; aber die Kunde von ihren Feuerwaffen und der Niederlage Nsamas hatte solchen Schrecken verbreitet, daß die Häuptlinge an diese gefährlichen Fremdlinge weder Lebensmittel noch Elefantenzähne verkaufen, sondern sie ferne von sich halten wollten, indem sie erklärten, wenn die Araber doch kämen, würden sie die Dörfer menschenleer finden, — eine Drohung, welche wirklich mehrfach ausgeführt wurde. Das alles verursachte langwierige Verhandlungen und großen Aufenthalt, was für den vorwärtsstrebenden Livingstone eine nicht geringe Geduldsprobe war. Endlich kam es aber doch zur Weiterreise, und nachdem sich Livingstone von den Arabern getrennt hatte, zog er mit seiner kleinen Mannschaft gegen Westen und erreichte am 8. November 1867 das nördliche Ende des Moero-Sees. Damit war seinen bisherigen Entdeckungen eine neue von hohem geographischem Werte hinzugefügt. Der 1016 m über dem Meere gelegene See ist vom Südende (9° 30′ südl. Br.) bis zum Nordende 15 Meilen lang und hat die gewaltige Breite von 8 bis 12 Meilen, so daß er gegen Südwesten als eine grenzenlose, mit dem Horizont verschwimmende Wasserfläche erscheint. Im Osten und Westen fassen ihn hohe bewaldete Bergketten ein, von denen die im Westen die höchste ist und im Rualande liegt. An seiner Ostseite nimmt der See den Kalongosi und an seinem südlichen Ende den Rovukwe und den Luapula auf, der ihn an seinem Nordwestende unter dem Namen Lualaba wieder verläßt. Den mit grobkörnigem Sande bedeckten Strand umsäumt ein Gürtel üppiger tropischer Vegetation, in deren Schatten die Fischer, welche 39 Arten im See vorkommender Fische aufzuzählen wußten, ihre Hütten errichtet hatten.

Südlich vom See lag die Stadt eines Häuptlings, von dem Livingstone schon viel gehört hatte, und der gleich seinen Vorgängern den Titel „Kasembe“, d. h. General, führte. Um diesen zu besuchen und zugleich den See weiter zu erforschen, zog er dem östlichen Ufer desselben entlang, überschritt den Kalongosi, womit er aus dem Lande der Babemba in das der Balunda kam, und erreichte endlich eine breite fahrbare Straße, die nach der Stadt des Häuptlings führte. Diese lag am östlichen Ufer des kleinen Mofwe-Sees, glich mit ihren unregelmäßig gruppierten, oft hinter Maniok versteckten Hütten mehr einem Dorfe und zählte wohl keine 1000 Einwohner. Einen schauerlichen Eindruck machte es, daß nicht wenigen Leuten des Häuptlings die Ohren abgeschnitten oder gar die Hände abgehauen waren. Sein Hof bildete ein Viereck von 300 m Länge und 200 m Breite und war von einem hohen Rohrzaun umgeben; den Thorweg schmückten ungefähr 60 Menschenschädel. Im Innern des größtenteils mit einer Anpflanzung von Maniok und Baumwolle ausgefüllten Vierecks stand eine

sehr große Hütte für den Kasembe, eine für seine vornehmste Frau und ein Dutzend kleiner Hütten für die Dienstleute.

Der Kasembe empfing Livingstone in einer feierlichen Audienz. Er saß vor seiner Hütte auf einem viereckigen, aus Löwen- und Leopardenfellen bestehenden Sitze und war mit einem groben, blau und weiß bedruckten Kattun bekleidet, der mit rotem Wollstoff besetzt war und in großen Falten herabfiel. Aermel, Gamaschen und Mütze waren aus verschiedenfarbigen Perlen mit hübschen Mustern zusammengesetzt, und eine Krone von gelben Federn überragte seine Mütze. Er hatte ein plumpes, ausdrucksloses Gesicht ohne Bart und schielte mit beiden Augen. Seine vornehmsten Hofleute erschienen einer um den andern, beschattet von einem ungeheuren Sonnenschirme und gefolgt von ihrer Dienerschaft, verneigten sich gegen den Kasembe und setzten sich rechts und links von ihm nieder. Auch mehrere Musikbanden stellten sich ein. Sodann trug ein alter Rat mit abgeschnittenen Ohren dem Häuptlinge vor, was er von Livingstone und seiner Reise hatte erfahren können, worauf der Kasembe diesem sagte, daß sein ganzes Land ihm offen stehe. Nun begab man sich in ein anderes Gemach, wo Livingstones Geschenke ausgelegt waren, — 8 m orangegelber wollener Zeug, ein großes gestreiftes Tischtuch, ein anderes großes Tuch, und ein reich vergoldeter Kamm für die Hinterhaare, da man auch hier, wie in Nsamas Lande, die Haare nach hinten in großen Knoten trägt. Nachdem der Kasembe seine Zufriedenheit mit diesen Geschenken ausgedrückt und sich dann zurückgezogen hatte, kam seine Hauptfrau mit ihren Dienerinnen, um den weißen Mann zu betrachten. Auch sein Scharfrichter erschien, um sich den Fremdling anzusehen; er trug ein breites Schwert und hatte am Halse ein eigentümliches, scherenartiges Instrument zum Abschneiden der Ohren hängen. Als Livingstone ihm sagte, daß das ein abscheuliches Geschäft sei, lachte er und mit ihm viele, die ihrer Ohren keinen Augenblick sicher waren. Der Doktor hatte später mehrere Privatunterredungen mit dem Kasembe, worin er diesem abriet, seine Leute als Sklaven zu verkaufen. Auf solche und ähnliche Vorstellungen antwortete aber der Häuptling mit einem Schwall hochtönender Phrasen von der Größe seines Landes und seiner Macht, die übrigens, abgesehen davon, daß er dem Matiamvo tributpflichtig war, stark im Abnehmen war, da er sich durch Grausamkeit und Geiz sehr geschadet und viele seiner Unterthanen zur Auswanderung veranlaßt hatte.

Von dem Kasembe mit Führern versehen, kehrte Livingstone nach dem Moero-See zurück, um denselben noch näher zu besichtigen. Dabei begleitete ihn der Araber Mohammed-ben-Saleh, der, früher ein reicher Kaufmann, seit zehn Jahren gewissermaßen als Gefangener in der Stadt des Kasembe gelebt hatte, aber auf Livingstones Verwendung freigelassen worden war und nun seine zerrütteten Vermögensumstände durch neue Handelsunternehmungen verbessern wollte. Dieser Mann hatte Livingstone gleich bei dessen Ankunft in der Stadt des Kasembe viel Freundlichkeit erwiesen und benahm sich auf der Reise sehr aufmerksam gegen ihn, be-



Lith. Anst. v. M. Seeger Stuttgart

Ankunft der Braut Hamees.

sonders bei Krankheitsanfällen. Ein solcher kam gegen das Ende des Jahres über Livingstone: er fühlte sich infolge unzulänglicher Nahrung sehr hinfällig und klagt in seinem Tagebuche, daß er, der früher immer der erste in der Marschlinie gewesen, jetzt der letzte sei. Am Neujahrstage 1868, den er am See zubrachte, spricht er darin unter anderem die Bitte aus, daß Gott ihm zu nützlicher Wirksamkeit helfen und ihn, falls er in diesem Jahre sterben sollte, dazu vorbereiten möge. Vom Moero aus nordwärts ziehend, erreichte er am 16. Januar das Dorf Kabwabwata, wo die dortigen Araber und Wanjamwesi seinen Begleiter Mohammed mit großem Jubel empfingen. Dieser beabsichtigte nach dem Tanganjika zu reisen, bis zu dem 13 Tagmärsche gerechnet wurden. Livingstone selbst wünschte sobald als möglich nach Udschidschi zu kommen, wo er die von ihm bestellten Dinge, namentlich aber auch Briefe aus der Heimat vorzufinden hoffte, aus der nun schon seit zwei Jahren keine Kunde mehr zu ihm gedrungen war. Aber allen Nachrichten zufolge war das diesseitige Land so überflutet, und der See schlug so gewaltige Wellen, daß an eine Reise nach seinem Ufer und eine Fahrt über denselben vor dem Aufhören der Regengüsse nicht zu denken war. So sah sich denn Livingstone abermals zum Stillsitzen und Warten verurteilt, was für ihn um so peinlicher war, als ein solcher Zustand der Unthätigkeit ihn stets mehr oder weniger krank machte. Er benützte diese unfreiwillige Muße zum Schreiben von Briefen, die er bei der nächsten sich im bietenden Gelegenheit absenden wollte, sowie zu wissenschaftlichen Beobachtungen und Messungen. Mohammed kochte von dem wenigen, das er hatte, kleine Delikatessen für ihn und that alles, um ihm den Aufenthalt in Kabwabwata so gemütlich als möglich zu machen.

So verstrich Woche um Woche, es wurde April, und nach zuverlässigen Nachrichten war die Ueberflutung im Norden so groß, daß noch nicht so bald an eine Reise in dieser Richtung gedacht werden konnte. Livingstone beschloß daher, ein im Süden gelegenes, noch unbekanntes großes Wasserbecken Centralafrikas zu besuchen, nämlich den See Bemba oder Bangweolo, von dem er schon oft gehört hatte. Zwar hätte er zu demselben von der Stadt des Kasembes aus viel näher gehabt, aber da während seines dortigen Aufenthalts die Regenzeit in vollem Gange war und die Umgebungen des Sees als sehr sumpfig und ungesund geschildert wurden, so war er vom Besuche desselben abgestanden. Auch jetzt riet ihm Mohammed davon ab, allein er blieb bei seinem Entschlusse und setzte seine Abreise auf den 14. April fest. Als er an diesem Tage aufbrechen wollte, hatten sich drei seiner jungen Leute, des Wanderns überdrüssig und durch die lange Ruhe erschlafft, aus dem Staube gemacht. Doch auch dadurch ließ sich Livingstone von der Ausführung seines Planes nicht abhalten, sondern indem er den größten Teil seines Gepäcks in Mohammeds Verwahrung zurückließ, trat er mit den ihm gebliebenen fünf jungen Leuten, von denen am nächsten Tage noch einer davonlief, seine Reise an. Am 6. Mai traf er wieder in der Stadt des Kasembes ein, von wo aus er,

durch allerlei Umstände aufgehalten, erst nach einem Monate weiterreisen konnte, was in Begleitung des Arabers Mohammed Bogharib geschah, der mit seinen Leuten Kupfer aufkaufen wollte. Nachdem man dem aus Südosten kommenden Mberese entlang gewandert war, dessen gewundener Lauf zu mehrmaligem Uebersetzen nötigte, führte der Weg durch ein waldiges, an Büffeln und Elefanten reiches Hügelland, worauf man sich gerade gegen Süden wandte und den Tschango, ein Nebenflüßchen des Luongo, erreichte, das die Grenze zwischen dem Gebiete des Kasembes und dem des Häuptlings Tschikumbi bildete. Jenseits des Tschango waren infolge der Einfälle der Masitu viele verpallisadierte oder verlassene Dörfer zu sehen. Die da und dort ansässigen Banjamwesi hatten diese Räuber zurück- und aus dem Lande hinausgetrieben. Die Wirkung dieses Erfolges auf die Imboschwa, wie Tschikumbis Volk genannt wird, war aber nicht Dankbarkeit, sondern Neid auf die wachsende Macht derer, welche ursprünglich als wandernde Kupferhändler in ihr Land gekommen waren. Gegen Livingstone waren die Banjamwesi freundlicher, als die Ureinwohner, und versahen ihn auch mit einem Wegweiser, der ihn teils durch Waldland, teils über offene Ebenen, auf denen große Schwammstrecken mit sehr kaltem Wasser zu durchwaten waren, dem Ziele seiner Reise entgegenführte.

Am 18. Juli 1868 erblickte Livingstone zum erstenmale den Bangweolo-See, herzlich froh, ihn glücklich erreicht zu haben, und damit war eines der größten und interessantesten Wasserbecken Centralafrikas entdeckt. Der See (zwischen 10° u. 11° südl. Br. u. 29° 30′ östl. L.) liegt 1300 m über dem Meere, erstreckt sich über 30 Meilen von Ost nach West und 16 Meilen von Süd nach Nord. Auf der Ostseite mündet in denselben der Tschambesi, der auf der Nordseite unter dem Namen Luapula abfließt, nach einem Laufe von 45 Meilen sich in den nördlich gelegenen Moero-See ergießt und diesen unter dem Namen Lualaba wieder verläßt. Das um den Bangweolo liegende Land ist flach und fast ohne Bäume; ein breiter Gürtel hohen Schilfs umsäumt den See, dessen Wasser dunkelgrün und dessen Grund feiner weißer Sand ist. Die Bewohner der vier größeren Inseln nennen sich Mboghwa, tragen aber auf der Stirne und den Wangen die Stammeszeichen der Babisa; sie haben viele Kähne und sind gewandte Fischer.

Livingstone hatte den See an seinem Nordufer bei dem Dorfe des Häuptlings Masantu erreicht. Dort war ein Hauptlandungsplatz der Fischerkähne, aber nicht ohne Mühe erlangte er einen Kahn mit Ruderern, um den See von Nord nach Süd zu befahren. Nachdem er die Inseln Lifunge und Mpabala besucht und auf der letzteren übernachtet hatte, sollte die Fahrt weiter gegen Süden bis zu der angeblich unbewohnten kleinen Insel Kasango fortgesetzt werden; aber die Fährleute verweigerten die Weiterfahrt, und so mußte Livingstone zu seinem Leidwesen in der Mitte des Sees umkehren und sich wieder nach dem Nordufer zurückrudern lassen. Auf den Inseln erregte Livingstones Erscheinung außerordentliches Aufsehen. An jedem neuen Orte mußte er stundenlang das Angaffen der Einge-

borenen aushalten, wobei sie gewöhnlich schwatzten, so schnell ihre Zunge es vermochte; manche aber befriedigten ihre Neugierde, indem sie dabei unablässig Netze strickten, Rindenzeug klopften, Baumwolle spannen oder sich behaglich sonnten, denn es war Winter und manchmal sehr kühl. Einem Häuptling am Seeufer und einem wandernden Babisa zeigte Livingstone auf Verlangen sein Notizbuch, seine Uhr, den Kompaß und das Brennglas; auch wies er ihnen die Bibel vor und erzählte ihnen daraus, stets bemüht, wo sich ihm Gelegenheit bot, den Samen göttlicher Wahrheit auszustreuen.

Besonders interessant, wenn auch nicht angenehm, waren Livingstone die vielen den See speisenden Moräste und Schwammböden, die er auf seiner Her- und namentlich auf seiner Rückreise zu kreuzen hatte. Es waren leicht vertiefte Thäler ohne Bäume und Gebüsch, aber mit dichtem, kurzem Grase bedeckt. Das in den sumpfigen Boden einsickernde Regenwasser läuft in der Mitte des Thales zusammen und bildet hier einen träge sich fortwindenden Bach; weiter abwärts aber, wo der Boden sich mehr senkt, gräbt es sich einen tieferen Kanal, dem der Schwammboden fortwährend neues Wasser zuführt. Diese schwammigen Strecken sind ½ bis 2 Meilen und darüber lang, zuweilen gegen eine halbe Stunde breit, und auf einer 6 Meilen langen Wegstrecke hatte Livingstone nicht weniger als 29 solcher Moore, in die er manchmal bis an die Hüften einsank, zu durchschreiten. Oft fielen auch Blutegel über seine zum Durchwaten entblößten Beine her und hatten im Nu sich so festgesaugt, daß sie nicht losließen, selbst wenn er sie um die Finger wand. „Ich überschritt," sagte er, „die erwähnten 29 Schwämme am Ende des August, also des vierten Monats der trockenen Jahreszeit, aber die Abläufe waren noch immer von Waden- bis Hüften-Tiefe und erforderten zum Durchwaten 15 bis 40 Minuten, hatten auch manche tiefe Löcher, und jeder Muskel wurde schmerzhaft erschüttert, wenn man in solche hineinplumpte. Könnte man diese Schwammthäler aus der Vogelperspektive betrachten, so möchten sie sich wohl wie Frostblumen an den Fensterscheiben ausnehmen." Die angrenzenden Waldbäume sind infolge der außerordentlichen Feuchtigkeit über und über mit Flechten behangen, welche bald mit breiten blattartigen Decken Stämme und Aeste überziehen, bald in langen Bärten von der Krone und den Zweigen niederhängen.

Livingstone suchte die Nilquellen viel südlicher, als die Reisenden vor ihm, und neigte sich der Ansicht zu, sie in den Schwämmen und Morästen, die den Bangweolo-See speisen, zu finden; dann war aber noch nachzuweisen, daß der unter dem Namen „Luapula" aus dem Bangweolo-See tretende, weiter nördlich in den Moero einmündende und aus diesem unter dem Namen Lualaba wieder hervorbrechende Fluß mit dem Nilsystem in Verbindung stehe, was einer späteren Reise vorbehalten werden mußte. Am 30. Juli verließ Livingstone den See, um seine Reise nach Udschidschi anzutreten. Er kam aber nicht weit: Kriegsgetümmel erfüllte das vor ihm liegende Land, so daß er Halt machen und längere Zeit warten mußte,

bis er an eine größere arabische Karawane sich anschließen konnte, deren Ziel ebenfalls Udschidschi war. Mit ihr reiste er, mehr als einmal von bewaffneten Scharen bedroht, durch das Gebiet des Kasembes, zog dann an der Ostseite des Moero-Sees hinauf und erreichte am 22. Oktober das Dorf Kabwabwata, von wo aus er vor einem halben Jahre die Reise nach dem Bangweolo-See angetreten hatte. Die vor seiner damaligen Abreise flüchtig gewordenen jungen Leute stellten sich jetzt reumütig bei ihm ein, und Livingstone, welcher streng gegen sich selbst, aber mild in der Beurteilung anderer war, nahm sie wieder in seine Dienste auf. Zu seinem bisherigen Begleiter Mohammed Bogharib, der ihm fortwährend viel Freundlichkeit erwies, hatte sich eine Anzahl Banjamwesi und Said-bin-Habib, ein arabischer Händler, gesellt, welcher eine ungeheure Anzahl Elefantenzähne und Kupferbarren gesammelt hatte, die er durch Sklaven tragen ließ und nach dem Tanganjika-See, wo er große Kähne besaß, schaffen lassen wollte. Infolge von Gewaltthätigkeiten, welche sich diese Händler gegen die Eingeborenen erlaubten, kam es zu offenen Feindseligkeiten, der Häuptling Tschapi verlegte ihnen den Weg gegen Norden, und über Kämpfen und Friedensunterhandlungen verstrichen fast zwei Monate. Livingstone, für den es sehr peinlich war, Zeuge dieser Vorgänge zu sein und durch sie so lange aufgehalten zu werden, wollte mehr als einmal ohne die Araber aufbrechen; aber auf die dringenden Bitten Mohammeds, dessen Hilfe er namentlich auch zur Ueberfahrt über den Tanganjika bedurfte, harrte er aus und that, was in seinen Kräften stand, um Blutvergießen zu verhindern. Endlich, am 11. Dezember, kam es zum Aufbruch. Die Karawane bildete einen langen Zug, bestehend aus Mohammed und seinen Freunden, einem Trupp Banjamwesi und Reihen zu je zwei in ein Joch gekoppelter Sklaven, welche Elefantenzähne, Kupfer und Lebensmittel trugen, und in deren Gesichtern Furcht und Hoffnung, Jammer und Elend, bei manchen aber auch Bosheit, zu lesen waren. An großen Beschwerden und Anstrengungen fehlte es auch auf dieser Reise nicht. Indem man in nordöstlicher Richtung dem Tanganjika entgegenzog, überschritt man am 22. Dezember den Lofunso, indem man drei Arme desselben und dann den Fluß selbst durchwatete, der 50 m breit war und Männern und Weibern von gewöhnlicher Größe bis an den Hals ging. Zwei Leute wurden von der Strömung fortgerissen und ertranken, während zwei andere nur mit Mühe gerettet werden konnten; einer wurde von einem Krokodil angebissen, das sich aber durch Schläge vertreiben ließ.

Traurig genug begann für Livingstone das Jahr 1869. Infolge außerordentlicher Durchnässung ohne die Möglichkeit eines Kleiderwechsels und durch und durch erkältet, wurde er von einer schweren Krankheit befallen, von deren Nachwehen er sich nie mehr ganz erholte. Er bekam einen Tag und Nacht ihn quälenden Husten mit Blutspucken, fühlte sich entsetzlich schwach und vermochte das Datum und die Wochentage nicht mehr zu berechnen. Wirr schossen ihm die Gedanken durch den Kopf;

blickte er auf ein Waldstück, so schien die Rinde der Bäume mit Figuren und Menschengesichtern bedeckt; sich selbst sah er tot auf dem Wege nach Udschidschi liegen. Dachte er an seine Kinder und Freunde in der Heimat, so gingen ihm beständig jene Strophen Tennysons durch den Sinn:

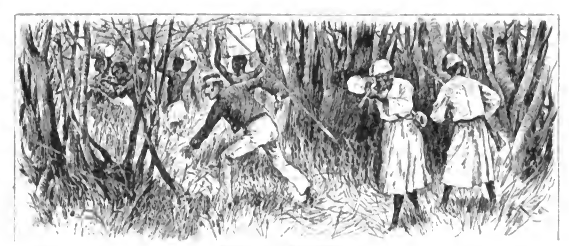
Ich höre eure Stimmen und seh' euch ins Gesicht;
Nah ist der Ferngeglaubte, allein ihr wißt es nicht.

Anfangs schleppte er sich noch zu Fuß weiter, aber bald konnte er nicht mehr gehen, und Mohammed, der ihm jede mögliche Hülfe leistete, ließ ihn in einer Art Sänfte tragen. Diese Reiseart war aber beschwerlich und schmerzhaft, da er auf den unebenen Wegen unsanft hin und her geschüttelt wurde. Gegen die Sonnenstrahlen suchte er Kopf und Schultern mit einem Büschel großer Blätter zu schützen, was ihn jedoch bei seiner außerordentlichen Schwäche sehr anstrengte. Er sehnte sich nach Udschidschi zu kommen, wo er Arzneien und geeignete Nahrungsmittel, sowie Obdach und Ruhe zu finden hoffen durfte.

Aufs äußerste erschöpft erreichte er am 14. Februar das Westufer des Tanganjika-Sees bei der Einmündung des Lofuko in denselben. Die Araber verschafften ihm zur Fahrt nach Udschidschi Kähne, auf denen er sich am 26. Februar einschiffte, um zunächst dem Westufer des Sees entlang nordwärts zu steuern und dann an der Ueberfahrtsstelle zwischen den Kasanga-Inseln und dem Vorgebirge Kabogo den See zu kreuzen. Die Fahrt ging langsam vor sich, da das Wetter zuweilen sehr stürmisch war und die rudernden Sklaven bald ermüdeten, wozu der Brüllgesang, den sie während ihrer Arbeit unablässig aus voller Kehle erschallen ließen, nicht wenig beitragen mochte. Endlich, am 14. März, langte Livingstone wieder etwas gekräftigt, aber zum Gerippe abgemagert in dem ersehnten Udschidschi an, wo er sich jedoch in seinen Erwartungen von den Vorräten, die er daselbst vorzufinden hoffte, bitter getäuscht sah. Arzneien, Wein und Käse waren in dem 13 Tagreisen ostwärts liegenden Unjanjembe zurückgeblieben, von dem man jetzt durch Kriegswirren abgeschnitten war. Von 80 Stücken Zeug, zu je 24 m, waren 62 gestohlen, von den wertvollsten Glasperlen fehlten die meisten, und die zu Lasttieren bestimmten zahmen Büffel waren unterwegs umgekommen. Eine Wohlthat für Livingstone war der unter seinen Sachen sich vorfindende Flanell zu neuer Bekleidung, sowie ein Vorrat von Thee, Kaffee und etwas Zucker. Er kaufte Butter und gutes Mehl, aus dem er seine Leute Brot backen ließ und verschaffte sich Milch. Diese Nahrungsmittel und der Flanell, den er auf dem bloßen Leibe trug, wirkten sehr günstig auf seine Gesundheit; der Husten verlor sich und er lernte wieder gehen.

Um eine Plünderung neuer Vorräte, die er bei dem auf seine Verwendung zum englischen Konsul in Sansibar ernannten Dr. Kirk bestellte, womöglich zu verhindern, richtete er an den dortigen Sultan ein Schreiben, worin er vor allem die wohlthätige Wirkung des Ferman und die Freund-

lichkeit der Araber, besonders Mohammed Bogharibs, der ihm ohne Zweifel das Leben gerettet habe, dankbar anerkannte. Dann aber beklagte er sich über den an seinem Eigentum verübten Diebstahl durch Leute des Gouverneurs von Unjanjembe, welche mit seinen Sachen Elfenbein und eine Frau gekauft hatten, und bat den Sultan um Schutzmaßregeln für die von ihm bestellten neuen Vorräte, sowie um Sendung von 12—15 zuverlässigen Leuten, die ihm als Träger oder Ruderer dienen könnten. Zugleich bezeichnete er genau die von ihm beabsichtigte neue Reiseroute und stellte schließlich seine Rückkehr nach Sansibar in Aussicht. Außer diesem Schreiben und dem Briefe an Dr. Kirk entsandte er von Udschidschi ein Paket mit etwa 40 Briefen, die jedoch gleich so manchen früheren den Ort ihrer Bestimmung nicht erreichten. Dagegen gelangten Briefe, die er ein Jahr vorher am See Moero geschrieben hatte, glücklich in die Hände seines Schwiegervaters Moffat und seiner Tochter Agnes. Mitten in der Beschreibung der Schwierigkeiten seiner Lage bricht bei ihm der alte Humor hervor, indem er an Agnes schreibt: „Ich habe meine Zähne am Mais und anderen harten Speisen zerbrochen, ein Vorderzahn ist heraus und ich habe einen abscheulichen Mund; wenn du einen Kuß von mir erwartest, mußt du ihn durch ein Sprachrohr nehmen.“



Dreimal in Todesgefahr.

20. Im Manjuema-Lande.

1869—1871.

Groteske Landschaftsbilder. — Bambare. — Sind die Manjuema Menschenfresser? — Majestätische Urwälder. — Drohende Haltung der Eingeborenen. — Krank in Mamohela. — Greuelthaten der Händler. — Durch Flüsse und Moräste. — 80 Leidenstage in Bambare. — Der Soko. — Ankunft der neuen Begleiter. — Vierter Versuch, den Lualaba zu erreichen. — Das junge Sokoweibchen. — Am Lualaba. — Der Markt in Njangwe. — Ein schreckliches Ereignis. — Abschied vom Lualaba. — Der Ueberfall im Walde. — Dreimal in Todesgefahr. — Wieder in Udschidschi.

Udschidschi war der Sammelplatz von arabischen Elfenbein- und Sklavenhändlern der schlimmsten Art, gegen welche, wie Livingstone sagt, diejenigen, die er auf seiner letzten Reise getroffen hatte, Gentlemen genannt werden konnten; ihre Reisen waren gleich denen der Händler von Kiloa und der portugiesischen Sklavenhändler nichts anderes als Raubzüge, bezeichnet durch Blutvergießen und Verwüstung. Gegen Livingstone waren diese Elenden höflich, aber sehr mißtrauisch, suchten ihn bei jeder Gelegenheit zu übervorteilen und legten ihm, wo sie konnten, Hindernisse in den Weg. Sie fürchteten von ihm Enthüllung ihrer Schandthaten und vernichteten daher ohne Zweifel absichtlich seine oben genannten Briefe, statt sie nach Sansibar zu befördern. Sobald er sich wieder kräftiger fühlte, wünschte er aus dieser widerlichen Umgebung wegzukommen, und zwar richtete er seine Blicke nach dem westlich vom Tanganjika gelegenen, noch ganz unbekannten Manjuemalande, in das seit kurzer Zeit, durch die Aussicht auf Elfenbein verlockt, arabische Händler einzudringen suchten, wobei es bereits zu blutigen Konflikten zwischen ihnen und den Eingeborenen gekommen war. Dem Vernehmen nach wurde dieses Land von großen Flüssen durchströmt und Livingstone wünschte namentlich die Richtung, welche der Lualaba nahm, zu erforschen, wodurch die Frage über die Wasserscheide entschieden werden konnte. Aber lange bemühte er sich vergebens, einen Kahn zur Fahrt über den See zu bekommen.

Endlich, nach vielen Umständlichkeiten, gelang es ihm, einen Kahn mit neun Ruderern zu mieten, auf dem er am 12. Juli 1869 seine neue

Reise antrat. Nach dreitägigem Rudern erreichte er die Kabogo=Berge am östlichen Seeufer und nach einer anstrengenden Nachtfahrt die dem westlichen Ufer nahe gelegenen Kasenge=Inseln. Hier traf er mit seinem alten Reisegefährten Mohammed Bogharib zusammen, welcher ebenfalls das Manjuemaland bereisen wollte und an den er sich nun anschloß. Am 3. August begann die Landreise, welche für Livingstone anfangs sehr beschwerlich war, da er sich von seiner Krankheit her noch matt fühlte und bei dem geschwächten Zustande seiner Lunge, wenn es bergan ging, oft vor Beklemmung stehen bleiben und keuchen mußte; aber sein starker Geist bezwang die Schwäche des Leibes, und auch dieser wurde allmählich wieder kräftiger.

Der Marsch ging zuerst auf dem wellenförmigen Ufer des Sees südwärts und dann westwärts in das Quellengebiet des Lobumba, der ein bedeutender Zufluß des Lualaba ist und das Land Lobanda von dem an seinem westlichen Ufer gelegenen Kitwalande scheidet. Im Innern des von ihm beschriebenen weiten, nordwärts ausgekrümmten Bogens, den die Malonia= und Kasonga=Berge mitten durchschneiden, stießen die Reisenden auf zahlreiche Dörfer. Ungeheure Felder waren mit Cassava bepflanzt, wovon manche dreijährige Exemplare die Dicke eines Mannesschenkels hatten; nicht angebautes Land war von Farnkräutern und Ingwer dicht überwachsen. Die Berge waren mit Wald bedeckt, und aus den von ihnen umschlossenen tiefen Kesselthälern ragten gigantische Bäume empor, wovon einer, den Livingstone maß, 6 m im Umfang und bis zu den untersten Zweigen eine Höhe von 18 m hatte. Nach Ersteigung der ersten, bedeutenden Masse der Malonia=Berge eröffnete sich vor Livingstone das schöne, weite Mamba=Thal, das großenteils angebaut und reich an Oelpalmen war. Häufig wurden jetzt auch graue Papageien mit roten Schwänzen sichtbar, nach denen der Häuptling von Bambare „Moenekuß", d. h. Herr der Papageien, genannt wurde. Weiterhin gegen Westen führte der Weg über einen hohen Bergrücken, von dessen beiden Seiten man in 600 m tiefe, von Bächen durchströmte Thäler hinabblickte, die auch auf der entgegengesetzten Seite von Gebirgszügen begrenzt wurden, und dieser Wechsel von Bergen und Thälern wiederholte sich, soweit das Auge reichte. Elefanten gab es in Menge und Livingstone traf einen arabischen Händler Namens Dugumba Hassani, der 40000 kg Elfenbein mit sich führte, das er in diesem neu eröffneten Gebiete sehr wohlfeil gekauft hatte; wußten doch die Eingeborenen mit Elefantenzähnen nichts anzufangen und ließen dieselben nach Tötung des Tieres als wertlos am Boden liegen.

Am 21. September erreichte Livingstone Bambare, die Stadt des Häuptlings Moenekuß, eine der bedeutendsten Ortschaften des Manjuemalandes. Die Dörfer sind in diesem Lande zum Zwecke schneller Entwässerung an den Abdachungen größerer Bergmassen erbaut; die Hütten stehen meistens in einer einzigen Reihe, und an jedem Ende derselben befindet sich ein Versammlungshaus. Die Wände der niedrigen Wohnstätten bestehen aus geschlagenem Lehm, und die Dachsparren sind sorgfältig mit den

Blättern einer Euphorbienart bedeckt. Im Innern sind diese Hütten reinlich und behaglich, und vor der Ankunft der Araber wußte man nichts von Wanzen und Läusen. Jede Hausfrau besitzt 25—30 irdene Töpfe, welche, wie auch zierliche Körbe, an sehr sauber geflochtenen Seilen von der Decke herabhängen.

Die Manjuema hatten bisher in gänzlicher Abgeschlossenheit gelebt und empfingen die fremden Ankömmlinge, deren Erscheinung großes Aufsehen erregte, mit Zeichen des Argwohns. Mohammed Bogharib hielt es daher für ratsam, mit dem Bruder des Häuptlings Blutsbrüderschaft zu schließen, was dadurch geschah, daß einige Tropfen Blut aus dem geritzten Vorderarm eines jeden der beiden auf einem Feigenblatte miteinander vermischt wurden, während sie Freundschaftsversicherungen austauschten. Die Eingeborenen setzten großes Vertrauen auf Zaubermittel und Götzenbilder, welche beide aus Stückchen Holz bestehen; doch hörte Livingstone auch einen Mann ein langes Gebet um Regen an Molungu richten. Eines Tages kamen zwei schöne junge Männer, bei denen die Organe der Intelligenz sehr stark entwickelt waren, zu dem Doktor, und nach verschiedenen einleitenden Fragen, wo sein Land liege u. s. w., erkundigten sie sich, ob die Leute in seiner Heimat sterben und wohin sie nach dem Tode gehen. „Wer tötet sie? Habt ihr keinen Zauber gegen den Tod?" fragten sie. Nachdem Livingstone diese und ähnliche Fragen beantwortet hatte, sagte er ihnen, daß er und seine Landsleute zu dem großen Vater „Molungu" beten und dieser sie alle höre, was sie sehr natürlich fanden. Als eine ehrenwerte Eigenschaft der Manjuema trat es hervor, daß Diebstähle bei ihnen verpönt waren; dagegen waren sie in Udschidschi als Kannibalen verschrieen. Livingstone wollte diesem Gerüchte anfangs um so weniger Glauben schenken, als das überaus fruchtbare Land nicht bloß Pflanzenkost in Hülle und Fülle darbietet, sondern die Eingeborenen auch Ziegen und Hühner besitzen und die Wälder reich an Büffeln und Elefanten sind. Allmählich aber mußte er doch vermuten, daß die schreckliche Gewohnheit des Menschenfressens den Manjuema nicht fremd sei, ihr jedoch nur im geheimen gefröhnt werde, weil die zuerst gekommenen Händler großen Abscheu davor geäußert hatten.

Vor allem wünschte Livingstone den weiteren Lauf des großen Lualaba-Flusses, den er aus dem Moero-See hatte hervorkommen sehen, zu erforschen und zu ermitteln, ob derselbe mit dem Nil in Verbindung stehe. Zu diesem Zwecke brach er, nachdem er in Bambare gehörig ausgeruht hatte, am 1. November gegen Westen auf, und fand besonders in diesem Teile seiner Reise das Manjuemaland unübertrefflich schön. „Die höchsten Gipfel der Berge," sagt er, „sind mit Palmbäumen gekrönt, deren graziös gebogene Wipfel im Winde wehen. Unbeschreiblich schön sind die zwischen den Dörfern gelegenen, gewöhnlich etwa eine Meile breiten Wälder: zwischen den riesigen Bäumen ranken sich Schlinggewächse von Kabelstärke; wilde, mir zum Teil ganz unbekannte Früchte, manche von der Größe eines Kinderkopfes, sind

im Ueberfluß vorhanden. Wohin das Auge blickt, erscheinen fremde Vögel und fremde Affen. Der Boden ist außerordentlich fruchtbar und wird von den Einwohnern gut bebaut, obgleich sie durch alte Fehden, die nie zum Austrag gelangen, isoliert sind. Die Leute des einen Dorfes weigerten sich stets, uns bis zum andern zu begleiten; sie waren, wie sie sagten, im Krieg und fürchteten, geschlachtet und gegessen zu werden. Zwar gingen sie oft eine Meile und darüber durch den die Distrikte trennenden Wald mit uns; wenn wir uns aber den von ihren Feinden abgeholzten und angebauten Gegenden näherten, verabschiedeten sie sich höflich von uns und luden uns ein, auf demselben Wege wieder zu ihnen zurückzukommen."

Die Reisenden wurden von den Dorfbewohnern meistens freundlich, da und dort aber auch mit Argwohn und Widerwillen aufgenommen, und in einer Gegend, wo von Dugumbe Hassanis nichtswürdigen Sklaven Raub und Mord verübt worden war, traten die Eingeborenen den neuen Ankömmlingen mit offener Feindseligkeit entgegen und verhinderten sie am Uebergang über den dort 200 m breiten Luamo. Besonders erklärten die Weiber die neuen Ankömmlinge für Angehörige der dagewesenen grausamen Fremdlinge, und als man eine Frau bat, sie möchte doch sehen, ob Livingstone dieselbe Hautfarbe wie Dugumbe habe, antwortete sie mit bitterem Lachen: „Du mußt sein Vater sein!" Jeder Versuch, einen Kahn zu kaufen, war vergeblich; mit langen Speeren und großen hölzernen Schilden bewaffnet, sammelten sich von allen Seiten die Eingeborenen und wiesen die Reisenden aus ihren Distrikten. So mußte denn Livingstone, nur noch zwei Meilen von der Einmündung des Luamo in den Lualaba entfernt, zu seinem großen Leidwesen mit seinen Gefährten nach Bambare zurückkehren, wo er am 19. Dezember ankam.

Während seiner Abwesenheit war eine zahlreiche, 500 Feuergewehre bei sich führende Horde Udschidschianer, herbeigelockt durch die Kunde von dem wohlfeilen Elfenbein, nach Bambare gekommen. Ihr Anführer, der Suaheli Moenemokaia, genannt Katombo, forderte Mohammed Bogharib auf, mit ihm zu gehen; dieser zog es jedoch vor, Livingstones Rückkehr aus dem Westen abzuwarten. Nachdem diese erfolgt war, beschlossen beide gegen Norden zu reisen, Mohammed, um Elfenbein zu erhandeln und Livingstone, um einen anderen Teil des Lualaba zu erreichen. Trotz eines Fieberanfalls brach dieser gleich nach dem Christfeste mit Mohammed auf, da er stets gefunden hatte, daß Bewegung das beste Mittel gegen das Fieber sei. Am Neujahrstage 1870 schrieb er in sein Tagebuch: „Möge mir der Allmächtige helfen, das begonnene Unternehmen zu vollenden und vor Ablauf des Jahres durch das Land der Basango zurückzukehren!"

Durch fast pfadlose Wildnisse, vorüber an Dörfern, die mit sehr hohen und dichten lebendigen Hecken umgeben waren, durch Bäche und Moräste ging der Marsch gerade gegen Norden, bis man an den Lolinde gelangte, dessen dunkle Gewässer dem Luamo entgegenziehen. Jenseits desselben wandte sich Livingstone gegen Westen, überstieg die Tschimunemune-Berge

und kam in das Quellengebiet des Lira oder Lvira, der in den Lualaba münden soll. Von einem breiten Thale hatte die Muabe-Palme gänzlich Besitz genommen, und die Blattstiele, von der Dicke eines Mannsarmes und einer Länge von 6 m, waren zu Boden gefallen und hatten den Weg so versperrt, daß nur ein schmaler, von den Füßen der Elefanten und Büffel getretener Pfad zum Durchkommen übrig blieb. Nachdem die rauhen Bininango-Berge überstiegen waren, nahm Livingstone seine Richtung nach dem südwestlich gelegenen Dorfe Mamohela, wo Katombo sein Hauptquartier hatte. Mit diesem Manne, dessen Leute zur Gewinnung von Elfenbein das Land nach allen Richtungen durchstreiften, wollte er sich über den nach dem Lualaba einzuschlagenden Weg beraten. Auf dem Marsche dahin wurde er wiederholt von strömendem Regen überfallen, das Wasser stand wadentief auf den Wegen, und mitten in einem Flußbett durchwatete er eine 100 m lange Strecke Schlamm, der ihm bis an den Gürtel ging. Diese häufige Durchnässung bekam ihm, wie auch seinen Gefährten, sehr übel, und ganz zerschlagen und erschöpft langte er am 7. Februar in Mamohela an. Eine choleraähnliche Krankheit nötigte ihn, sich hier für einen längeren Aufenthalt einzurichten. Katombo war die Freundlichkeit selbst, verschaffte ihm ein gutes Obdach, ließ für ihn kochen und versah ihn vor allem reichlich mit einer neuen Kartoffelart, Njumbo genannt, welche bei den Eingeborenen für ein vorzügliches Mittel gegen die Cholera galt und sich auch bei ihm bewährte. Aber auch, nachdem er sich wieder erholt hatte, war an eine Fortsetzung der Reise nicht zu denken; denn noch im Mai dauerte der Regen fort und der Schlamm und Schmutz des lehmigen Bodens waren zu schrecklich, als daß man sich auf einen Versuch, weiter zu ziehen, hätte einlassen dürfen.

Erst am 26. Juni konnte Livingstone zu abermaligem Versuche, den Lualaba zu finden, aufbrechen, und zwar geschah dies, da seine übrigen Leute ihn schnöde verlassen hatten, nur mit drei Begleitern, Susi, Tschuma und Gardner, von denen die zwei ersten ihm besonders anhänglich waren und später eine wichtige Rolle spielten. Die Eingeborenen, an deren Dörfern er vorüber kam, benahmen sich freundlich gegen ihn; dagegen wurde er von den arabischen Händlern, die er unterwegs traf, mit scheelen Augen angesehen, weil sie wußten, daß er ihre Gewaltthaten verabscheute, und fürchteten, er möchte dieselben in Sansibar bekannt machen. Wegen einer einzigen entwendeten Perlenschnur hatte eine Horde solcher Händler kürzlich 40 Manjuema getötet und 9 Dörfer verbrannt. Wahrscheinlich aus Rache für die Ermordung eines Anverwandten wurde ein Händler nachts mit einem Speere an den Boden geheftet. Wutentbrannt wollten seine Genossen über das Dorf, bei dem sie sich befanden, herfallen, als Livingstone, der nicht weit von ihnen übernachtet hatte, ins Mittel trat und mit Mohammed Bogharibs Hilfe, welcher, von einer Reise nach dem Norden zurückkehrend, gerade noch zur rechten Zeit an Ort und Stelle eintraf, ein neues Blutbad verhinderte. „Vergießet kein Blut, meine Freunde!" ermahnte er, „die

Schuld, die ihr dadurch auf euch ladet, ist nicht mit Wasser abzuwaschen." Und ein anderesmal sagte er, Elfenbein, das mit Blutvergießen erlangt werde, sei kein Gut, sondern ein Uebel.

Da Livingstone von einigen Leuten Mohammeds, die weit nach Norden gekommen waren, hörte, daß der Lualaba dort nicht zu finden sei, so schlug er jetzt eine westsüdwestliche Richtung ein. Aber Wasser und Wald machten das Weiterkommen außerordentlich schwierig: über den Weg gefallene Bäume bildeten eine brusthohe Wand, die überstiegen werden mußte; tiefe Flüsse, deren Wasser bis an die Brust oder auch an den Hals ging, mußten durchwatet werden; der Schmutz war entsetzlich, die Dörfer lagen 3—4 Stunden auseinander, und nur in die Lichtungen um dieselben drangen die Strahlen der Sonne. Ein zunehmendes Fußübel machte es Livingstone unmöglich, in dieser Richtung weiter vorzudringen, und nötigte ihn zur Umkehr. Hatten früher Dornen seine Füße verwundet, so heilten diese immer wieder von selbst; jetzt aber bildeten sich, ohne Zweifel infolge des häufigen Watens durch Schlamm und Morast, an beiden Füßen schmerzhafte Geschwüre, und hinkend kam er am 22. Juni 1870 wieder in Bambare an. Hier erwartete ihn eine schwere Leidenszeit. „Die Verwundungen an meinen Füßen," schreibt er, „sind zu sehr schmerzhaften Geschwüren geworden, aus denen bei jedem Tritt blutiger Eiter fließt; derselbe Ausfluß findet jede Nacht unter beträchtlichen Schmerzen statt, die mir den Schlaf rauben. Aus den Sklavenlagern herüber ertönt Nacht für Nacht das Wehgeschrei der Unglücklichen, die an solchen Fußgeschwüren leiden; diese zehren an Muskeln, Sehnen und Knochen und haben oft Lahmheit zur Folge, wenn sie nicht den Tod herbeiführen; nach der periodischen Wiederkehr des Ausflusses zu urteilen, stehen sie in Verbindung mit dem Fieber." In Ermangelung geeigneter Gegenmittel zog sich die schmerzhafte Krankheit Livingstones sehr in die Länge, und 80 Tage mußte er in seiner Hütte liegen; während dieser Zeit beschäftigte er sich mit dem Studium der Bibel, die er während seines Aufenthalts im Manjuemalande viermal ganz durchlas, ferner damit, daß er Briefe schrieb, seine Gedanken über die uralte Rätselfrage nach den Nil-



Susi und Tschuma.

quellen, denen er auf der Spur zu sein hoffte, zu Papier brachte und bei den Eingeborenen Erkundigungen aller Art einzog. Auch von dem Soko und ihren Jagden auf ihn ließ er sich erzählen.

Dieses in den dortigen Wäldern häufig vorkommende Tier, unter dem wohl nicht der Gorilla, sondern eine vorher unbekannte, große Schimpanseart zu verstehen ist, hatte auf ihn einen höchst abstoßenden Eindruck gemacht. Nach seinen Aufzeichnungen ist der Soko ein krummbeiniger, dickköpfiger Gesell, der oft aufrecht geht, aber dabei die Hand an den Kopf legt, als ob er den Körper stützen müßte. Sein hellgelbes Gesicht ist von einem häßlichen Backenbart und schwachen Ansätzen eines Kinnbarts eingefaßt; die Stirne ist niedrig, die Ohren sind groß und abstehend, das große, hundeähnliche Maul zeigt ein stark entwickeltes Gebiß, — seine ganze Erscheinung machte auf Livingstone den Eindruck abscheulicher Bestialität. Er stiehlt gern Kinder, klettert mit ihnen Bäume hinan, und der Anblick der in seinen Armen Zappelnden scheint ihm Vergnügen zu machen; lockt man ihn aber mit einem Büschel Bananen, so kommt er herab, greift darnach und läßt dabei das Kind fallen. Einem Weibe oder einem unbewaffneten Manne thut er nicht leicht etwas zu leid; überwältigt er aber einen Verfolger, so beißt er ihm die Spitzen der Finger, manchmal auch der Zehen ab, spuckt sie aus, da er kein Fleisch frißt, und läßt ihn dann gehen. Ein Mann von Bambare warf seinen Speer nach einem Soko und verfehlte ihn; dieser ergriff den Speer, zerbrach ihn und rang mit seinem Gegner, der mit dem Rufe: „Der Soko hat mich gefangen!" seine Gefährten zu Hilfe rief; das Tier biß ihm die Fingerspitzen ab und entkam unversehrt. Der Soko nimmt es auch mit dem Leoparden auf, indem er ihm die Vordertatzen zerbeißt, und kommt bei dem grimmigen Kampfe zuweilen mit dem Leben davon, während der Leopard stirbt; manchmal sterben auch beide. Der Löwe dagegen tötet den Soko sogleich, frißt jedoch nichts von seinem Fleische. Diese Affen halten sich gewöhnlich in Trupps von etwa 10 Stück zu einander, und jedes Männchen hat sein eigenes Weibchen; doch thun sie sich nicht selten zu größeren Herden zusammen, und dem Lager Livingstones näherten sie sich manchmal in beträchtlicher Anzahl bis auf eine Entfernung von 100 m, wobei sie Töne wie Fuchshunde von sich gaben. Die Manjuema sagen, der Soko sei ein Mensch, essen aber sein Fleisch und finden es sehr lecker.

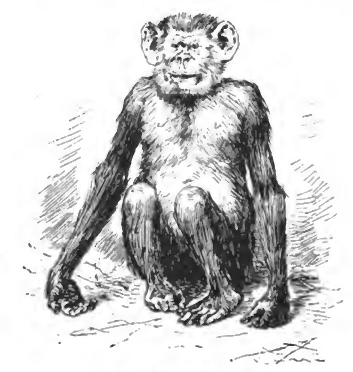
Endlich riet man Livingstone, Malachit zu gebrauchen, der mit Wasser auf einem Stein gerieben und mit einer Feder auf die Wunde aufgetragen wird. Dieses Mittel war von wohlthätiger Wirkung, die Geschwüre heilten allmählich, und am 10. Oktober trat er zum erstenmal wieder aus seiner Hütte heraus. In den letzten 20 Tagen hatte er an einer choleraähnlichen Krankheit gelitten, welche als Epidemie im Lande grassierte und viele Manjuema hinwegraffte, in den am Wege nach der Seeküste gelegenen Gegenden aber noch viel schrecklicher wütete. Livingstone fühlte sich noch sehr schwach, war aber fest entschlossen, auf jede Gefahr hin sein Werk fortzusetzen; auch wünschte er, so bald als möglich einen Ort zu verlassen, wo

ihn so vieles mit Unwillen und Betrübnis erfüllte. Die Manjuema hatten keinen einzigen mächtigen Häuptling, sondern lauter kleine Anführer, die sich Häuptlinge nannten und die einzelnen Stammesteile nicht in Verbindung mit einander setzten, vielmehr oft in Feindschaft mit einander lebten. Für die häufigen, an Bewohnern fremder Dörfer verübten Mordthaten gab es keinen Richter; um sie zu bestrafen, mußte ein Dorf mit dem andern Krieg anfangen, was endlose Fehden zur Folge hatte. Auch überzeugte sich Livingstone mehr und mehr von der Richtigkeit seiner Vermutung, daß die Manjuema Menschenfresser seien, obgleich sie ihren abscheulichen Schmaus in den Schleier des Geheimnisses zu hüllen verstanden. In dieses Land, das so sehr des Lichtes der Civilisation bedurfte, hatten statt dessen die gewinnsüchtigen Suaheli-Händler neue Schrecken und Wirren gebracht. Im Vertrauen auf ihre Flinten nahmen sie von den Hütten der Eingeborenen ohne weiteres Besitz, plünderten die Gärten und Felder, raubten Ziegen, schleppten Menschen als Sklaven weg und mordeten ohne Erbarmen. Doch verminderte sich bei den Manjuema allmählich die Furcht vor den Feuerwaffen der Händler, besonders, da die Sklaven derselben sie ungeschickt handhabten, und schon oft hatten sie mit ihren Speeren einer Horde dieser grausamen Eindringlinge empfindliche Verluste beigebracht und sie zum Rückzuge gezwungen. Kein Wunder, wenn Livingstone sich immer mehr sehnte, diesem Schauplatze des Raubens und Mordens den Rücken zu kehren; da aber eine von der Seeküste kommende Karawane erwartet wurde und er hoffen durfte, daß sie ihm Briefe, Arzneien, Waren, sowie eine Anzahl Leute bringen würde, so mußte er ausharren, und zwar viel länger, als er es sich gedacht hatte.

Das Jahr 1871 brach an, und noch immer wartete er vergebens. Endlich, am 4. Februar, kamen zehn der an ihn von der Küste abgesandten Leute, lauter mohammedanische Sklaven der Banians; ihre zwei Führer, Scherif und Awathe, waren in Udschidschi zurückgeblieben und thaten sich dort mit den für Livingstone mitgebrachten Waren gütlich. Die Zehn brachten die freche Lüge vor, sie seien von Konsul Kirk hergesandt, um Livingstone zurückzubringen, nicht aber um weiter mit ihm zu reisen, und als der letztere ihnen eine Stelle aus dem von ihnen überbrachten Briefe Dr. Kirks vorlas, wonach dieser sie verpflichtet hatte, Livingstone zu folgen, wohin er sie auch führe, so schwuren sie bei Mohammed, es sei ihnen befohlen, Livingstone zur Rückkehr nach Sansibar zu zwingen. Offenbar wollten sie damit eine Erhöhung ihres Lohnes erreichen, welche Livingstone ihnen bewilligte, obgleich ihnen bereits das Doppelte des in Sansibar üblichen Lohnes zugesichert war. Diese Nichtswürdigen bereiteten ihm unsäglichen Verdruß, aber durch keine Schwierigkeiten und Widerwärtigkeiten abgeschreckt, verfolgte er mit bewundernswürdiger Ausdauer sein Ziel, noch vor seiner Heimkehr zu erforschen, ob der Lualaba wirklich, wie er vermutete, mit dem Nil in Verbindung stehe oder, was er auch für möglich hielt, der Oberlauf des Kongo sei, und damit die Frage der Wasserscheide

in Süd-Centralafrika zur Entscheidung zu bringen. So brach er denn am 16. Februar von Bambare auf, um den vierten Versuch zur Erreichung des Riesenstromes zu machen. Eine Woche später kam er wieder in Mamohela an, wo er von allen Arabern aufs freundlichste bewillkommnet wurde.

Ueber ein junges Sokoweibchen, das er dort von Katomba zum Geschenk erhielt, schreibt er an seine Tochter Agnes: „Wenn es aufrecht dasitzt, mißt sein Oberkörper 46 cm; sein ganzer Leib ist mit schönen, schwarzen, langen Haaren bedeckt. Es ist das intelligenteste und am wenigsten bösartige Geschöpf unter allen Affen, die mir zu Gesichte gekommen sind. Es hält seine Hände empor, um aufgehoben und getragen zu werden, und ver-



Ein junges Sokoweibchen.

weigert man ihm dies, so verzieht es das Gesicht, wie zu einem schmerzlichen, menschlichen Weinen und ringt die Hände ganz nach Menschenart. Es erkannte sogleich, daß ich sein Freund sei, und wenn es von jemand bedroht wird, so kehrt es mir stets den Rücken zu, um gedeckt zu sein. Es setzt sich auf die Matte neben mir, verfertigt sich ein Nest aus Gras und Blättern und deckt sich mit einer Matte zu, wenn es schlafen will." Er sagt dann, er müsse es bis zu seiner Rückkehr in Mamohela zurücklassen und setzt hinzu, auch ohne einen zahmen Soko mit sich zu führen, errege er mehr Aufsehen als ihm lieb sei, und müsse sich, wohin er komme, wie ein Wundertier begaffen lassen. „Ich suche mich aber," fährt er fort, „geduldig darein zu finden, begebe mich an die schattigste Stelle in einem Dorfe und sehe mir gemütlich alle meine Bewunderer an. Wenn der größte Haufe sich allmählich verläuft, ziehe ich mich in meine Hütte zurück; um übrigens mehr Licht und Luft zu haben, esse ich oft öffentlich, ziehe aber eine

Kreislinie auf dem Boden und halte die Zuschauer außerhalb derselben. Mich mit Messer, Gabel und Löffel essen zu sehen, ist ihnen wunderbar. ‚Seht,‘ sagen sie, ‚er berührt seine Speise nicht! — wie sonderbar!‘“

Am 25. Februar erhielt Livingstone die wichtige Nachricht, man wisse jetzt gewiß, daß der Lualaba in westsüdwestlicher Richtung fließe, was dafür zu sprechen schien, daß er der Oberlauf des Kongo sei. Um so begieriger, mit eigenen Augen den Lauf des mächtigen Stromes zu erforschen, brach Livingstone zu Anfang des März von Mamohela gegen Westen auf. Der Weg führte bald durch schöne, auf beiden Seiten von Bergen begrenzte Grasebenen, bald über waldige, in langen Kämmen sich hinstreckende Höhen, und die fließenden Gewässer waren so zahlreich, daß einmal innerhalb 6 Stunden 14 Flüßchen und Bäche durchwatet werden mußten. Ueberall war das Land stark bevölkert, und besonders an den Ufern der Flüsse sowie an den Bergabhängen zeigten sich eine Menge größerer oder kleinerer Dörfer. Auch hieher waren die Suaheli-Händler gekommen und hatten durch ihre Gewaltthaten die Gemüter der Eingeborenen mit Furcht und Haß erfüllt; doch wurde da und dort der Unterschied zwischen den Sklavenjägern und Livingstone wohl erkannt, so daß die Eingeborenen, während sie vor jenen in die Wälder flohen, ihm standhielten und ihm ein lautes: „Bolongo, Bolongo!“ d. h. Freundschaft, Freundschaft! zuriefen; auch hörte er, wie sie ihn unter einander „den guten Mann“ nannten. Endlich, nach Ueberschreitung des in den Lualaba mündenden Kunda- oder Joba-Flusses, bekam er am 31. März den so lange gesuchten Lualaba selbst zu Gesichte, und zwar bei dem berühmten Marktorte Njangwe, dem westlichsten Punkte, den er auf dieser Reise erreichte.

Hier fließt der gewaltige Strom, nachdem er vorher einen großen Bogen gegen Südwesten beschrieben hat, gerade nach Norden und ist gegen 3000 m breit. In seiner Mitte liegen viele Inseln; an seinen ziemlich hohen und steilen Ufern zieht sich ein breiter Wiesengürtel mit einzelnen Gruppen von Palmbäumen hin. Njangwe, wo Livingstone sich eine Hütte bauen ließ, ist ein sehr wichtiger einheimischer Handelsplatz. Je am vierten Tage findet hier ein Markt statt, der von Eingeborenen diesseits und jenseits des Stromes, besonders von Frauen, so stark besucht wird, daß ihre Zahl nicht selten sich auf 3000 belaufen mag. Die Handelsgegenstände sind Fische, große Landschnecken, geröstete Ameisen, Geflügel und Ferkel, sowie Kassava, Palmöl, Salz und Pfeffer; auch irdene Töpfe und Grastuch wurden feilgeboten. Gewöhnlich werden die Waren gegen einander ausgetauscht, und nur die eine oder andere mit eisernen Knöpfen bezahlt. Livingstone betrachtete diese Marktscene mit lebhaftem Interesse. Er sah viele schöne, zum Teil sehr hellfarbige Gesichter und Gestalten; Männer und Frauen erschienen in bunten Lambas, die letzteren mit schweren Bündeln auf dem Rücken und mit allerlei Waren in den Händen, während die ersteren nur leichte Lasten trugen. Der Handel wurde mit solchem Ernst und Eifer betrieben, daß man mit freundschaftlichen Begrüßungen nicht viel

Zeit verlor; mit bewunderungswürdiger Zungengeläufigkeit und dem lebhaftesten Gebärdenspiele priesen die Frauen, denen der Handel hauptsächlich oblag, ihre Waren an, der Schweiß stand in großen Perlen auf ihren Gesichtern, und kleine Mädchen gingen umher und verkauften für kleine Fische Becher Wasser an die halbverschmachtenden tapferen Kämpferinnen. Uebrigens handelten sie ehrlich mit einander, und wenn Streitigkeiten entstanden, so wurden diese durch die umherschlendernden Männer leicht geschlichtet.

Livingstones Erscheinen auf dem Markte flößte den Leuten anfangs Furcht ein; viele machten Miene zu entfliehen, andere standen ängstlich von ferne und betrachteten ihn mit mißtrauischen Blicken. Allmählich aber verscheuchte er dadurch, daß er sich unter sie mischte, die durch verleumderische Gerüchte erregte Furcht vor ihm, und bereitwillig nannten sie ihm die Namen der Fische und anderer Dinge. Am Kannibalismus der Manjuema konnte Livingstone leider nicht mehr zweifeln. Ein Mann auf dem Markte hatte zehn menschliche Unterkiefer an einer Strippe über die Schulter hängen, und auf Livingstones Befragen bekannte er ihm, er habe die Eigentümer derselben getötet und gegessen; sodann zeigte er mit seinem Messer, wie er seine Opfer geschlachtet habe. Als jener seinen Abscheu ausdrückte, lachte der Barbar und andere mit ihm. Die Eingeborenen in der Umgegend von Njangwe behaupteten, sie essen nur die im Kriege Gefallenen, während man weiter im Norden Menschen zu diesem Zwecke kaufe. Uebrigens sagte ein Manjuema: „Das Fleisch thut nicht gut; denn es macht Träume von dem toten Manne.“

Seit seiner Ankunft in Njangwe bemühte sich Livingstone unablässig, einen Kahn zu kaufen, um auf dem Lualaba selbst seine Forschungsreise gegen Norden fortsetzen zu können. Da aber die Suaheli-Händler und ihre Sklaven, besonders aber seine eigenen neuen Diener überall das Gerücht verbreiteten, der weiße Mann wolle weder Elfenbein noch Sklaven kaufen, sondern nur Krieg ins Land bringen, so waren alle seine Bemühungen um einen Kahn vergeblich. Dagegen wußte sich Hassani, ein Sklave aus Udschidschi, der im Auftrag eines Händlers mit einer Horde anderer Sklaven auf Elfenbein und Menschenjagden ausging, einige stattliche Kähne zu verschaffen; als er aber eine Strecke weit stromabwärts gefahren war, geriet der erste Kahn in einen furchtbaren, durch vorspringende Felsen erzeugten, Strudel und schlug um, wobei fünf Mann ertranken, was Hassani veranlaßte, trotz der lockenden Aussichten auf Elfenbein umzukehren, besonders da weiterhin noch ähnliche gefährliche Stellen zu erwarten waren. Seitdem betrachtete Livingstone das, was ihn bisher so tief betrübt hatte, die Unmöglichkeit der Erlangung eines Kahns, mit dankbarem Herzen als eine göttliche Behütung und änderte seinen Plan. Er wollte westwärts nach dem Lomame gehen, dort einen Kahn kaufen und den Tschibungo-See hinab nach Katanga fahren, die Quellen des Herodot und die berühmten unterirdischen Wohnungen in Rua besuchen, dann nach Njangwe zurückkehren

und über den Tanganjika nach Udschidschi reisen. Da aber seine nichtswürdigen neuen Diener sich sehr widerspenstig zeigten, ihn auf jede Weise kränkten und sogar einen Anschlag gegen sein Leben gemacht hatten, so dachte er daran, sie durch Leute des früher erwähnten, ihm freundlich gesinnten Händlers Dugumbe zu ersetzen, und da diese wegen des von ihnen betriebenen, einträglichen Elfenbeingeschäfts nicht leichten Kaufes zu bekommen waren, so bot er Dugumbe für ihre Begleitung 400 Pfund Sterling und seinen ganzen in Udschidschi befindlichen Warenvorrat an. Dugumbe bat sich einige Tage aus, um den Vorschlag mit seinen Geschäftsteilhabern zu besprechen; ehe es jedoch zur Entscheidung kam, trat ein schreckliches Ereignis ein, das Livingstone gänzlich umstimmte.

Am 15. Juli waren gegen 1500 Menschen auf dem Marktplatze in Njangwe versammelt, obgleich viele Dörfer auf dem andern Ufer, von Udschidschi-Händlern oder ihren Sklaven angezündet, in Flammen standen und noch immer einzelne Schüsse auf die fliehenden Einwohner abgefeuert wurden. Da erschienen auf dem Markte fünf Leute der Händler, darunter drei von Dugumbe, und zwar waren diese ganz gegen die Sitte mit Flinten bewaffnet. Livingstone verließ, da es sehr heiß war, eben den Markt, als er einen dieser Bursche um ein Huhn feilschen und sich desselben bemächtigen sah, und kaum hatte er sich eine kleine Strecke entfernt, so fielen in den dichtesten Haufen zwei Schüsse. Die Menge stob auseinander, die Waren wurden weggeworfen und dichte Scharen, besonders von Frauen, stürzten in wilder Flucht nach der Lualaba-Bucht; aber hier wurden die Fliehenden von einer anderen Abteilung der grausamen Bedränger mit Flintensalven empfangen, und eine grenzenlose Verwirrung begann. An 50 Personen drängten sich gleichzeitig zur Bucht, und die Männer vergaßen in ihrem Schrecken die Ruder. Die Kähne konnten nicht sogleich flott gemacht werden, da die Bucht für so viele zu eng war; von Kugeln verwundete Männer und Frauen drängten sich hinein und stürzten schreiend ins Wasser. Eine lange Linie von Köpfen im Wasser zeigte, daß viele eine fast eine halbe Stunde entfernte Insel durch Schwimmen zu erreichen strebten; aber Schuß auf Schuß wurde auf die Hilflosen abgefeuert, und mancher Kopf verschwand für immer unter dem Wasser. Ein Kahn nahm so viele auf, als er nur fassen konnte, und alle ruderten mit Händen und Armen. Drei andere Kähne stießen in Eile ab und nahmen sinkende Freunde auf, bis alle zusammen untergingen. Allmählich verschwanden alle Köpfe, nachdem es manchen noch gelungen war, sich so zu wenden, daß sie in schräger Richtung, durch die Strömung unterstützt, nach dem jenseitigen Ufer schwimmen und sich retten konnten. Dugumbe bemannte eines der verlassenen Fahrzeuge und rettete 21 im Wasser befindliche Personen. Die Araber selbst schätzten aber den Verlust an Menschenleben auf 330—400. Die Schützen in der Nähe der Bucht schossen so blindlings und toll darauf los, daß sie sogar 2 ihrer eigenen Leute töteten. Auf die zu Lande Fliehenden stürzten sich alle im Lager befindlichen Sklaven der Händler

und plünderten sie. Unterdessen dauerte auf der andern Seite des Stromes das Schießen fort und hörte nicht auf, bis 70 Dörfer eingeäschert und eine große Anzahl Eingeborener zu Sklaven gemacht oder getötet waren.

Einige Frauen flüchteten sich zu Livingstone und fanden bei ihm Schutz; die 21 von Dugumbe Geretteten wurden zu ihm gebracht und blieben während der Nacht in der Nähe seiner Hütte. Auch sandte er Leute mit seiner Konsulsflagge aus, um Menschen zu retten und konnte über 30 Personen ihren Angehörigen zurückgeben. Auf seine Aufforderung, die drei Schurken, welche das Gemetzel begonnen hatten, auf dem Marktplatze hängen zu lassen, ging Dugumbe nicht ein, dagegen versprach er ihm, für die Losgebung der Gefangenen zu sorgen. Um das zerstörte Vertrauen der Eingeborenen wieder herzustellen, wünschte er mit den Häuptlingen Blutsbrüderschaft zu schließen und dazu war ihm Livingstone behilflich, indem er den Häuptlingen riet, sich an Dugumbe, der noch der beste von allen war, sich anzuschließen.

Inmitten der schrecklichen Scenen jenes Tages war es Livingstone, wie er sagt, zu Mute, als ob er in der Hölle wäre, und das Entsetzen über das, was er sehen mußte, warf ihn aufs Krankenlager. Seitdem stand ihm Eines fest: lieber wollte er auf die Ausführung seiner Pläne verzichten, als mit diesen „Bluthunden" reisen, und da ihm seine Banian-Sklaven entschieden erklärten, daß sie nur bis zum Lomame mit ihm gehen würden, so blieb ihm nichts übrig, als nach Udschidschi zurückzukehren und sich dort andere Begleiter zu verschaffen, — ein Entschluß, der ihm sehr schwer wurde, da es sich dabei um nichts geringeres handelte, als einen, die Krümmungen eingerechnet, 120 Meilen langen Weg zurückkehren zu müssen, nachdem er die Banian-Sklaven 21 Monate lang, von der Zeit ihrer Anwerbung an, gekleidet und ernährt hatte.

Am 20. Juli trat er den Rückweg an, und Dugumbe ließ es sich nicht nehmen, ihm mit allen seinen Leuten ein Stück Wegs das Ehrengeleite zu geben. Soweit er auf den ersten Tagmärschen kam, wußten die Eingeborenen von seiner Haltung bei dem Blutbade und benahmen sich sehr freundlich gegen ihn; als ihn aber später sein Weg in eine Gegend führte, wo von Bambare gekommene Händler Gewaltthaten verübt hatten, hielt man ihn für einen solchen und zeigte deutlich genug die Absicht, sich für das erlittene Unrecht an ihm zu rächen. Als er eines Abends, so krank, daß ihm jeder Schritt Schmerzen verursachte, ein verlassenes Dorf erreichte, standen die männlichen Einwohner bewaffnet in der Ferne und weigerten sich, zu einer Unterredung herbeizukommen; später warfen sie mit Steinen nach den Ankömmlingen und suchten die nach Wasser Gehenden zu ermorden. Die Nacht, während der sich Livingstone mit seinen Leuten ringsum von Feinden bewacht wußte, war sehr unheimlich. Auch am andern Morgen wollten die Eingeborenen von Unterhandlungen nichts wissen. So brach denn Livingstone auf und kam auf einem schmalen, zu beiden Seiten von dichtem Urwald eingeschlossenen Pfade an einen

Verhau von Bäumen, den man offenbar in der Absicht gemacht hatte, die Reisenden aufzuhalten und aus einem Hinterhalte heraus zu spießen, — ein Plan, der aber aus irgend einem Grunde wieder aufgegeben worden war.

Es war nirgends ein Feind zu entdecken; plötzlich aber schwirrte ein langer Speer durch die Luft, der Livingstone beinahe in den Rücken traf und mit großer Gewalt in den Boden fuhr. Zwei Männer erschienen, kaum 10 m von ihm, in einer Oeffnung des Waldes und entsprangen eilig. Ein zweiter Speer wurde von einem unsichtbaren Feinde nach Livingstone geschleudert, aber auch dieser verfehlte ihn und fuhr dicht vor ihm in den Boden. Es wurden Gewehre in das Waldesdickicht abgefeuert, man sah niemand, hörte aber ganz in der Nähe das Geschrei und die Drohungen der Feinde, die auch wirklich zwei Leute töteten.

Als man endlich einen behufs der Anpflanzung abgeholzten Teil des Waldes erreichte, bemerkte Livingstone einen riesigen, seiner Aeste beraubten Baum, der dadurch noch größer erschien, daß er auf einer 6 m hohen Bodenerhebung stand. Man hatte an seine Wurzeln Feuer gelegt, und er hörte ein Knacken, war aber noch nicht besorgt, bis er sah, daß der Baum gerade gegen ihn sich neigte, er wich einige Schritte zurück und der Baum schlug einen Meter vor ihm zu Boden, zersplitterte in viele Stücke und hüllte alles in eine Staubwolke. So wurde Livingstone an einem einzigen Tage zum drittenmal aus der drohendsten Gefahr errettet und mit innigem Dankgefühle erhob sich sein Herz zu dem treuen Erhalter seines Lebens. Diese sichtliche Behütung fiel sogar seinen Leuten auf, und etliche derselben liefen zu ihm und riefen laut: „Friede! Friede! Du wirst trotz dieses Volkes und trotz alles Anderen dein Werk vollenden!“ Doch die Gefahr war noch nicht vorüber: fünf Stunden lang war er von Feinden umlauert, die an ihm den vermeintlichen Mord von Angehörigen rächen wollten, und jeden Augenblick konnte aus dem Dickicht heraus ein todbringender Speer ihn treffen. Erst als man den Wald hinter sich hatte und nach Ueberschreitung des Lija-Flusses in eine offene Gegend gekommen war, hielten er und seine Leute sich sicher und lagerten, um auszuruhen.

Von schweren Unterleibsleiden heimgesucht, mußte Livingstone in Mamohela und Bambare längere Zeit, rasten und zu dem körperlichen Uebelbefinden gesellte sich tiefe Betrübnis über die Vereitlung seiner Hoffnungen; alle Händler, die er traf, kehrten mit einer großen Ausbeute von Elfenbein, also mit reichem Erfolge gekrönt, von ihrer Reise zurück; er allein hatte seinen Zweck nicht erreicht und, fast im Angesichte des angestrebten Zieles, enttäuscht und von Widerwärtigkeiten aller Art heimgesucht, umkehren müssen. Doch im Aufblicke zu der alles lenkenden Vorsehung bekämpfte er seine Traurigkeit darüber und nachdem er sich körperlich etwas erholt hatte, setzte er seine Reise fort und erreichte am 23. Oktober Udschidschi.



Livingstones Zusammentreffen mit Stanley.

21. Stanley und Livingstone.

1871—1872.

Unter die Räuber gefallen. — Der rettende Samariter erscheint. — Stanleys Bewunderung und Fürsorge für Livingstone. — Abreise von Udschidschi. — Stanley erkrankt. — Ankunft in Unjanjembe. — Abermaliger Diebstahl. — Livingstones neue Ausrüstung. — Schmerzlicher Abschied.

Als Livingstone nach Udschidschi kam, war er sehr entkräftet und abgemagert; da aber daselbst täglich Markt gehalten und alle Arten einheimischer Lebensmittel feilgeboten wurden, so hoffte er durch gute Verpflegung und Ruhe bald hergestellt zu werden. Doch eine Hiobspost wartete seiner: Scherif, einer der zwei Führer der Banian-Sklaven, der, statt zu Livingstone zu stoßen, in Udschidschi zurückgeblieben war, hatte alle für jenen aus Sansibar mitgebrachten Waren verkauft und von 3000 m Kattun keinen Meter und von 350 kg Perlen keine einzige Schnur übrig gelassen. Als ob er nichts Unrechtes gethan hätte, kam dieser Moslem, den Livingstone nach seiner milden Art, über andere zu urteilen, nur einen moralischen Idioten nennt, ohne Scham zu ihm, bot ihm die Hand zum Gruße, und als diese nicht angenommen wurde, machte er eine unzufriedene Miene, wie wenn er übel behandelt würde. Später kam er zweimal des Tags mit seinem Gruße: „Gut Glück!" und erklärte dann, er gehe beten, bis Livingstone ihm sagte: „Wäre ich ein Araber, so würden dir für deinen Diebstahl Hand und Ohren abgeschnitten!"

In seiner Verlassenheit und Hilflosigkeit kam sich Livingstone vor wie der Mann im Evangelium, der auf dem Wege von Jerusalem nach Jericho unter die Räuber gefallen war. Daß aber ein rettender Samariter erscheinen werde, konnte er nicht hoffen und doch war ein solcher schon ganz in der Nähe. Am Morgen des 10. November kam Susi atemlos herbeigerannt und rief Livingstone schon von ferne zu: „Ein Engländer — ich sehe ihn!" Damit stürzte er wieder fort und dem Ankömmling entgegen. Die amerikanische Flagge an der Spitze einer Karawane verkündete die Nationalität des Fremden, und beim Anblicke der Warenballen, zinnernen Badewannen, riesigen Kessel, Kochtöpfe, Zelte u. s. w. dachte Livingstone:

„Das muß ein sehr wohl ausgestatteter Reisender sein, und nicht einer, der mit seinen Mitteln zu Ende ist, wie ich."

Es war der Amerikaner Henry Moreland Stanley, Korrespondent des „New York Herald", welcher von dem Inhaber dieser großartigen Zeitung, James Gordon Bennett, mit einem Kostenaufwand von über 4000 Pfund Sterling ausgesandt worden war, um Livingstone aufzusuchen und, falls derselbe nicht mehr leben sollte, genaue Erkundigungen über seine letzte Zeit einzuziehen und seine irdischen Ueberreste in die Heimat zu bringen. Stanley war schon im März mit seiner Karawane von Bagamojo an der Ostküste aufgebrochen, hatte aber unterwegs mit Hindernissen aller Art zu kämpfen, und konnte schließlich von Unjamjembe aus wegen eines mehrjährigen Kriegs der Araber und eingeborener Alliierter gegen den Häuptling Mirambo, der an der Spitze eines ansehnlichen Heeres weit und breit das Land in Schrecken setzte, nur auf einem großen Umwege nach Udschidschi gelangen. Hier, wo seine Erscheinung außerordentliches Aufsehen erregte, wurde er zuerst von Susi und Tschuma in englischer Sprache begrüßt und bald darauf kam Livingstone selbst. Er war bleich, hatte einen grauen Bart, sah abgemattet aus und trug eine bläuliche Mütze mit einem verblaßten Goldrand, eine rote Jacke und graue Zeughosen. Gern wäre Stanley auf ihn zugeeilt und hätte ihn umarmt, aber er hielt sich zurück, ging gemessenen Schrittes auf ihn zu, nahm seinen Hut ab und sagte: „Dr. Livingstone, wie ich vermute?" — „Ja," antwortete dieser mit einem freundlichen Lächeln, indem er seine Mütze ein wenig lüftete. Nachdem sie hierauf einander die Hände geschüttelt hatten, sagte Stanley vor der sie umgebenden Menschenmenge mit lauter Stimme: „Ich danke Gott, Doktor, daß ich Sie sehen darf!" was Livingstone mit einigen freundlichen Worten erwiderte.

Mit Bezug auf die nachherige Unterredung mit Livingstone sagt Stanley: „Ich war versunken in seinen Anblick, den wunderbaren Mann studierend, an dessen Seite ich jetzt in Centralafrika saß. Jedes Haar seines Hauptes, jede Falte seines Gesichtes, die Blässe seiner Züge und sein etwas müdes Aussehen erzählte mir von dem, was ich zu erfahren suchte, nachdem Benett mir gesagt hatte: ‚Nehmen Sie, was Sie brauchen, aber finden Sie Livingstone!'" Mit höchstem Interesse vernahm er, was dieser ihm von seinen Forschungen und Erlebnissen in den letzten 6 Jahren mitteilte. Doch auch Stanley hatte dem Doktor, zu dem seit vollen zwei Jahren keine Kunde aus Europa gedrungen war, Wichtiges zu berichten, — von dem großen deutsch-französischen Kriege, dem mit Erfolg im atlantischen Ocean gelegten telegraphischen Kabel und andern merkwürdigen Dingen. In Bagamojo hatte Stanley eine Karawane mit Vorräten für Livingstone getroffen, die von Sansibar schon 3 oder 4 Monate vorher abgesandt worden war; aber die mit dem Transporte beauftragten Leute waren unter dem Vorwande, keine Träger zu bekommen, die ganze Zeit über in Bagamojo auf der faulen Haut gelegen. Auch ein Briefsack lag daselbst, wiewohl in der Zwischenzeit mehrere Karawanen nach Udschidschi abgegangen waren. Erst auf die

Nachricht, daß der Konsul Kirk in die Nachbarschaft komme, um zu jagen, machte sich die Karawane endlich auf. Stanley, der sie zu Unjanjembe einholte, nahm Livingstones Vorräte unter seine Aufsicht, vermochte sie aber, wie auch einen Teil seiner eigenen, nicht weiter zu bringen; nur den Briefträger zwang er, seinen Sack nach Udschidschi zu tragen. Aus den Briefen, welche Livingstone erhielt, ersah er, daß seine Regierung ihn nicht vergessen, sondern ihm 1000 Pfund Sterling Hilfsgelder ausgesetzt hatte; auch wurde ihm nicht lange nachher ein jährlicher Gehalt von 300 Pfund angewiesen.

Die für Livingstone nach Unjanjembe gebrachten Vorräte waren wegen der Kriegswirren für jetzt nicht zu erlangen, aber um so mehr that Stanley für ihn. Er teilte seine Kleider in zwei Haufen und nötigte ihm einen auf; alsdann stellte er ihm seine Arzneikiste, seine Waren und alles, was er hatte, zur Verfügung. Um Livingstones Appetit zu reizen, kochte er oft mit eigener Hand leckere Speisen und bei den immer neuen Beweisen seiner Güte traten Livingstone, wie er an seine Tochter Agnes schreibt, oft Thränen in die Augen. Stanleys Umgang wirkte erfrischend auf seinen Geist und die gute europäische Kost kräftigte ihn so, daß schon nach einer Woche sein Befinden und Aussehen sich wesentlich gebessert hatte.

Sehr interessant ist das Bild, das Stanley von dem merkwürdigen Manne entwirft, für den seine Bewunderung desto höher stieg, je näher er ihn kennen lernte. „Dr. Livingstone," sagte er, „ist etwas mehr als mittlerer Größe und sieht nach Herstellung seiner Gesundheit wie ein Mann aus, der das 50. Lebensjahr noch nicht zurückgelegt hat; sein bräunliches Kopfhaar ist erst hin und wieder von grauen Linien über den Schläfen durchzogen, seine nußbraunen Augen sind wunderbar glänzend; nur seine durch harte Kost verdorbenen Zähne und sein grauer Bart verraten das Alter." Seinen Charakter, von welcher Seite er auch betrachtet werden möge, schildert Stanley als wahrhaft vorbildlich und bewunderungswürdig. „Nie," sagte er, „verläßt ihn seine Milde, nie die Hoffnung; kein Leiden, keine Entbehrung, keine Besorgnis, auch nicht die Trennung von der Heimat und den Seinigen kann ihn zum Klagen bringen. ‚Schließlich wird doch alles recht werden!' denkt er, — so fest ist sein Vertrauen auf die Güte der Vorsehung. Durch widrige Umstände und die erbärmlichen Geschöpfe, die ihm von Sansibar geschickt wurden, fast bis zum Tode gequält, will er doch an der ihm gestellten Aufgabe festhalten, und lieber auf Heimat, Ruhe und alle Annehmlichkeiten des europäischen Lebens verzichten, als sein Werk unvollendet lassen. Er vereinigt in sich den Heldenmut des Spartaners, die Unbeugsamkeit des Römers und die Ausdauer des Angelsachsen. Manchmal ließ er seinem Humor freien Lauf, und wenn er lachte, so lachte der ganze Mann vom Kopf bis zu den Füßen, und ich mußte das Gleiche thun. Erstaunlich ist sein Gedächtnis; konnte er doch, obgleich so viele Jahre der Bücher beraubt, aus einer Reihe englischer Dichter ganze Gedichte hersagen. Seine Religion ist durchaus praktisch, jedoch nicht laut und zudringlich, sondern still an ihm selbst thätig, indem sie sein Verhalten

gegen alle Menschen regelt, mit denen er in Berührung kommt. Bei seinem feurigen Temperamente, seinem hohen Geist und Mut hätte er ohne sie hart und abstoßend werden können, aber die Religion hat ihn mild, nachsichtig, freundlich und zu einem Manne gemacht, dessen Umgang äußerst anziehend ist. Auch in Udschidschi hat er sich durch seine stets gleiche Güte allmählich die Herzen gewonnen; selbst Muhammedaner gingen nie an seinem Hause vorbei, ohne einzutreten, um ihn zu grüßen und zu sagen: ‚Gottes Segen ruhe auf dir!‘ Jeden Sonntag Morgen sammelt er seine kleine Heerde um sich, um mit ihr zu beten und über eine Bibelstelle eine kurze Rede an sie zu richten, die mit sichtlicher Teilnahme angehört wird.“

Die zwei Reisenden machten einen Ausflug nach dem Norden des Tanganjika-Sees, um zu untersuchen, ob er dort einen Ausfluß habe; sie fanden jedoch, daß der Lusise, statt, wie behauptet worden war, aus dem See auszufließen, vielmehr in denselben einmündet. Nach diesem Ausfluge schickte sich Stanley zur Rückreise an und Livingstone wollte ihn bis Unjanjembe begleiten, um dort nach seinen Vorräten zu sehen; aber jener wurde von einem heftigen Fieberanfalle darniedergeworfen, so daß der Aufbruch von Udschidschi erst am 27. Dezember stattfinden konnte. Während ein Teil ihrer Leute am Seeufer südwärts marschierte, machten Livingstone und Stanley die Reise anfangs zu Wasser, setzten über die breite Malagarasi-Bucht und fuhren dann noch eine Strecke weiter gegen Süden; hierauf schickten sie die Kähne zurück, und nachdem die Landabteilung sie eingeholt hatte, begann der Marsch gegen Osten. Der Weg führte bald durch schöne, parkartige Thäler, bald über waldige Höhen; manche fließende Gewässer und längere Strecken stehenden Wassers mußten durchwatet werden, denn die Regenzeit war in vollem Gange und fast an keinem Tag ging es ohne Donner und Regen ab; zuweilen wurden die Reisenden von wahren Wolkenbrüchen überfallen und bis auf die Haut durchnäßt. In den wildreichen Gegenden, durch die sie kamen, schoß Stanley Büffel, Zebras und eine 500 kg schwere Giraffe; doch abermals wurde er von heftigem Fieber ergriffen und dadurch so geschwächt, daß man ihn tragen mußte. Livingstone scheint sich um jene Zeit kräftig genug gefühlt zu haben, aber auch ihm begegnete ein kleiner Unfall. Das Maultier, auf dem er ritt, wurde von einem wilden Bienenschwarme angefallen, und statt gleich dem Esel neben ihm davon zu galoppieren, warf es sich nieder und überschlug sich; sein Reiter fiel zu Boden, raffte sich jedoch schnell auf, duckte sich „wie ein verfolgter Strauß“ ins Gebüsch und lief, zur Abwehr einen Baumzweig über dem Kopfe schwingend, weiter. Ehe er die wütenden Insekten los zu werden vermochte, hatten sie ihm Kopf und Gesicht arg zerstochen; das arme Maultier aber war so zugerichtet, daß es nach zwei Tagen an den erhaltenen Stichen starb.

Am 18. Februar 1872 erreichte die Karawane Unjanjembe. Hier, wie schon in Udschidschi, drang Stanley in Livingstone, mit ihm in seine Heimat zurückzukehren, dort seine Gesundheit zu kräftigen und dann erst die letzte Hand an sein Werk zu legen. Da aber dieser dachte, alle seine

Freunde werden wünschen, daß er erst nach vollendeter Erforschung der Nilquellen zurückkehre, so blieb er bei seinem Entschlusse, und bestärkt wurde er darin durch die briefliche Aeußerung seiner Tochter Agnes: „So sehr ich Deine Rückkehr wünsche, so möchte ich doch lieber, Du vollendetest Dein Werk zu Deiner Befriedigung, als daß Du heimkehrtest, um mich zufrieden zu stellen.“ Seine Vorräte in Unjanjembe waren zum Teil entwendet und das Schloß an Stanleys Vorratskammer hatte man erbrochen und sich auch an seinen Waren vergriffen; dennoch konnte Stanley an Livingstone eine Masse Kattun abtreten, sowie Perlenschnüre, Messingdraht, Kupferplatten, ein Zelt, ein Boot, eine Badewanne, Kochtöpfe, einen Arzneikasten, Werkzeuge, Bücher, Papier, Patronen und Schrot. Mit diesen Vorräten nebst vier Flanellhemden von Agnes und zwei Paar Stiefeln von Waller fühlte sich Livingstone fast vollständig ausgerüstet.

Am 14. März trat Stanley seine Reise nach Sansibar an. Zur Beförderung nach England übergab ihm Livingstone sein, einen großen Folianten füllendes Tagbuch vom 18. Januar 1866 bis 20. Februar 1872; auch bat er ihn, ihm aus Sansibar 50 zuverlässige Leute und noch einige Vorräte zu schicken. Für den Fall, daß die ihm bewilligten Regierungsgelder von Dr. Kirk schon verausgabt wären, übergab er Stanley einen Wechsel auf 5000 Rupien an seinen Agenten in Bombay. Der Abschied fiel beiden sehr schwer. „Wir hatten am 14. März,“ schreibt Stanley, „ein trauriges Frühstück miteinander. Ich konnte nicht essen, mein Herz war zu schwer, und auch mein Gefährte schien keinen Appetit zu haben. Als ich mich endlich aufmachte, gingen wir neben einander; die Leute stimmten ein Lied an, ich aber warf lange Blicke auf Livingstone, um seine Züge meinem Gedächtnis tief einzuprägen.“ Nachdem dieser ihn eine gute Strecke weit begleitet hatte, bat ihn Stanley, nicht weiter zu gehen, und unter den innigsten gegenseitigen Segenswünschen schieden sie von einander. Ein halbes Jahr später schrieb Stanley: „Ich fühle, wie meine Augen bei der Erinnerung an jenen Abschied trübe werden; lebte ich doch vier Monate und vier Tage mit ihm in demselben Hause, Boote oder Zelte, und nie habe ich etwas Tadelnswertes an ihm gefunden, sondern jeder Tag, den ich mit ihm zubrachte, erhöhte meine Bewunderung für ihn.“

Stanleys Reise von Unjanjembe nach Bagamojo war ein fortwährender Kampf mit feindlichen Stämmen, überschwemmten Wegen, Sümpfen, Morästen, tobenden Gießbächen, Ameisen und Moskitos, oder, wie er sagt, mit den 10 Plagen Aegyptens. In Bagamojo traf er zu seiner Ueberraschung unter dem Kommando des Marinelieutenants Dawson eine Expedition, welche die geographische Gesellschaft zur Auffindung Livingstones ausgesandt hatte, da man vermutete, wegen des Kriegs zwischen den Arabern und Eingeborenen werde es Stanley unmöglich sein, ihm zu Hilfe zu kommen. Als man aber erfuhr, daß derselbe seinen Zweck erreicht hatte, löste sich die Expedition wieder auf. Stanley selbst reiste über Sansibar nach England.



Livingstones Tod.

22. Livingstones letzte Reise und Tod.

1872—1873.

Die Wartezeit in Unjanjembe. — Schlange und Katze. — Die neue Mannschaft. — Aufbruch nach dem Tanganjika. — Ueber unwegsame Höhen. — Reise an den Bangweolo-See. — Durch Flüsse, Schwämme und Moräste. — Wasser oben, Wasser unten. — Livingstones Krankheit. — Seine letzten Tage. — Sein Tod. — Rückmarsch seiner Diener mit der Leiche ihres Herrn. — Beschwerden und Gefahren ihrer Reise. — Eine List muß helfen. — Ankunft an der Küste. — Trauer über Livingstones Tod. — Seine Beisetzung in der Westminsterabtei. — Sein Einfluß reicht weit über seinen Tod hinaus.

Nachdem Stanley ihn verlassen hatte, mußte Livingstone in Unjanjembe auf die von Sansibar ihm zu sendenden Leute warten, deren Ankunft keinesfalls vor vier Monaten erfolgen konnte. Diese lange Wartezeit benützte er zur Zusammenstellung astronomischer Beobachtungen und zu Kartenzeichnungen, beides für seinen Freund Maclear in der Kapstadt; die Gesamtergebnisse seiner geologischen Forschungen in Afrika trug er in sein Tagebuch ein, ebenso seine Gedanken über die Errichtung einer Missionsstation etwa 20 Meilen von der Ostküste. An den „New York Herald" sandte er einen Brief, worin er den Eifer der Amerikaner zur Unterdrückung des Sklavenhandels an der Ostküste wach zu rufen suchte; bemühte er sich doch umsonst, die haarsträubenden Scenen, die er gesehen, aus seinem Gedächtnisse zu verwischen, und fuhr manchmal voll Entsetzen jäh aus dem Schlafe auf, wenn er sie im Traume wieder vor sich sah. Eine interessante Lektüre gewährten ihm die Bücher, welche Stanley ihm gebracht hatte. Mit den Karawanen, die von Udschidschi, aus Uganda und andern Gegenden nach Unjanjembe kamen, trat er in regen Verkehr; auch machte er Ausflüge in die Umgegend und benützte jede Gelegenheit, im Umgange mit Eingeborenen und Arabern Land und Leute näher kennen zu lernen. Daneben gaben ihm Kranke in seiner Nähe Veranlassung zur Ausübung seiner ärztlichen Kunst.

Ein Gegenstand lebhaften Interesses war für ihn von jeher das Leben der Tiere, und jetzt beobachtete er die eigentümlichen Gewohnheiten

verschiedener Arten von Vögeln, die unweit seiner Hütte ihre Nester bauten, und nahm sich mitleidig verwaister kleiner Vögel an. Auch zur Beobachtung von Reptilien fehlte es ihm nicht an Gelegenheit. Eines Morgens wurde eine dunkel olivgrüne Schlange dicht vor seiner Thüre von einer Katze getötet gefunden. „Puß,“ sagt er, „schleicht sich ganz leise heran und schlägt blitzschnell ihre Krallen in den Kopf einer Schlange, hält, ohne sich an ihr Ringeln zu kehren, den Kopf mit beiden Tatzen fest, beißt in den Nacken der Schlange und läßt sie dann liegen, nachdem sie mit großer Aufmerksamkeit den entstellten Kopf betrachtet hat, als wüßte sie, daß sich darin die verborgene Kraft, Unheil anzurichten, befunden habe. Die Katze scheint etwas von der Natur des Ichneumons zu besitzen, der als Schlangenvertilger in Aegypten heilig war; gewöhnlich wird die Schlange, während sie auf der Mäusejagd begriffen ist, von der Katze beschlichen.“

In einem Briefe seines Sohnes Oswell erhielt Livingstone am 3. Juli die ihn tief erschütternde Nachricht von dem Tode Sir Roderich Murchisons, mit dem er im innigsten Freundschaftsbunde gestanden war, und der ihn namentlich ermuntert hatte, die Lösung des Problems der Wasserscheide Süd-Centralafrikas, beziehungsweise die Auffindung der Nilquellen zu versuchen. Diese Aufgabe beschäftigte ihn aufs lebhafteste. Er hatte sich der Ansicht zugeneigt, daß die den Bangweolo speisenden Schwämme und Moräste die eigentlichen Nilquellen seien. Dann mußte aber der unter dem Namen „Luapula“ jenen See verlassende, weiter nördlich in den Moero sich ergießende und aus diesem als „Lualaba“ wieder hervortretende Strom der Oberlauf des Nils sein; später drängte sich ihm jedoch wiederholt der Gedanke auf, daß es auch der Kongo sein könnte. Er gedachte nun vom Tanganjika aus an den Bangweolo-See zu reisen, diesmal auch dessen Zuflüsse an seiner Südseite zu erforschen, von da gerade westwärts gehend nach den schon von Herodot genannten Quellen sich umzusehen, hierauf die Katanga-Kupferminen zu besuchen, von dort nach dem Nordende des Tschibungo-Sees sich zu begeben, dann über den Lualaba zu setzen und schließlich über Udschidschi in die Heimat zurückzukehren.

Endlich, am 14. August, kam die längst ersehnte neue Mannschaft aus Sansibar an. Sie bestand aus 57 Leuten, unter denen sich einige Nassikschüler, namentlich auch John und Jakob Wainright, befanden, welche von Bombay gesandt worden waren, um sich der Expedition des Lieutenants Dawson anzuschließen. Zu dieser neuen Mannschaft, die sich als sehr brauchbar erprobte, kamen noch Livingstones ursprüngliche Begleiter, deren Zahl sich auf fünf belief, da zwei der in Manjuema entlaufenen sich wieder bei ihm eingestellt hatten. Nachdem den Neuangekommenen einige Tage Rast gewährt worden und die letzten Reisevorbereitungen getroffen waren, fand der Aufbruch am 25. August statt. Da man wegen der noch immer fortdauernden Kriegswirren nicht über Misena reisen konnte, so mußte Livingstone bis in die Nähe des Tanganjika-Sees wieder denselben weiteren Weg einschlagen, auf dem er nach Unjanjembe gekommen war. Die Hitze war

außerordentlich, häufige Erkrankungen verzögerten den Marsch, und Livingstones Unterleibsleiden trat nach einiger Zeit in sehr ernster Gestalt auf; doch erholte er sich nach kurzem bis zu einem gewissen Grade wieder und setzte, bald auf einem Esel reitend, bald zu Fuß die Reise fort.

Am 8. Oktober bekam Livingstone zum erstenmal wieder den dunkelgrünen Spiegel des Tanganjika-Sees zu Gesichte, und es galt nun, längs seines östlichen Ufers durch die gebirgigen Landschaften Kilema, Fipa und Ulungu nach dem Südende des Sees zu reisen. Dies war ein mit unsäglichen Anstrengungen und Mühseligkeiten verbundener Marsch; denn bald mußte man mit dichtem Buschwald bedeckte Gebirgsketten übersteigen, bald tiefe Kesselthäler oder Schluchten mit ihren in den See sich ergießenden Gewässern durchschreiten. Groß war in dieser Gebirgswelt der Reichtum an Hochwild, Elefanten, Nashörnern, Büffeln, Giraffen, Zebras, und auch an Löwen und Leoparden fehlte es nicht. Die in verpallisadierten Dörfern wohnenden Eingeborenen zeigten, durch erlittene Ueberfälle mißtrauisch gemacht, zum Teil ein scheues oder feindseliges Wesen gegen die Reisenden und wollten keine Lebensmittel an sie verkaufen.

Nahe dem südöstlichen Ende des Sees verließ Livingstone das denselben säumende unwegsame Gebirge, wandte sich dem waldigen Hochlande zu, dessen Bäume sich eben jetzt bei Beginn der Regenzeit mit dem purpurnen Schimmer der neu keimenden Blätter zu schmücken begannen, und umging, hohen Bergzügen entlang wandernd, die vorspringende Ecke des Sees. Am 17. November kam er an den Aisy-Fluß und befand sich nun so ziemlich wieder über dem Dorfe Pambete am Tanganjika, von dem aus er 5 Jahre vorher die im Westen des Sees sich hinziehenden Bergabhänge erstiegen hatte, um durch das Itawa-Land an den Moero und von diesem an den Bangweolo-See zu reisen. Bis in das Quellengebiet des Lofu hinauf war sein Weg nun wieder derselbe, wie damals; bei Tschiwes Dorfe aber bog er gegen Westen ab und durchzog in südlicherer Richtung die Landschaften zwischen Urungu und Lunda. Durch letzteres zu reisen, hielt er nicht für ratsam, da der ihm befreundete Kasembe kürzlich von einer Rotte Banjamwesi erschlagen worden war, welche in Verbindung mit Arabern das Land mit Krieg überzogen und die größte Verwirrung darin angerichtet hatten.

Nachdem Livingstone am 18. Dezember sich in kleinen Kähnen über den 60—80 m breiten Kalongosi hatte setzen lassen, wandte er sich gerade gegen Süden und näherte sich in der zweiten Woche des Januar 1873 dem Bangweolo-See. Damit kam er aber wieder in jene Gegend, wo die zahllosen Flüsse und Flüßchen, Bäche und Schwämme, die durchwatet oder umgangen werden müssen, das Reisen äußerst beschwerlich machen, und dazu war jetzt das Wetter kalt und die Regenzeit in vollstem Gange. Die Eingeborenen hatten eine solche Furcht vor den Feuergewehren, daß sie vor der Karawane flohen, ihre verpallisadierten Dörfer vor ihr verschlossen, keine Lebensmittel an sie verkaufen wollten und sie absichtlich irre führten.

„Ihre Unfreundlichkeit," sagt Livingstone am 22. Januar in seinem Tagebuche, „ist um so schlimmer für uns, als es ganz unmöglich ist, eigene Beobachtungen über unsere Lage anzustellen; denn wir haben entweder dichten Nebel oder Tag und Nacht unaufhörlichen Regen. Das Land ist mit Sümpfen bedeckt, und wir marschieren nicht eine Stunde, ohne auf eines der zahllosen Flüßchen zu stoßen, die jetzt sehr tief sind und auf beiden Seiten breite Schwämme haben." Livingstone mußte sich, auf den Schultern eines seiner Getreuen sitzend, über die Flüsse und Schwämme tragen lassen. „Ein Fluß, über den wir mußten," sagt er, „war samt dem angrenzenden Schwamme gewiß 600 m breit. Im Hauptstrome ging das Wasser Susi, der mich trug, bis an den Mund und benetzte meinen Sitz und meine ausgestreckten Beine; sein Hintermann hielt meine Pistole hoch empor, diesem folgte einer nach dem andern. Außerhalb des eigentlichen Flusses war alles von einer starken Strömung, die sich kräftig durch Schilf und andere Wasserpflanzen den Weg bahnte, überflutet. Wenn hier einer in ein Elefantenloch versank, mußten ihn zwei herausziehen, damit er auf dem ebenen Grunde, auf dem aber das Wasser auch mehr als brusttief war, wieder Fuß fassen konnte; einige bogen das hohe Gras zurück, um neben den Elefantenspuren einen Weg zu finden. Susi trug mich zuerst und wurde dann, da nach einer Strecke von 50 m jeder Träger außer Atem war, von andern kräftigen jungen Männern abgelöst. Es dauerte volle anderthalb Stunden, ehe wir hinüber waren." Unter allen Mühseligkeiten des Marsches behielt er jedoch ein offenes Auge für die Schönheit der Blumen, die an waldigen Stellen in allen möglichen Farben prangten.

Während Livingstone über den von Osten her in den Bangweolo-See mündenden Tschambesi zu setzen und von da nach dem Südende des Sees zu kommen wünschte, brachten ihn falsche Führer an die Nordseite desselben und verließen ihn dort. Nach allerlei Irrfahrten in der menschenleeren Gegend erreichte er das nordöstlich vom See gelegene Dorf des Häuptlings Tschitunkubwe, eines nicht unfreundlichen jungen Mannes, welcher die ausgehungerten Reisenden mit Lebensmitteln versah und ihnen Führer zu dem an der Ostseite des Sees wohnenden Häuptlinge Matipa mitgab, der ihnen zur Ueberfahrt über den Tschambesi behilflich sein sollte. Da aber in der nächsten Umgebung des Sees das Wasser so hoch stand, daß man nur mit Kähnen fortkommen konnte, so mußte man, um zu Matipa zu gelangen, einen Bogen in südöstlicher Richtung beschreiben. Aber auch dieser Umweg führte über eine wasserbedeckte Ebene, auf der sich Livingstone tragen lassen mußte, und als man dem See näher kam, konnte man zu Fuß nicht weiter kommen. Aus dem 1½—2 m tiefen Wasser ragten nur einige mit Palmen und anderen Bäumen bewachsene Bodenerhebungen gleich Inseln hervor. Dabei regnete es Tag und Nacht, und Livingstone sagt, ein solches nebliges und regnerisches Wetter habe er in Afrika noch nicht erlebt. Von einer sogenannten Insel aus sandte er Boten auf Boten an Matipa mit der Bitte um Kähne; aber die einen verirrten unterwegs und kehrten un-

verrichteter Dinge zurück, und die andern brachten nur halbe Zusagen. Dazu kam, daß die Eingeborenen die Not der Reisenden benützten und für die geringsten Lebensmittel unverschämte Preise forderten.

Endlich sandte Matipa einige Kähne, und am 1. März fuhr Livingstone auf denselben mit einem Teile seiner Begleiter südostwärts dem See zu. Die Fahrt ging mehr als zwei Tage lang über eine unübersehbare, tief unter Wasser stehende, zum Teil mit Schilf und Lotus bedeckte Ebene; die Nächte wurden je bei einem auf einer Bodenerhebung liegenden Dorfe zugebracht. Auch die Stadt Matipas befand sich nebst drei Dörfern mitten im Wasser auf einer 6—9 m über dem flachen Lande gelegenen Anhöhe. An dieser landete Livingstone am 3. März, und da es in der sogenannten Stadt von Mäusen wimmelte, so schlug er sein Lager außerhalb derselben auf und richtete sich so gut als möglich darin ein; mußte er ja hier auf



Der Häuptling Matipa und seine Frau.

seine zurückgelassenen Leute warten, welche in den wenigen kleinen Kähnen nur allmählich herbeigeschafft werden konnten.

Matipa war ein alter Mann, der gleich den anderen Männern einen wunderlichen Kopfputz aus Fellen oder Haaren mit weitabstehenden Ohren trug und dadurch ein so seltsames Aussehen bekam, daß Livingstone ihn abzeichnete. Derselbe riet ihm, über den See nach dem südlichen Ufer zu seinem Bruder Kabinga zu fahren, der viel Rindvieh besitze; aber Livingstone konnte es nicht wagen, auf den vorhandenen gebrechlichen Fahrzeugen den bewegten See zu kreuzen, und bat daher den Häuptling, ihm zur Ueberfahrt über den Tschambesi eine größere Anzahl von Kähnen zu verschaffen, von wo aus er zu Lande weiter gegen Süden reisen wollte. Matipa gab alle möglichen Versprechungen, entzog sich aber der Erfüllung derselben bald unter diesem, bald unter jenem Vorwande, und als man sich endlich am 19. März einschiffen zu können glaubte, sah man sich schnöde betrogen, denn nur ein einziger kleiner Kahn war zur Stelle. Jetzt stand alles auf dem Spiele,

und nachdem Livingstone mit Güte nichts hatte erreichen können, blieb ihm nun nichts mehr übrig, als den tückischen Eingeborenen den Ernst zu zeigen. Er ließ daher 10 seiner Leute zur Bewachung des Lagers zurück, nahm mit seiner übrigen Mannschaft in aller Ruhe Besitz von Matipas Haus und Stadt und schoß ein Pistol durch das Dach des ersteren ab. Diese harmlose Demonstration wirkte. Erschrocken floh der Häuptling in ein anderes Dorf, Livingstones Leute nahmen 3 Kähne und die Einschiffung begann. Als nichts weiter erfolgte, kehrte Matipa zurück, war die Artigkeit selbst, bat Livingstone, doch bis zur trockenen Jahreszeit bei ihm zu bleiben, und sandte ihm zwei große Körbe Mehl, ein Schaf und einen Hahn, wogegen ihn dieser mit einem Gebinde Messingdraht und seine Frau mit einer Schnur großer Halsperlen beschenkte; auch bezahlte er die Kähne, deren er sich bediente. So ging denn alles in Frieden ab.

Am 26. März setzte Livingstone über den 400 m breiten Tschambesi, der eine Menge Wasserpflanzen mit sich führte. Auch jenseits dieses Flusses sah man nichts als endlose Wassermassen, aus dem nur große, zum Teil angebaute Ameisenhügel wie Inseln hervorragten. „Allem Anscheine nach," sagt Livingstone in seinem Tagebuche, „ist es der Nil, der schon an seinen Quellen seine Ueberschwemmungen ausführt," woraus erhellt, daß er seine Ansicht, die Nilquellen vor sich zu haben, nicht aufgegeben hatte. Große Antilopenherden sprangen von Bodenerhebungen aus plätschernd ins Wasser; auch ein Löwe hatte sich in diese Wüste von Wasser und Ameisenhügeln verlaufen und brüllte Tag und Nacht, als ob er sich sehr unbehaglich fühle; „wir," setzt Livingstone hinzu, „konnten mit ihm sympathisieren." Allmählich klärte sich der Himmel auf, das Wasser sank, und die Reise nach der Südseite des Sees konnte, abgesehen von der Fahrt über einige tiefe Gewässer, zu Fuß zurückgelegt werden, wobei in der eintönigen unübersehbaren Ebene der Anblick der Lavusiberge, von denen der Kassjafluß herabkommt, für das Auge eine wahre Erholung war.

Den furchtbaren Anstrengungen eines monatelangen Sumpfmarsches, den dabei vorkommenden häufigen Durchnässungen und Erkältungen, verbunden mit Entbehrungen, Aufregungen, Sorgen und Widerwärtigkeiten aller Art, mußte endlich auch die eiserne Natur Livingstones erliegen. Vom Ende des März an hatte er täglich einen im Zusammenhange mit seinem Hämorrhoidalleiden stehenden starken Blutverlust, der ihn ungemein schwächte. Dennoch beobachtete er noch alles, was ihn umgab, mit regem Interesse — die verschiedenen Arten der zahlreichen Wasserpflanzen, die Hunderte großer, grauer, behaarter Schmetterlinge im Schilf, die zahllosen, zum Teil sich unter einander selbst auffressenden Raupen, Fische mit hakenförmiger Unterkinnlade, die sie in den Stand setzt, während des Auf- und Abgleitens ihre weiche Pflanzenkost zu erhaschen, — die Ankündigung des Morgens durch das Krähen der Hähne, das Girren der Turteltauben und den unheimlichen, langgezogenen Schrei des Fischadlers. Auch hielt er die sonntäglichen Gottesdienste noch regelmäßig. Aber in der zweiten Hälfte des April trat

eine bedenkliche Verschlimmerung seines Zustandes ein. Nachdem er bisher noch teils zu Fuß gegangen, teils auf einem Esel geritten war, schrieb er am 21. mit zitternder Hand in sein Tagebuch: „Ich versuchte zu reiten, mußte mich aber niederlegen, und sie trugen mich erschöpft nach dem Dorfe zurück." Von da an wurde er in einer rasch gezimmerten Sänfte, worin er auf einem Grasbette ausgestreckt lag, von Dorf zu Dorf getragen, und so setzte man die Reise langsam südwestwärts fort, um so bald als möglich in eine trockene Gegend zu gelangen. Die Eingeborenen waren freundlich und brachten willig Lebensmittel; aber vergebens sehnte sich Livingstone nach Milch, da die Masitu ihnen ihre Ziegen geraubt hatten und unglücklicherweise eine Büchse mit kondensierter Milch von seinen Leuten in Unjanjembe zurückgelassen worden war. Am 27. schrieb er die kaum leserlichen Worte, es waren die letzten, in sein Tagebuch: „Ganz erschöpft und bleibe, mich zu erholen — schicke, zwei Milchziegen zu kaufen — wir sind an den Ufern des Molilamo." Man könnte sich vielleicht wundern, daß Livingstone, wie es scheint, keine Todesgedanken hatte; allein seine Krankheit gehörte nach seiner eigenen Ansicht zu den Formen, unter welchen das afrikanische Fieber auftritt, und dieses versetzt diejenigen, welche daran sterben, erfahrungsmäßig in einen Zustand der Schwäche und Schlafsucht, worin sie die Nähe ihres Todes nicht ahnen.

Der 29. April 1873 war Livingstones letzter Reisetag. Da er sich zu schwach fühlte, bis vor die Thüre zu der Sänfte zu gehen und jene zu schmal zum Hereinbringen der letzteren war, so befahl er, eine Seite der Hütte abzubrechen. Dies geschah, die Sänfte wurde dicht an das Lager des Kranken gebracht, derselbe hineingehoben und bis an den Molilamo getragen, wo die Ueberfahrt der ganzen Karawane mittelst einer Anzahl Kähne bewerkstelligt wurde. Hierauf ging der Marsch, zum Teil noch durch Moräste, nach dem Dorfe des Häuptlings Tschitambo in der Landschaft Ilala, wohin Susi vorausgeeilt war, um die Errichtung einer neuen Hütte für seinen Herrn zu leiten. Die unvermeidliche Bewegung der Sänfte verursachte Livingstone heftige Schmerzen und versetzte ihn in einen Zustand außerordentlicher Schwäche, so daß er seine Träger oft stille stehen und ihre Last niedersetzen hieß. Als sie endlich das Dorf erreichten, wurde er in seiner Hütte auf ein Grasbett gelegt, an dem statt eines Tisches eine Kiste stand, auf der die Reiseapotheke und verschiedene andere Dinge aufgestellt wurden. Am folgenden Tage stattete Tschitambo seinem Gaste einen Besuch ab, aber Livingstone fühlte sich zu schwach zu einer Unterredung mit ihm und bat ihn, am nächsten Tage wieder zu kommen.

In der Nacht auf den 1. Mai ließ Livingstone durch den bei ihm in seiner Hütte schlafenden Knaben Majwara zweimal Susi zu sich rufen, das eine Mal, um ihn nach der Ursache eines Geschreis zu fragen, und das andere Mal gegen Mitternacht, um sich zur Herrichtung einer Arznei seiner Hilfe zu bedienen. Etwa um 4 Uhr morgens hörte Susi abermals die Schritte des Knaben. „Komm zu Bwana!" sagte derselbe; „ich fürchte

mich, ich weiß nicht, ob er noch lebt!" Alsbald ging Susi mit Tschuma, drei andern Männern und dem Knaben in Livingstones Hütte, wo sie ihn beim Scheine einer noch brennenden Wachskerze an seinem Bette auf den Knieen liegen sahen. In der Meinung, er bete, wollten sie sich zurückziehen; aber auf Majwaras Bemerkung, der Doktor liege schon lange so da, ohne sich zu rühren, traten sie näher. Der Kopf ihres geliebten Herrn ruhte auf den gefalteten Händen und war in die Kissen gesunken; kein Glied regte sich und kein Atemzug ließ sich hören. Jetzt legte einer der Männer seine Hände an die Wangen des Doktors — sie waren kalt, schon seit einiger Zeit mußte das Leben entflohen sein. Er, der in gesunden und kranken Tagen, daheim und auf der Reise, so viel und so inbrünstig gebetet hatte, war auch betend aus dem irdischen Pilgerlande in die himmlische Heimat hinübergegangen. Sanft hoben ihn seine erschütterten Diener auf, legten ihn auf das Bett und deckten ihn zu.

Noch ehe der Tag anbrach, wurde allen Mitgliedern der Expedition die Trauerkunde mitgeteilt, welche sie in große Bestürzung versetzte. So weit von ihrer Heimat entfernt und ihres Führers beraubt, befanden sie sich in einer sehr mißlichen Lage; aber ihr Benehmen macht ihrem Verstand und Herzen gleich viel Ehre. Sobald es ganz hell war, wurden auf Susis und Tschumas Verlangen vor aller Augen die Kisten geöffnet, und Jakob Wainright, der schreiben konnte, nahm ein genaues Inventar der darin befindlichen Gegenstände auf. Sodann wählten die Versammelten Susi und Tschuma als vieljährige Begleiter des Doktors zu ihren Anführern und beschlossen einmütig, die Leiche ihres geliebten Herrn nach Sansibar zu bringen. Uebrigens wollte man seinen Tod vor dem Häuptling und seinen Leuten geheim halten, da man sonst wegen der herrschenden abergläubischen Furcht vor Toten und ihrer feindseligen Einwirkung auf das Schicksal der Lebenden fürchten mußte, mit den Eingeborenen in schwere Verwicklungen zu geraten und jedenfalls zu einer großen Abgabe verurteilt zu werden. Doch darin täuschte man sich: als Tschitambo den Sachverhalt doch erfuhr, benahm er sich aufs großmütigste, sagte Livingstones Leuten, sie sollen ohne alle Sorge sein, und erklärte, dem Verstorbenen müsse alle gebührende Ehre erwiesen werden. So fanden denn die gebräuchlichen Trauerceremonien statt. Der Häuptling erschien an der Spitze seiner Leute und in Begleitung seiner Frauen; er trug ein weites Kleid von rotem Zeug, das ihm über die Schultern fiel, während ihm das um die Lenden befestigte Gewand von einheimischem Baumwollenzeug bis an die Knöchel reichte. Er und seine Leute trugen Bogen, Pfeile und Speere, und zwei Trommelschläger begleiteten mit ihrer Musik die üblichen Totenklagen. Gleichzeitig feuerten die Diener des Entschlafenen, wie sie es bei Arabern und Portugiesen gesehen hatten, eine Flintensalve nach der andern ab.

Außerhalb des Dorfes war eine feste, aber oben offene Hütte errichtet worden, wohin noch an Livingstones Todestage sein Leichnam, sorg-

fältig zugedeckt, in der Sänfte getragen wurde. Dicht bei dieser Hütte erbauten seine Leute die ihrigen, und schließlich wurde die ganze Niederlassung von einer hohen Hecke umgeben. Ohne Verzug geschah das Nötige, um den Leichnam zur Aufbewahrung zuzubereiten. Nachdem das Herz und andere innere Teile herausgenommen und in einer zinnernen Büchse beerdigt waren, wobei Jakob Wainright die Leichengebete las, wurde der Körper, so gut es ging, einbalsamiert und 14 Tage in der Sonne getrocknet. Hierauf wurde er in Calico gehüllt und in ein großes Stück Rinde von einem Mjonga-Baum eingeschlossen; darüber nähte man ein Segeltuch, das man mit Teer bestrich, und die Last wurde an eine Stange gebunden, um von zwei Männern getragen zu werden. An der Stelle, wo diese letzten Verrichtungen geschehen waren und wo auch das Herz begraben lag, schnitt Wainright in einen großen Mvula-Baum Dr. Livingstones Namen und Todestag ein; außerdem errichtete man noch an dem Orte zwei hohe, starke Pfosten mit einem ebenso starken Querholz, ähnlich der Umrahmung einer Thüre, und bestrich das Ganze mit Teer. Der Häuptling aber wurde angelegentlich gebeten, den Platz stets von Gras frei zu erhalten, um den Baum und das hölzerne Wahrzeichen vor den alljährlichen Grasbränden zu bewahren, was derselbe bereitwillig versprach.

In sehr ernster Stimmung traten nun die treuen Diener ihre weite Rückreise an, auf der sie vom Bangweolo-See bis Sansibar nicht weniger als etwa 300 Meilen zurückzulegen hatten. Unter der umsichtigen Führung Susis und Tschumas, welche die Reise ganz nach der Art und Weise ihres Herrn einzurichten suchten, bewegte sich die Karawane an der Westseite des Sees gegen Norden, wurde aber durch allgemeine Erkrankung in den dortigen besonders gefährlichen Sumpfgegenden zu wochenlanger Rast genötigt, ehe sie den Luapula erreichte, den Livingstone so gern gesehen hätte und nach dessen Entfernung von Tschitambos Dorfe er noch in der letzten Nacht vor seinem Tode gefragt hatte. Nachdem sie über diesen aus dem Nordwestende des Sees fließenden Strom gesetzt waren, der hier die ungeheure Breite von fast einer Meile hatte, zogen sie durch endlosen Sumpf und Morast längs des nördlichen Seeufers gegen Osten. Da die Kunde davon, daß sie die Leiche ihres Herrn mit sich führten, ihnen voraneilte, so wurden sie manchmal sehr ungastlich behandelt und mußten im Walde übernachten; in der Stadt des Häuptlings Tschawende aber wurden sie, von dessen betrunkenem Sohne angegriffen, in ein förmliches Gefecht verwickelt, dessen Ausgang war, daß sie die Stadt nahmen und eine Woche darin kampierten. Hierauf wandten sie sich längs des Liposchosi-Flusses gegen Norden und lenkten in den Weg ein, auf dem sie vom Tanganjika her gekommen waren. Als sie aber am Südende des letzteren anlangten, machten sie, eingedenk der Schwierigkeiten einer Reise über die denselben begrenzenden Höhen, einen weiten Bogen um den See und überstiegen dann die Lambalamfipa-Bergkette, von deren Scheitel aus sie einen großen, gegen Norden sich ausbreitenden See vor sich zu sehen meinten, der sich aber als

eine großenteils mit Salzinkrustationen bedeckte Ebene auswies. Auf dieser Steppe, die sie quer zu durchschreiten hatten, gab es eine Menge Hochwild, namentlich Giraffen, Zebras und Elefanten. Es fehlte auch nicht an kleinen Dörfern und sonstigen Lebensmitteln, nur war alles Wasser salzig, und die Reisenden waren daher sehr froh, als sie den Longwafluß erreichten und mit seinem Wasser ihren Durst stillen konnten.

Auf die Kunde, daß eine englische Expedition, bei der ein Sohn Livingstones sich befinde, angekommen sei, eilte Tschuma mit einem von Wainright geschriebenen Todesberichte von Baula nach Unjanjembe voraus, wo er am 20. Oktober ankam, aber in der Hoffnung, einen Sohn seines Herrn zu treffen, sich schmerzlich getäuscht sah. Dagegen fand er eine unter der Führung des Lieutenants Cameron stehende Expedition, welche von der Londoner geographischen Gesellschaft zur Aufsuchung und Unterstützung Livingstones ausgerüstet worden war, und deren Mitglieder jetzt mit Betrübnis die Bestätigung der ihnen bereits zu Ohren gekommenen Nachricht vom Tode Livingstones empfingen. Cameron, der nun auf eigene Hand weiter zu reisen beschloß und aus den geöffneten Kisten fast alle Instrumente Livingstones zu seinem Gebrauche mit sich nahm, wies darauf hin, wie gefährlich und schwierig es sein würde, die Leiche durch das Ugogoland zu bringen, und riet daher Livingstones Dienern, sie an Ort und Stelle zu beerdigen. Aber diese treuen Seelen ließen sich durch nichts von ihrem Entschluß abbringen, und als man sie auf ihrem Weitermarsche wegen der Leiche, die sie mit sich führten, nicht in ein Dorf einließ und sie noch Schlimmeres befürchten mußten, so nahmen sie zu einer List ihre Zuflucht. Susi und Tschuma legten die Leiche in einen neuen Baumrindensarg und umwickelten diesen so mit Kattun, daß das Ganze das Aussehen eines gewöhnlichen Warenballens bekam. Hierauf machten sie ein Bündel von etwa 6 Fuß langen Mapirastengeln, wickelten es in Zeug ein und gaben ihm die Form eines menschlichen Körpers; dann wurden 6 Männer öffentlich mit lauter Stimme beauftragt, diesen angeblichen Leichnam nach Unjanjembe zurückzutragen und zu beerdigen. In feierlicher Weise zogen die Männer kurz vor Sonnenuntergang mit ihrer Last ab und mit dankerfüllten Herzen blickten ihnen die abergläubischen Dorfbewohner nach; jene aber verfolgten ihre Straße, bis sie vor jeder Entdeckung sicher waren, öffneten dann in einem Dschungel ihr Bündel und warfen einen Stengel nach dem andern in das Dickicht, worauf sie einzeln auf verschiedenen Wegen heimlich zu ihren Gefährten zurückkehrten. Niemand ahnte die Täuschung und ungestört konnte die Karawane ihren Marsch nach Bagamojo fortsetzen, wo sie im Februar 1874 ankam. Hier wurden Livingstones irdische Ueberreste dem Kapitäne eines englischen Kriegsschiffes zur Ueberfahrt nach Sansibar übergeben, und damit hatten die ihrem Herrn bis zu seinem Tode und noch über seinen Tod hinaus getreuen Diener ihr überaus schwieriges Werk vollendet. Ihrer Umsicht und Ausdauer ist es auch zu danken, daß genaue und zuverlässige Nachrichten über Livingstones Tod,

sowie seine wertvollen Papiere und Kartenzeichnungen nach Europa gekommen sind.

Von Sansibar wurde die Leiche über Aden, Alexandrien und Southampton nach London in das Haus der geographischen Gesellschaft gebracht, wo sie von mehreren medizinischen Freunden des Verewigten untersucht und an dem falschen Gelenke des von dem Löwen gebrochenen linken Arms, sowie an anderen Merkmalen mit aller Bestimmtheit als die Livingstones erkannt wurde. Am 18. April fand die Beisetzung in der prächtigen Westminsterabtei statt, wo das englische Volk seinen größten und berühmtesten Männern ihre Ruhestätte anweist. Im Gefolge des Sarges, zu dessen Ausschmückung die Königin einen prachtvollen Kranz gesandt hatte, befanden sich außer Livingstones beiden Söhnen und Schwiegervater, dem greisen Dr. Moffat, der Herzog von Southerland, Sir Bartle Frere, Dr. Kirk, Henry Stanley, E. D. Young, F. W. Webb, Oswell, Horace Waller, sowie viele andere alte Freunde und hervorragende Männer des Staats und der Wissenschaft. Die Teilnahme war allseitig und das ehrwürdige Gotteshaus gedrängt voll.

Die schwarze Marmortafel, die jetzt die Ruhestätte des berühmten Mannes bezeichnet, trägt in goldenen Buchstaben die Inschrift:

„Von treuen Händen über Land und Meer gebracht ruht hier
David Livingstone,
Missionar, Reisender, Menschenfreund.
Geboren 19. März 1813 in Blantyre, Lanarkshire.
Gestorben 1. Mai 1873 in Tschitambos Dorf, Ilala.

Dreißig Jahre seines Lebens waren dem unermüdlichen Streben gewidmet, die Völker Afrikas zu evangelisieren, unenthüllte Geheimnisse zu erforschen, den verwüstenden Sklavenhandel in Central-Afrika zu vernichten, wo er noch zuletzt die Worte*) schrieb: „Alles, was ich in meiner Einsamkeit sagen kann, ist: möge des Himmels reicher Segen auf Jeden, Amerikaner, Engländer oder Türken, herabkommen, welcher helfen will, diese offene Wunde der Welt zu heilen!“

Allgemein war die Trauer und überall sprach man von dem Manne, in welchem sich die Eigenschaften eines großen Entdeckers und Missionars, eines Mannes der Wissenschaft und der That, eines unbeugsamen Helden und eines zartfühlenden Menschenfreundes so wunderbar vereinigten, und dessen Leben ein so edles, von großen Ideen durchleuchtetes harmonisches Ganzes darstellte. Der frühere Gouverneur von Bombay, Sir Bartle Frere, sagte in einem Vortrage, den er als Präsident der Londoner geographischen Gesellschaft über Livingstone hielt, unter anderem: „In allen seinen Unternehmungen war die geographische Entdeckung höheren Zwecken untergeordnet.

*) Es sind dieß die Schlußworte seines im Jahr 1872 von Unjanjembe aus dem „New York Herald“ übersandten Aufrufs an die Amerikaner zur Unterdrückung des Sklavenhandels in Afrika.

Er wußte, daß der Reisende dem Kaufmann und Missionar vorangehen müsse und schätzte deshalb alles, was er als Entdecker ausrichtete, nur insofern, als es der Ausbreitung des Christentums und der Civilisation behilflich sein konnte. Wir können übrigens in unseren Tagen die Früchte seines Wirkens noch nicht ermessen; Generationen werden noch darüber hingehen, bis man vollkommen die Größe und Wichtigkeit des Werks erkennen wird, das der edle, willensstarke Schotte vollbrachte, der auf seinen jahrelangen einsamen Wanderungen die Wildnis durchzog, um dem Missionar und dem Kaufmanne den Weg in das Innere Afrikas zu erschließen."

Livingstone legte, wie berechnet wurde, 6000 Meilen Wegs in Afrika zurück und fügte dem vorher bekannten Teile der Erde ungefähr eine Viertelsmillion Quadratmeilen hinzu. Er überraschte Europa durch die Kunde, daß da, wo man sich im Innern Afrikas eine trostlose Sandwüste gedacht hatte, eine große wasserreiche und fruchtbare Hochebene sich ausbreite, und wies die Höhenzüge nach, welche nach Osten und Westen dieses Centralplateau flankieren; er entdeckte die Seen Ngami, Schirwa, Njassa, Moero und Bangweolo, den oberen Sambesi, sowie zahlreiche andere Flüsse und verbreitete Licht über viele vorher unbekannte Länder und Völkerschaften. Er war auch der erste Europäer, der die wundervollen Viktoriafälle besuchte und beschrieb, den Tanganjika-See seiner ganzen Länge nach bereiste und seine Lage richtig bestimmte. Bei seinen Untersuchungen, Beobachtungen und Ortsbestimmungen ging er mit solcher Sorgfalt und Genauigkeit zu Werke, daß er als wissenschaftlicher Reisender hierin unerreicht dasteht; auch von der Form und Struktur des afrikanischen Kontinents als eines Ganzen suchte er eine genaue Kenntnis zu erlangen, und der fortwährenden Aufmerksamkeit, welche er der Geologie, Hydrographie, Botanik und Zoologie widmete, verdanken wir eine Fülle der interessantesten Aufschlüsse.

An den Eingeborenen entging nichts seinem Scharfblicke, und meisterhaft wußte er sie zu behandeln; was ihm aber besonders ihre Achtung und ihr Vertrauen erwarb, war seine makellose Sittenreinheit, seine Redlichkeit und Uneigennützigkeit, sowie sein offenes, gerades Wesen und der Geist des Friedens und herzlichen Wohlwollens, der aus seinen Worten und Handlungen sprach. Nach einem im April 1880 in der Londoner geographischen Gesellschaft vorgelesenen Berichte traf ein Missionar auf einer Reise am Rovuma einen Eingeborenen mit dem Ueberreste eines alten Rocks auf seiner rechten Schulter, welchen er, wie er sagte, von einem weißen Manne, mit dem er vor ungefähr 10 Jahren als Führer zu Mataka reiste, bekommen hatte. Der Weiße, ein Mann mit buschigem Schnurrbart und scharfen, durchdringenden Augen, habe die Schwarzen wie seine Brüder behandelt, seine Rede sei immer sanft und sein Benehmen immer freundlich gewesen; diesen Mann werde er nie vergessen, so lange er lebe, und von ihm werde man im ganzen Rovumathale noch sprechen, wenn die, welche jetzt leben, schon alle dahin seien. So hat also Livingstone nicht bloß Samenkörner göttlicher Wahrheit in Afrika weit und breit ausgestreut,

sondern auch den Eingeborenen ein leuchtendes Vorbild praktischen Christentums hinterlassen, auf das die Sendboten, die ihm folgen, zur Veranschaulichung dessen, was sie lehren, hinweisen können.

Livingstones Tod schließt die Geschichte seiner Wirksamkeit keineswegs ab. Von der ehrwürdigen, abgezehrten Gestalt des Mannes, welcher, ein Opfer seiner Liebe zu Afrika, einsam sterbend an seinem Bette in Ilala kniete, ging ein elektrischer Funke aus, der unzählige Herzen schneller schlagen machte, und es war, als ob die civilisierte Welt den Beschluß gefaßt hätte: „Livingstones Werk soll nicht sterben — Afrika soll leben!“ Heiße Wünsche, die er viele Jahre seines Lebens betend auf dem Herzen trug, sollten nach seinem Tode ihrer Erfüllung entgegengehen. Einer derselben war die Vernichtung des afrikanischen Sklavenhandels samt dem damit zusammenhängenden unsäglichen Jammer und Elend. Noch im August 1872 sagt er in einem Briefe an Agnes, die Aufhebung des Sklavenhandels sei etwas, wofür es wert sei, gelebt zu haben, und im Dezember desselben Jahres schrieb er an seinen Bruder in Canada: „Wenn der gütige Gott mir gestattet, den ungeheuren Uebeln des Sklavenhandels ein Ende zu machen, so liegt mir an meinem Hunger und meinen Beschwerden nichts.“ Als seine Briefe und Berichte über die von den Sklavenhändlern in Manjuema verübten entsetzlichen Greuelthaten nach England kamen, nahm sich die Regierung und das Parlament der Sache energisch an. Infolgedessen kam im Jahr 1873 durch Dr. Kirk ein Vertrag mit dem Sultan von Sansibar zustande, nach welchem die Verschiffung von Sklaven über ein Küstengebiet von etwa 200 Meilen verboten ward, und später wirkte man auch ein Verbot des Landtransports aus, so daß der Sklavenhandel im ganzen Territorium des Sultans für unerlaubt erklärt wurde. Ein ähnlicher Vertrag wurde von England mit der türkischen Regierung über die unter ihrer Herrschaft stehenden Teile des afrikanischen Kontinents abgeschlossen, und in Uganda trug, von der durch Livingstone veranlaßten Bewegung ergriffen, sein Landsmann, Missionar Mackay, wesentlich dazu bei, daß der seitdem verstorbene König Mtesa den Sklavenhandel in seinem Lande verbot. Zwar sind das nur Anfänge, aber nachdem Livingstone den afrikanischen Sklavenhandel in seiner ganzen Abscheulichkeit vor den Augen Europas enthüllt hat, kann dieser Gegenstand, ehe Abhilfe geschafft ist, nicht mehr von der Tagesordnung verschwinden, um so weniger, als Afrika seit dem Tode Livingstones durch Unternehmungen aller Art uns immer näher gerückt wird.

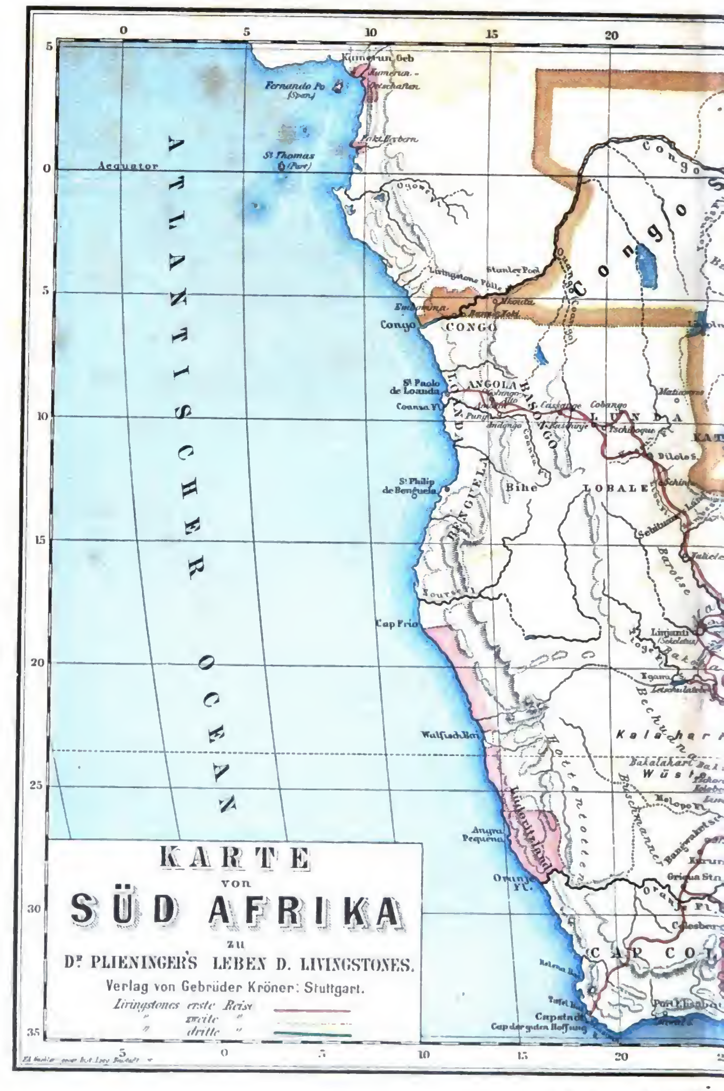
Wunderbar ist der Aufschwung, welchen Livingstone hierin bewirkte, indem er durch seine Entdeckungen und zuletzt durch seinen Tod die allgemeine Aufmerksamkeit auf den vorher so wenig bekannten Erdteil lenkte. Fast aus allen europäischen Nationen machten sich Forschungsreisende nach Afrika auf, und insbesondere setzte Stanley das Werk Livingstones fort, indem er, was diesem unmöglich gemacht worden war, durch seine Fahrt auf dem Lualaba abwärts von Njangwe die Identität dieses Stromes

mit dem Kongo nachwies. Der Handelswelt ging ein neues Licht über die Leistungsfähigkeit Afrikas auf, man zweifelte nicht, daß es die meisten bisher aus Indien bezogenen Produkte liefern könnte und entwarf Pläne, den Kontinent mit Straßen und Eisenbahnen von der Küste bis zum Innern zu durchkreuzen. Im Auftrage der unter dem Protektorate des Königs von Belgien stehenden internationalen afrikanischen Gesellschaft errichtete Stanley vom Jahr 1879 bis 1884 am Kongo hinauf 45 Stationen und legte Straßen, sogar Eisenbahnen an, um im friedlichen Einverständnisse mit den umwohnenden Negerfürsten das Kongobecken mit seinen herrlichen Naturerzeugnissen und 30—35 Millionen Einwohnern dem Weltverkehr und der Civilisation aufzuschließen. Dieses riesige, nach vorläufiger Berechnung 2562415 Quadratkilometer, mithin die fünffache Fläche Frankreichs betragende Gebiet ist zur Gründung eines internationalen Freistaates bestimmt, zu dessen Anerkennung die hervorragendsten Kulturstaaten beider Erdhälften sich vereinigt haben. Nicht wenig hat zu dieser Vereinbarung das deutsche Reich, in dessen Hauptstadt die Kongokonferenz unter dem Vorsitze seines großen Kanzlers tagte, beigetragen; auch hat eine Anzahl kühner deutscher Forschungsreisender unsere Kenntnis des südlichen Kongobeckens, des Sudan und anderer Teile Afrikas wesentlich bereichert, und dadurch, daß Länderstrecken im Westen und Osten dieses Weltteils, wie auch in Australien in deutschen Besitz gekommen und unter den mächtigen Schutz der deutschen Flagge gestellt worden sind, ist unser Vaterland in die Reihe der Kolonialmächte eingetreten, mit der hohen Aufgabe, den Naturkindern, die es unter seinen Schutz genommen hat, eine fürsorgende, auf ihr geistiges und leibliches Wohl bedachte Mutter zu werden.

Um die Verbreitung christlicher Civilisation zu fördern, ließ die Livingstone-Centralafrika-Company den dem Leser so wohlbekannten Murchison-Fällen entlang eine Straße bauen. Besonders nützlich erwies sich dieses Verbindungsglied zwischen der Ostküste und dem Njassadistrikte für die in jenen Gegenden befindlichen neuen Missionsstationen und Niederlassungen. Vom Jahr 1875 an wurden nämlich am Njassa-See, auf den vom Schire aus im Oktober jenes Jahres ein der oben genannten Gesellschaft gehöriges, „Ilala“ genanntes Dampfboot einfuhr, drei schottische Missionsstationen, und zwar die „Livingstonia“ im Süden, eine zweite im Westen und die dritte im Norden des Sees errichtet, während am Schire unter dem Namen „Blantyre“ eine ebenfalls schottische Mission nebst einer Handwerkerkolonie und zwei Filialstationen gegründet wurde. Ferner ließ sich die Universitätenmission zwischen der Ostküste und dem Njassa-See nördlich vom Rovuma nieder und gründete aus befreiten Sklaven die Dorfgemeinde Masasi. So kam, wenn auch erst nach Livingstones Tode, in jenen Gegenden, die ihm so sehr am Herzen lagen, einer seiner Lieblingswünsche und Entwürfe nach dem anderen zur Ausführung. Am Tanganjika-See, der durch eine 467 km lange Straße mit dem Nordende des Njassa-Sees verbunden wurde, errichtete die Londoner Missionsgesellschaft Stationen, und im Jahr 1883

ließ sie ein eisernes Dampfboot auf den See bringen, das von den dortigen Arabern und Negern für das größte Wunder der Welt erklärt wurde. Die Pariser evangelische Missionsgesellschaft faßte das Barotsethal ins Auge. Doch es würde zu weit führen, wenn wir alle durch Livingstone hervorgerufenen Unternehmungen zur Evangelisation und Civilisation Afrikas aufzählen wollten; es sei daher nur noch erwähnt, daß auch die neue Welt regen Anteil daran nimmt und zur Verwendung eines für Afrika bestimmten Vermächtnisses von einer Million Dollars zunächst eine Hochlandstrecke im Osten von Benguela für eine amerikanische Mission und Kolonie gewählt wurde.

Unübersehbar sind die Folgen der Bewegung, welche Livingstone zu Gunsten Afrikas in Gang gebracht hat. Sie weissagt diesem Weltteile den Anbruch einer neuen Zeit, und wenn in demselben spätere Generationen sich der Segnungen christlicher Civilisation erfreuen und auf den Ursprung und Anfang derselben zurückblicken werden, so wird unter den Wohlthätern Afrikas der Name Livingstones obenan stehen — der Name des großen Missionars, Entdeckers und Menschenfreundes, der, erfüllt von Liebe zu seinen schwarzen Brüdern, für Afrika lebte und starb.


KARTE
von
SÜD AFRIKA
zu
Dr. PLIENINGER'S LEBEN D. LIVINGSTONES.
Verlag von Gebrüder Kröner: Stuttgart.
Livingstones erste Reise
" zweite "
" dritte "
ATLANTISCHER OCEAN
Aequator
Fernando Po (Span.)
St. Thomas (Port.)
Congo
CONGO
ANGOLA
St. Paolo de Loanda
St. Philip de Benguela
Bihe
LOBALE
LUNDA
Cap Frio
Walfisch Bai
Angra Pequena
Kalahari
Bakalahari Wüste
CAP COL
Capstadt
Cap der guten Hoffnung
Stanley Pool
Livingstone Fälle
Linyanti
Oranje Fl.



Victoria Nyanza
Mombasa
Sansibar
USAGARA
Mozambique
COMORO I.
Johanna I.
Mozambique Canal
INDISCHER OCEAN
MADAGASCAR
Wendekreis d. Steinbocks
MATEBELE
TRANSVAAL
Pretoria
ORANJE FREISTAAT
NATAL
Pietermaritzburg
Zululand
Delagoa B.
Cap Corrientes
Sofala B.
Quilimane
Zambesi Fl.
C. Delgado
Algoa Bai
Maßstab 1:25.000.000
Kilometer
Deutsche Besitzungen im Jahre 1885.
Congo Staat.
östl. v. Greenw.



